



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des dreizehnten Bandes.

Die Ringe des Maurenfürsten.

Abenteurer-Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

F. v. Zobeltitz.

(Schluß.)

Zanarelli und Krackwitz standen neben einander auf einer der oberen Stufen der Decktreppe des Schiffes und späheten, unaufhörlich vom Wasser überpeitscht, hinaus in den Sturm. Sterben müssen! Eisige Kälte durchrieselte Krackwitz bei diesem Gedanken. Oft genug hatte er dem Tod in's Angesicht geschaut, doch nie hatte er das Furchtbare seiner Nähe so schreckhaft gefühlt als jetzt. Sterben müssen, wo ein theures Weib und ein geliebtes Kind auf seine Rückkehr warteten, sterben müssen in öder, weiter Wasserwüste, o, das war entsetzlich!

„Krackwitz!" Die Hand Zanarelli's legte sich schwer auf seinen Arm. „Sehen Sie die Wolken, den Mond? Ich täusche mich nicht, der Sturm läßt nach und drüben — drüben der dunkle Streif, das ist Land, das ist Formentera!"

Mit einem Satz war Zanarelli dann die Treppe hinab, mitten unter der verzweifelnden Mannschaft. Ein Theil

der Leute untersuchte auf seinen Befehl die Pumpen, ein anderer die an Bord hängenden Boote. Die Pumpen waren zerstört und unbrauchbar geworden, von den vier Booten zwei zerschmettert.

Der Orkan hatte sich, nachdem er sechs Stunden hindurch mit furchtbarer Gewalt getobt, fast ebenso plötzlich gelegt, wie er ausgebrochen war. Die dunklen Wolken am Himmel waren zerrissen und zwischendurch leuchtete ein Stück mondscheinüberstrahlten blauen Firmaments. Nun erst konnte man sehen, wie schrecklich der Sturm gehaust hatte. Nichts war von der „Esperanza" geblieben, als ein zertrümmertes Wrack.

Noch immer gingen die Wellen so hoch, daß es lebensgefährlich war, sich den leichten Booten, die vorsichtig in das Meer hinabgelassen wurden, anzuvertrauen, aber gegen den sicheren Untergang auf dem Schiffe war dieses letzte Hilfsmittel fast als Rettung zu begrüßen.

Auf dem leeren Deck stand Zanarelli und überwachte das Niederlassen der Boote; er war baarhäuptig, und der Wind spielte mit seinen langen grauen Haaren und mit dem bis auf die Brust reichenden Barte.

„Eine Frage, Obrist," — Krackwitz trat an den Alten heran — „was wird aus dem Golde?"

„Aus dem Golde? Beim Himmel, erst jetzt fallen mir unsere Schätze ein! Schauen Sie sich die Boote an, Junker, sie bieten kaum Platz genug für die neunzehn Mann unserer Besatzung! Doch wo ist Gonzales?"

Wo war Gonzales? Krackwitz hatte ihn seit Ausbruch der Sturmes nicht gesehen, und auch Zanarelli nicht.

Nun stürmten Beide angstbeflügelt in den Raum hinab, ihn zu suchen.

Die Kajüte war leer, doch die Thüren zu den Nebenräumen standen weit offen. Klopfenden Herzens stürzten Krackwitz und Zanarelli weiter — was war das? Die Pulverkammer war erbrochen worden, auch der Packraum gegenüber, jener Verschlag, in dem man das Gold Almahadi's aufgespeichert hatte! Noch drei Schritte — und nun stieß Zanarelli einen Schrei des Entsetzens aus und griff mit den Händen zur Stirn.

Ein irrsinniges Lächeln auf dem fahlen Gesicht, ein großes Messer in der einen, eine Fackel in der anderen Hand, so kauerte Gonzales in der Mitte der kleinen Kammer. Die meisten der Ledersäcke waren aufgeschnitten, Goldbarren, Münzen, Schmuckstücke und Edelsteine lagen verstreut auf der Erde, zwischendurch aber sah Zanarelli mit schreckenerstarrtem Auge eine schwarze, körnige Masse rieseln — Pulver!

„Ah, Zanarelli — Du bist's?“ flüsterte der Wahnsinnige. „Komm' her zu mir, setze Dich nieder, hier sind wir am besten aufgehoben! Laß doch den Sturm toben, was kümmert's uns! Wir gehen nicht unter, wir brauchen es nicht — sinkt unser Schiff, siehe, so wende ich nur meine Fackel, dann sprühen die Funken, und wir fliegen dem Himmel entgegen! 's ist besser oben als unten im kalten Meere!“

Zanarelli wandte sein wie zu Stein gewordenes Antlitz Krackwitz zu, der fassungslos, den stieren Blick auf Gonzales gerichtet, an der Bretterwand lehnte.

„Man ruft Sie, Krackwitz — gehen Sie!"

„Junker — Junker!" ertönte die Stimme Niko's, „wo sind Sie?"

Krackwitz erfaßte die Hand Zanarelli's und drückte sie krampfhaft.

„Wir müssen ihn retten, Freund — gilt's auch unser eigenes Leben!"

„Gilt's mein Leben auch, denn das ist nichts werth, an Ihrem aber hängt das Wohl von Weib und Kind! Denken Sie daran, Krackwitz, und gehen Sie!"

Niko's bleiches Gesicht lugte in den Verschlag hinein. „Um Gott, Junker, wo stecken Sie? Die Mannschaft will nicht länger warten, jeden Augenblick können die Boote abstoßen, kommen Sie, kommen Sie, sonst sind wir verloren!"

„Gehen Sie!" Zanarelli sagte das mit lauter, befehlender Stimme. „Lassen Sie mich allein mit jenem Unglücklichen. Entweder trage ich ihn auf meinen Schultern an Formentera's Küste, oder ich gehe mit ihm unter!"

Der Junker fühlte sich plötzlich umschlungen und fühlte, daß zwei bärtige Lippen sich auf seinen Mund preßten — dann riß Niko ihn willenlos mit sich fort.

Nun war Zanarelli mit einem Sprunge an der Seite Gonzales' und nahm ihm die Fackel aus der Hand.

„Folge mir, Gonzales," sagte er ruhigen Tones, „das Schiff sinkt, wir müssen uns zu retten suchen."

„Zu retten — weshalb? Was frag' ich nach Rettung und Hilfe, ich fürchte den Tod nicht! Nur im

Wasser will ich nicht sterben, deshalb gib mir die Fackel zurück, Zanarelli! Droben sind Viele, die meiner harren: Apuja, mein Liebling, und Abu Tarik, mein Vater und hundert Andere! Apuja werde ich sagen können, daß sie gerächt ist, und Abu Tarik, daß ich seine Wünsche erfüllt und bis zum letzten Augenblicke über die Schätze Almahadi's gewacht habe. Gib mir die Fackel wieder, Zanarelli!"

Statt aller Antwort faßte der alte Brigant mit Riesenkraft die Hände Gonzales' und versuchte, ihn mit sich zu ziehen. Aber mit einem wilden Schrei sprang Letzterer zurück — ein erbittertes Ringen entstand zwischen den beiden Freunden und Waffengefährten, ein Ringen um Leben oder Sterben — — —

Die beiden Boote mit der geretteten Mannschaft waren der Küste nahe, als hinter ihnen ein dumpfes, gewaltiges Krachen hörbar wurde. Die Wellen schlugen hoch auf, und aus dem Meere stieg an der Stelle, wo vorher das Wrack der „Esperanza" getrieben, eine Flammensäule empor, die in einem gewaltigen Funkenregen auf das Wasser zurückprasselte.

6.

Nördlich von Aleria, an der Ostküste Korsika's, liegt Cervione, ein ödes, schmutziges Nest, auf dem Hange der Berge. Ein festes Kastell ragt über die Dächer der niedrigen, verwahrlosten Häuser herüber, die es umgeben, und von der Höhe des Kastells kann man auf viele Meilen in der Runde Land und Meer überschauen.

In Cervione residirte seit dem 15. März 1736 Kor-

sika's neuer Beherrscher, König Theodor I. Im Konvent zu Alesani, vier Wochen nach seiner Ankunft in Aleria, wurde dem Baron v. Neuhoff von den Vertretern des korsischen Volkes die Krone erblich übertragen; da jedoch die Korsen zu arm waren, ihrem Auserwählten eine Krone aus funkelndem Golde auf das Haupt zu setzen, so flochten sie in unbewußter Poesie aus Eichenblättern ein Diadem und krönten ihren König damit. Das war keine Komödie, kein Possenspiel — das vielgeprüfte, unglückliche, verzweifelnde Volk trug eine so gewaltige Sehnsucht nach Freiheit im Herzen, daß es überlegungslos Demjenigen vertraute, der in ihm nur die Hoffnung auf diese Freiheit erweckt hatte.

Das Haus zu Cervione, allwo König Theodor Hof hielt, war ein düsteres, unfreundliches Gebäude, aber sein neuer Besitzer hatte es so wohnlich wie möglich, wenn auch keineswegs „königlich", einrichten lassen. Von der Zinne herab wehte das Nationalbanner der Korsen, die grün-gelbe Fahne mit dem frommen Spruche: „In te Domine speravi," und über den Portalen und Thüren war in Stuckarbeit das Wappen Neuhoff's oder die gekrönten Initialen T. R. — „Theodorus Rex" — angebracht worden. Dekorateure aus Pisa und Livorno hatten den inneren Gemächern des Palastes eine würdige Ausstattung geben müssen, und im größten Saale des Hauses fehlte sogar nicht eine Art Thron, auf dem der König sich niederließ, wenn er mit seinem aus neuernannten Grafen, Marquis und Baronen sich zusammensetzenden Ministerium über des Staates Wohl und Wehe konferirte.

In diesem „Thronsaal“ empfing König Theodor an einem der letzten Augusttage des Jahres sechsunddreißig einen fremden Gast, den der Marquis Xaverius Matra, Großmarschall des Palastes, als Junker v. Krackwitz, in geheimer Mission aus Deutschland, gemeldet hatte.

Theodor saß in einem steiflehnigen vergoldeten Sessel, das Haupt in die Hand gestützt, das Antlitz bleich, die Augenbrauen finster zusammengezogen — und vor ihm stand, nicht minder tiefen Ernst auf den Zügen, doch kraftvoll und hochaufgerichtet wie immer, der Junker.

„Es ist ein tragisches Verhängniß, das sich über mir zusammengezogen hat,“ sagte Theodor mit klangloser, zitternder Stimme, „aber was hilft alles Klagen! Kein Mensch macht die Todten lebendig, und dem geschicktesten Taucher der Welt sollte es schwer fallen, die verstreuten Millionen Almahadi's vom Meeresgrunde zusammen zu lesen! Und nichts, Krackwitz, nichts sagen Sie, ist gerettet worden?“

„Nichts,“ entgegnete der Gefragte, „als die drei Ringe Boabdil's, die ich in meiner Kleidung trug, und die neunzehn Mann der Schiffsbesatzung, die, ihres Führers beraubt, sich mir anvertraut haben und drunten im Schloßhofe auf meinen Bescheid warten, ob Sie, Sire,“ — dieses „Sire“ kam schwer genug von des Junkers Lippen — „geneigt sind, die Leute in Ihren Sold zu nehmen. Für die Tapferkeit dieser Burschen bürge ich.“

Theodor winkte erregt mit der Hand. „Ihr Wort genügt mir, Krackwitz — Arrighi, mein Truppeninspektor, mag die Leute unterbringen. Und Sie selbst, Freund, was haben Sie beschlossen?“

„Ich habe mein Wort eingelöst, so gut ich es vermochte! Der Himmel wollte nicht, daß die Schätze Almahadi's, um derentwillen schon so viel Blut geflossen, der Menschheit zurückgegeben werden sollten — er warf sie dem Meere in den Schoß! Um mein Versprechen zu halten, habe ich Weib und Kind einsam gelassen, hab' ich mich selbst in Todesgefahr gestürzt und vor meinen Augen zwei treue Freunde untergehen sehen. Die Bedingungen meines Kontraktes sind redlich erfüllt, nun will ich mich zur Heimreise rüsten."

„Zur Heimreise — Sie Glücklicher! Ich wollte, auch ich hätte eine Heimath, die mir als Lohn für ein bewegtes Leben den Frieden böte! Auf diesem Inselreiche hoffte ich mit dem alten abschließen und mit dem neuen Dasein beginnen zu können, aber das Elend heftet sich mir an die Fersen, und der Jammer um die Existenz will nicht enden. Beim ewigen Himmel, Junker, Schulden und Sorgen haben in den bösesten Jahren mich nicht so gewaltig gedrückt, als die grüne Krone von Korsika, und peinvollere Stunden hab' ich selbst in der Bastille von Paris, im Schuldgefängniß von Amsterdam und unter dem Sklavenjoche in der Berberei nicht verlebt, als auf diesem unseligen Throne! War es doch schon schwer genug, den Frieden innerhalb des Volkes selbst herzustellen, die zahllosen Familienkriege zu schlichten und die am Marke dieser ebenso tapferen wie heißblütigen Nation zehrende, schreckliche Vendetta auszurotten! Ich habe versucht, die Industrie durch Anlage von Waffenfabriken, Spinnereien, Salinen, Zeugwirkereien zu heben, habe mit großen spani-

schen, italienischen und französischen Fabrikhäusern Handelsverbindungen geschlossen, um die merkantilen Beziehungen Korsika's zu erweitern, und habe schließlich mit einem wohlgeordneten kleinen Heere die Genuesen im Inneren der Insel fünfmal auf's Haupt geschlagen. Aber was nützen diese kleinen Erfolge der Uebermacht des Feindes gegenüber! Allwöchentlich laufen Meldungen bei mir ein, daß neue Kriegsschiffe der Genuesen in Bastia eingetroffen sind — und da diese Krämerseelen selbst zu feige sind, sich am Kampfe zu betheiligen, und zu geizig, eigene Söldner zu werben, so haben sie ihre Kerker geöffnet und ihre Galeeren freigemacht und uns eine Horde von zweitausend mordgierigen Banditen auf den Hals gehetzt, die zahllose Greuel in den Bergen verüben! Besteht meine Armee auch aus tapferen Burschen, die freudig ihr Herzblut für ihre Freiheit opfern, so ist sie doch nicht stark genug, die Angriffe von allen Seiten abzuwehren. Auch an Munition beginnt's uns zu fehlen — die bitterste Sorge aber verursacht mir der Mangel an Geld! Nur die Hoffnung auf Ihre Hilfe, Krackwitz, hat mich bisher vor einem letzten entscheidenden Schritte bewahrt — und nun ist auch diese Hoffnung geschwunden!"

Nicht ohne Mitleid schaute Krackwitz auf den also Klagenden, doch mehr als der Person dieses armen Königs galt das Mitleid dem unglücklichen Volke, das in seiner glühenden Freiheitsliebe, in seiner wilden Verzweiflung den unerfüllbaren Versprechungen eines Abenteurers vertraut hatte. War es nicht im Grunde genommen ein neues Verbrechen dieses unseligen Menschen, in dem ge-

knechteten Korsenvolke Hoffnungen erweckt zu haben, die sich nie verwirklichen konnten?

„Sie sprachen mir in Algier von Bundesverträgen mit verschiedenen Mächten," nahm Krackwitz zögernd das Wort, „Sie hofften auf die Unterstützung der Mittelmeerstaaten, auf die Hilfe Englands —"

„Vergebliches Hoffen!" fiel Neuhoff bitter ein. „Versprechungen gab man mir überall, doch kein Mensch hat Wort gehalten! Die Türkei schützt ihren Konflikt mit Persien vor, Spanien seine Hafenverträge mit Genua. England hat mich mit einigen Schiffen für abgefunden erklärt, in Marokko ist eine neue Dynastie an's Ruder gekommen, in Algier herrscht Anarchie. Nur in Holland sind noch die Handelshäuser Boom, Neufville und Trochain auf meiner Seite, aber auch von dort bin ich Wochen lang ohne Nachricht geblieben. Längst hätte ich persönlich den Kontinent bereist, um mir neue Hilfsmittel zu schaffen, doch die unklare Stellung, die Frankreich Korsika gegenüber noch immer einnimmt, läßt mich's nicht wagen, die Insel für längere Zeit zu verlassen. Ah, Krackwitz" — Neuhoff richtete sich lebhafter auf — „da fällt mir ein, daß Sie mir und meinem Volke einen großen Dienst erweisen können! Sie wissen, daß Frau v. Beaubuisson, Ihre Verwandte, Priorin des Klosters San Agnese ist. San Agnese liegt im Westen des Reiches und steht unter französischem Protektorate. Ich weiß bestimmt, daß Frau v. Beaubuisson aus alter Passion noch immer politisch für Frankreich thätig ist, daß sie, wie einst mit Dubois, so jetzt mit dem Minister Fleury in intimer Verbindung

steht, über die Absichten des Versailler Kabinets also jedenfalls genau orientirt ist. Während es mir unmöglich ist, mich Frau v. Beaubuisson zu nähern, dürfte es Ihnen, Junker, leicht sein, von ihr Näheres über die Stellungnahme Frankreichs zu meinem Unternehmen zu erfahren. Würden Sie mir diese Gefälligkeit erweisen? Die Reise nach San Agnese nimmt nur kurze Zeit in Anspruch, so daß der Termin Ihrer Rückkehr nach der Heimath nur um wenige Tage verschoben werden würde."

Krackwitz antwortete nicht augenblicklich, und dieses Zögern schien Neuhoff als ein Zeichen der Verneinung zu deuten, denn er fuhr rasch und in augenscheinlicher Erregtheit fort: „Ich weiß, Krackwitz, Sie können nicht vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist, es widerstrebt Ihnen, meinen Interessen zu dienen! Vergessen Sie aber auch nicht, daß ich nicht mehr der Baron Neuhoff bin, jener Neuhoff, der Ihnen dereinst als Todfeind gegenübertrat, sondern der Herrscher von Korsika, der Mann, auf dem die Hoffnungen eines unglücklichen Volkes ruhen. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen im Garten Sidi Hussein's zu Algier sagte: das, was Sie für mich thun, thun Sie für Korsika!"

„Ich habe das nicht vergessen, Sire! So unausfüllbar tief auch die Kluft ist, die uns Beide trennt — zum Guten und Edlen werde ich Ihnen immer mit Freuden die Hand reichen! Ich bin bereit, nach San Agnese zu reisen und bitte um Ihre Direktive."

Neuhoff machte eine Bewegung, als wolle er die Rechte des Junkers erfassen und ihn an sich ziehen, im selben

Moment aber trat Krackwitz einen Schritt zurück. Theodor zuckte zusammen und mit einem knirschenden Laut biß er die Zähne auf einander. Die Demüthigung, die seiner Vergangenheit galt, war bitter, aber Neuhoff hatte gelernt, sich zu bemeistern.

„Ich danke Ihnen im Namen des Landes," sagte er kurz. „In den ersten Tagen des September findet eine Volksversammlung statt, auf welcher ich die Erklärung abgeben will, die Regierung niederzulegen oder selbst nach dem Kontinent zu reisen, falls bis zum November die mir zugesagte Hilfe nicht eingetroffen ist. Unmittelbar danach aber habe ich die Absicht, das Innere des Landes zu inspiziren, und ich denke, daß wir uns dort, wenn es Ihnen recht ist, ein Rendez-vous geben. Lassen Sie uns das Weitere in Ruhe verabreden. Da Sie Ihre Reise nach San Agnese vor morgen früh wohl nicht antreten werden, so gestatten Sie mir, Ihnen in meinem Hause Quartier anzubieten. Selbstverständlich werde ich nicht versäumen, Sie mit meinen Räthen, den Häuptern der Nation, bekannt zu machen, von ihnen mögen Sie sich sagen lassen, wie sehr ich bemüht bin, mein Volk zum Siege zu führen, mein Land zu beglücken und damit — meine Vergangenheit auszulöschen!"

Neuhoff hatte diese letzten Worte in sichtbarer Bewegung gesprochen, doch nun verneigte er sich kurz und förmlich und schritt zur Thüre. —

Am Morgen des folgenden Tages verließ Krackwitz Cervione und machte sich, der Sicherheit wegen von einer kleinen bewaffneten Eskorte umgeben, nach San Agnese

auf den Weg. Siebenzehn Jahre waren seit jenem verhängnißvollen Tage verflossen, an dem er Frau v. Beaubuisson zum letzten Male gesehen — was hatte er in dieser Zeit nicht Alles erlebt und erlitten!

In Casacconi versammelte König Theodor am 2. September das Parlament und gab jene Erklärung ab, die er Krackwitz in dessen Audienz mitgetheilt hatte. Dann zog er mit einem großen Train nach dem Westen des Landes, um sich dort huldigen zu lassen. Zu seinem eigenen Erstaunen fand er auch auf dieser, von den ältesten Edeln des Reiches bewohnten Seite der Insel begeistertes Entgegenkommen. Er wurde unter großen Ehrenbezeugungen empfangen und wie ein Triumphator nach Sartene geführt, wo er als Dank für die treue Anhänglichkeit seines Volkes mit verschwenderischer Hand Titel und Orden vertheilte. Um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, stiftete er auch eine neue Rittergemeinschaft „von der Befreiung“, die jedem Mitgliede tausend Skudi kostete. Die Historiker erzählen, daß dieser Bund schon im ersten Monat vierhundert Anhänger besaß (meist Ausländer), daß diese ingeniöse Finanzspekulation Neuhoff's also nicht ohne Erfolg geblieben war. Die Ritter „della liberazione“ trugen ein azurblaues Wamms mit einem silbernen Stern in der Mitte und mußten dem Könige Gehorsam zu Wasser und zu Lande schwören; daneben waren sie verpflichtet, alltäglich zwei Psalmen, den vierzigsten und den siebenzigsten, zu beten. — —

An der Westküste der Insel lag jene Provinz des Reiches, die fast ausschließlich von griechischen Kolonisten

bewohnt wurde. Schon im Jahre 1676 war eine große Anzahl Mainoten, des Türkenjoches müde, beim Rathe von Genua um die Erlaubniß eingekommen, sich in Korsika anfiedeln zu dürfen. Der Doge hatte — stets darauf bedacht, das ungeberdige Korsenvolk mit fremden Elementen zu durchsetzen — mit Freuden diesem Wunsche nachgegeben und seine Nachfolger hatten sich beeilt, die griechische Kolonie durch neue Zuzüge zu verstärken. In ihrer Dankbarkeit hielten die Mainoten sich für verpflichtet, mit aller Kraft für die genuesische Sache einzutreten, und so war den Korsen in ihrem eigenen Lande ein Feind erwachsen, dessen Kraft und Tapferkeit nicht zu unterschätzen war.

Auf einem steil und vielgestaltig zum Meere abfallenden Felsen an der Küste erhoben sich grau und verwittert die Mauern und Thürme des Klosters zur heiligen Agnes. Zu der rauhen, öden und felsigen Gegend paßte das gigantische Aeußere der Klostergebäude. Zwei riesenhafte, viereckige Thürme flankirten die Mittelfront, während ein dritter runder Thurm sich auf der Spitze des ziemlich weit in das Meer vorspringenden Felsens erhob.

Die Nonnen von San Agnese gehörten durchweg alten, hochadeligen Geschlechtern Italiens, Frankreichs und Spaniens an, und waren Damen, die sich wohl aus Groll, aus getäuschter Hoffnung oder innerem Drange dem Treiben der großen Welt entziehen, die aber nur schwer den gewohnten Comfort aufgeben konnten. Das Innere des Klosters entsprach demzufolge keineswegs seinem rauhen Aeußeren, war im Gegentheil mit derselben eleganten Behaglichkeit, wenn auch mit etwas ernsterem Anstrich

eingerichtet, wie die Salons in den vornehmeren Vierteln von Paris, Madrid, Genua, Rom oder Florenz. Besonders das Empfangszimmer der Oberin zeigte jenen schweren, gediegenen Comfort, den man nur in wirklich aristokratischen Häusern findet, und hätte nicht das mächtige silberne Kruzifix an der Längswand einen eigenartig beschaulichen, weltablenkenden Eindruck gewährt, man hätte vermeinen können, sich im Faubourg Saint Germain, nicht in einem Felsenkloster Korsika's zu befinden.

Am offenen Fenster saß Frau v. Beaubuisson in einem hohen Fauteuil, und ihr gegenüber Krackwitz. Die „schöne Regina", wie sie in ihrer Blüthezeit sich gern nennen hörte, war zur Greisin geworden. Die einst so schlanke, graziöse Figur neigte sich leicht vornüber, als drückten sie die achtundfünfzig Jahre, die über das ergrauende Haupt gezogen, und die Fülle der Formen war einer unschönen Magerkeit gewichen. Wohl zeigte das von zahlreichen Linien durchzogene Antlitz noch Spuren einstiger Schönheit, aber zwischen Nase und Mundwinkel senkte sich ein eigenthümlich scharfer, unangenehmer Zug herab. Wie hochgeschwellte Bitterkeit, wie lauernde Bosheit und versteckte Hinterlist schaute es aus dieser Falte hervor, und nur, wenn man in den noch hellen Glanz der Augen sah, konnte man den häßlichen Eindruck vergessen, den jene Linie erweckte.

Krackwitz war auf's Höchste betroffen gewesen über die äußere Veränderung der ehemals so anmuthigen, vielbewunderten Frau. Siebenzehn Jahre waren freilich eine lange Zeit, doch der Junker hatte erwartet, die „schöne

Regina" als würdige Matrone wiederzusehen, nicht als eine verfallene Greisin. Auch die Art der Begrüßung Seitens der Frau v. Beaubuisson war eine merkwürdig kühle; von der alten Herzlichkeit und dem mütterlichen Ton, den sie ehemals Krackwitz gegenüber anzuschlagen liebte, war nichts übrig geblieben, es schien, als sei auch das seelische Leben dieser Frau im Absterben begriffen.

Mit hohler, salbungsvoller Stimme erkundigte sie sich nach dem Ergehen ihres Neffen, sprach ihm mit einem Bibelworte ihre nachträgliche Gratulation zu seiner Vermählung aus und fragte dann nach dem „glücklichen Zufall", der Krackwitz gerade zu dieser stürmischen Zeit nach Korsika geführt habe.

„Nicht mehr und nicht weniger als eine geschäftliche Angelegenheit, die mich zwang, König Theodor, den einstigen Baron Neuhoff, aufzusuchen," entgegnete Krackwitz offen. „Ich sehe Ihren fragenden, erstaunten Blick, gnädigste Tante, Sie wundern sich, was ich, gerade ich mit jenem Manne zu schaffen habe, der einst in wahrhaft dämonischer Weise meinen Lebensweg gekreuzt hat! Es gibt aber leider Verhältnisse, die es nothwendig erscheinen lassen, den inneren Menschen dem äußeren unterzuordnen, die geschworene Feinde als Bundesgenossen zusammenzuführen vermögen. ‚Der Sache Feind, der Person Freund,' sagt ein deutsches Sprichwort, umgekehrt kann ich es auf mich selbst anwenden: ‚Der Sache Freund, der Person Feind.'"

„Der Korsen Sache also ist es, die Sie aus dem Kreise Ihrer jungen Familie auf die Insel geführt hat?"

Frau v. Beaubuisson hatte wie in einer plötzlich sie überkommenden Müdigkeit die Augen geschlossen und stellte diese Frage in kaum verständlich leisem Tone.

„Allerdings," erwiederte Krackwitz, „und der Hauptzweck meines Besuches bei Ihnen, gnädige Tante, ist die Bitte um Ihre Mithilfe bei der Befreiung des Volkes, dessen Gast auch Sie sind, vom harten Drucke übermächtiger Tyrannei. Die Humanität steht auf Seite der Korsen — und ich habe in früherer Zeit oft genug die edle Menschenliebe, die Ihr Herz erfüllt, bewundern können."

Krackwitz schwieg betroffen, denn die geschlossenen Augen der Frau v. Beaubuisson öffneten sich plötzlich groß und weit, und ein giftiger, haßerfüllter Blick fiel auf den Junker.

„Für mich, mein Herr Neffe," entgegnete sie scharf und spitz, „gibt es keine Trennung der Person und Sache. Meine Interessen für das Korsenvolk sind in dem Augenblicke erloschen, da jener Schurke an die Spitze der Freiheitsbewegung trat. Wäre ich wirklich ein Gast der Korsen, wie Sie sagen, so würde ich schon vor sechs Monaten die Insel verlassen haben; die Provinz, zu der San Agnese gehört, ist aber Eigenthum der Griechenkolonie, und diese tapferen Mainoten haben, wie Sie wissen werden, es verstanden, sich vor den Annexionsgelüsten des neuen Inselkönigs zu sichern."

„Ich glaube, Sie verkennen den Stand der Verhältnisse, verehrte Frau Tante. Es handelt sich doch wahrhaftig nicht um die Unterstützung der ehrgeizigen Pläne einer einzelnen Person, sondern um die Unterstützung eines

ganzen Volkes, das sich nach Jahrhunderte langer Sklaverei zur Freiheit durchringen will. Wär' es nicht engherzig und kleinlich, sich von der Seite des Rechten und Guten abwenden zu wollen, weil eine Laune des Zufalls einen verhaßten Gegner jener Partei der Unterdrückten zum Führer gegeben hat? Zudem meine ich, ist es für ein ehrliches Herz keine Schande, um einer großen Sache willen kleinliche Feindschaften zu vergessen; jeder persönliche Hader, und wäre er noch so berechtigt, ist aber kleinlich, wenn es gilt, ein Volk zu retten!"

Frau v. Beaubuisson erhob sich langsam.

„Ich sehe, mon neveu," sagte sie mit eisig kalter Stimme, „daß wir uns nicht mehr verstehen. Selbst Ihre Sophistik vermag mich nicht von meinem gerechten Urtheil über jenen Mann abzubringen, der sich durch List und Niedertracht auf den Thron Korsika's geschwungen hat. Unerfindlich aber ist es mir, daß Sie vergessen konnten, in welch' schurkischer Weise der Baron Neuhoff Ihr Glück zerstört und mit Füßen getreten hat, und fast könnte ich glauben, daß meine unglückliche Tochter Amélie in jenen Schreckenstagen zu Paris von beiden Seiten betrogen worden ist!"

Rothe Gluth im Antlitz und zornig sprühenden Auges trat Krackwitz einen Schritt zurück.

„Wir sprachen von der Befreiung der Korsen, nicht vom Baron Neuhoff, Madame," erwiederte er erregt, „Sie schweifen absichtlich vom Thema unserer Unterredung ab! Indeß, da Sie doch einmal von Neuem die Vergangenheit heraufgezerrt haben, so gestatten Sie mir auch, mich auf

die furchtbare Anklage hin, die Sie mir zugeschleudert, zu vertheidigen. Ich habe nichts vergessen, Madame, Sie aber hat, wie es scheint, die Erinnerung im Stiche gelassen! Kein junges Herz konnte Amélie heißer und inniger lieben als ich, und schmerzvoller als ich hat wohl kaum die eigene Mutter ihren Verlust getragen. Erst die Jahre linderten mein Weh, und erst eine zweite aufrichtige Liebe vermochte die tiefe Wunde um die verlorene erste zu heilen. Im ehelichen Glück fand ich mich selbst und den Frieden wieder, den Sie in der Einsamkeit des Klosters gesucht — aber ich zweifle, daß Ihr Gewissen Sie hat zur Ruhe kommen lassen. Nicht ich, Madame, habe Amélie betrogen, Sie selbst waren die Ursache ihres frühen Todes! Thörichte Eitelkeit und die Gier nach den Lorbeeren, die sonst nur den Männern erblühen, verführte Sie zu kindischem Spiel auf politischem Boden, und so tödteten Sie Ihre Zeit in unfruchtbarer Gaukelei, statt scharfen Auges über das Wohl Ihrer Tochter zu wachen. Mir schlugen Sie die Hand Amélie's ab, die frechen Bewerbungen Neuhoff's aber begünstigten Sie, weil Sie durch die Vermittelung jenes Schurken politische Erfolge erhofften, weil Sie mit Neuhoff gemeinsam gegen mich agitirten! Auch Ihnen lag ja daran, mir den Ring meines Ohms Sedkerka zu entführen, der nicht weniger für Sie wie für die Anderen ein Mittel zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke sein sollte. Ich war also nicht der Betrüger, Madame, sondern der Betrogene!"

Mit erbleichenden Wangen, ein irres Zucken um den schmalen Mund, hatte Frau v. Beaubuisson zugehört. Die

zitternden Hände hielten die Stuhllehne fest, der Kopf war auf die leise arbeitende Brust herabgebeugt. Als Krackwitz schwieg, wandte sie sich um und schritt das Zimmer hinab. Ihr Kleid rauschte über den Boden, und ihre Lippen murmelten im Selbstgespräche halblaute Worte vor sich hin. Plötzlich blieb sie stehen.

„Hans Kas," sagte sie leise.

„Sie befehlen, Madame?"

„Nicht ‚Madame', gebrauchen Sie ruhig wieder den vertraulichen Ton der Anrede. Kommen Sie her und küssen Sie mir die Hand. Ich verzeihe Ihnen Ihre aufgeregten Worte — ich war im Unrecht. Mein Gott, Hans Kaspar, in meinen Jahren verschmerzt man eben weniger schnell, als in der Jugend, da setzt sich die Bitterkeit fest, und das Herz bleibt krank, steckt erst der Pfeil darin. Setzen Sie sich, ich bitte Sie. Wir wollen in Ruhe das Weitere besprechen, ohne uns gegenseitig zu verletzen. So — und nun sagen Sie mir, was ich für die korsische Sache thun kann."

Etwas betreten über die plötzliche Sinnesänderung der seltsamen Dame hatte der Junker wieder Platz genommen. Er war über sich selbst ergrimmt, daß er sich einer hilflosen, vielgeprüften Greisin gegenüber vom Zorn hatte fortreißen lassen, und er meinte es ehrlich, als er verlegenen Tones einige Worte der Entschuldigung seiner Heftigkeit wegen sprach.

„Nicht Sie haben sich zu entschuldigen, sondern ich mich," wehrte Frau v. Beaubuisson ab, „doch sprechen wir nicht mehr darüber, Neveu, sondern kommen wir zum Zweck

Ihres Hierseins. Ich werde mich bemühen, leidenschaftslos zu bleiben, auch wenn, um auf Ihr Wort von vorhin zurückzukommen, die Sache, um die es sich handelt, nicht immer völlig von der Person, welche sie vertritt, zu trennen ist."

„Wohlan, gnädige Tante, ich will mich kurz fassen, nur eine Frage gestatten Sie mir noch, eh' ich beginne. Stehen Sie mit Fleury in Verbindung?"

„Ich habe keinen Grund, dies abzustreiten. Sie behaupten zwar, die Politik sei nur Sache der Männer, ich finde aber, daß sie auch einer Frau die Einsamkeit vertreiben helfen kann."

„Und ist Ihnen bekannt, welche Stellung Frankreich der korsischen Erhebung gegenüber einnehmen wird?"

„Allerdings — eine abwartende, wenigstens vorläufig eine abwartende! Was auf Korsika geschieht, ist für Frankreich nicht ohne Wichtigkeit, und wie einst zu Sampiero's Tagen*) die Könige Franz und Heinrich und die große Katharina von Medici ein lebhaftes Interesse für das Geschick der Insel an den Tag gelegt haben, so wird auch in dem erneuten Kampfe Frankreich sein Uebergewicht in die Wagschale werfen, wenn der Zeitpunkt gekommen ist."

„Zu den Zeiten Sampiero's, des Freiheitshelden, fochten die französischen Heere tapfer auf Seite der Korsen.

*) Sampiero, einer der größten Männer seiner Zeit, vertheidigte Korsika in den Jahren 1547 bis 1567, wo er ermordet wurde, mit heldenhafter Tapferkeit gegen Genuesen, Spanier und Deutsche.

Wird König Ludwig den Spuren seiner erlauchten Ahnen folgen?"

„Das wird von den Chancen abhängen, die man ihm bietet," entgegnete Frau v. Beaubuisson lächelnd. „Das traurigste Stück der Vergangenheit dieses Baron Neuhoff hat sich in Paris abgespielt; er hat sich deshalb, obwohl er sonst ganz Europa in Bewegung gesetzt, gehütet, Frankreichs Schutz anzurufen."

„Es war eine thörichte Versäumniß," fiel Krackwitz ärgerlich ein. „Neuhoff ist doch sonst nichts weniger als schamhaft, er hätte sich wohl sagen können, daß man sich in Versailles herzlich wenig um seinen Privatcharakter kümmern würde, wenn es des Landes Interessen galt! Die halb zu Tode gehetzten Korsen würden die Oberhoheit Frankreichs zweifellos gern anerkennen, während Genua, sollte König Ludwig sich auf diese Seite zu stellen beabsichtigen, sicher keines seiner Rechte preisgeben wird."

„Das ist auch meine Meinung, Neffe. Hat der neue König von Korsika wirklich das Beste seines Volkes im Auge, so darf er nicht zögern, sich an Fleury zu wenden."

„Ohne Vermittler, gnädigste Tante, ohne Fürsprecher?"

Eine kleine Pause verstrich, dann erhob sich Frau v. Beaubuisson abermals. Eine harte Energie lag auf ihrem Gesicht und ihre Stimme klang fest, als sie erwiederte: „Ich verstehe den Zweck dieser Frage, Herr Neffe. Nun wohl, um der Zukunft des tapferen Korsenvolkes willen will ich mein Herz bezwingen und persönlich mit dem König Theodor Rücksprache nehmen. Er mag den

Tag und die Stunde bestimmen, an dem ich ihn hier erwarten darf. Dann werde ich Fleury Bericht erstatten."

Ueberrascht ergriff Krackwitz die Rechte der Frau v. Beaubuisson und küßte sie.

„Ich bin Ihnen innig dankbar, gnädigste Tante," sagte er. „Glauben Sie mir, auch mir ist es schwer, sehr schwer geworden, die tiefe Verachtung, die ich dem Baron Neuhoff seit den Tagen von Paris entgegenbringe, zu bemeistern, aber ich that es, weil die Nothwendigkeit es erforderte. Sollte durch Ihre Vermittelung der Versuch eines Bundesvertrages mit Frankreich zu günstigem Abschluß führen, so haben Sie sich durch Ihr bereitwilliges Entgegenkommen ein Verdienst erworben, dessen folgenreiche Bedeutung nicht abzusehen ist. Ich reite ohne Säumen nach Porto, wo der König mich erwartet, und kehre morgen Abend bei Beginn der Dämmerung mit ihm nach San Agnese zurück."

Krackwitz verabschiedete sich mit einigen herzlichen, seine vorherige Heftigkeit abschwächenden Worten von der Oberin und verließ dann das Kloster.

Als Frau v. Beaubuisson sich allein sah, sank sie im nächsten Sessel zusammen und preßte die Hände vor das fahle Gesicht. Eine krampfartige Konvulsion erschütterte ihren hageren Körper, die erst nach und nach sich legte. Mit gerötheten Augen und hart verfinsterten Zügen erhob sie sich wieder und schritt an den Schreibtisch, der in einer Ecke des Zimmers stand. Mit fester Hand warf sie die folgenden Zeilen auf das Papier:

„Mein werther Don. Morgen, mit Anbruch der Däm-

merung, trifft der Baron Neuhoff in San Agnese ein, um mit mir über die ersten Schritte zu einem Schutzbündnisse zwischen Frankreich und Korsika zu konferiren. Haben Sie die Güte, dem Marchese Podovano ebendies mit einer Empfehlung meinerseits zu vermelden. Au revoir, Don Pacheco! Ihre Regina de B."

Die Priorin faltete das Billet zusammen, siegelte es doppelt und adressirte es: „Dem königlichen Gesandten Don José Pacheco de Santa Madra im Lager von Girolata."

Ein reitender Bote brachte den Brief noch am selben Tage an den Ort seiner Bestimmung.

* * *

König Theodor hatte mit Befriedigung von dem Verlauf der kurzen Mission des Junkers v. Krackwitz in San Agnese gehört. Nur von seinem Vetter, dem Baron Droste, sowie von Krackwitz und Niko begleitet, machte er sich auf den Weg nach dem Kloster. Er hatte die Tracht eines Abbate angelegt und auf Umwegen und in Eilmärschen einige Kompagnien unter Führung seines Neffen Friedrich Neuhoff nach La Piana vorausgesandt. Diese letztere Vorsichtsmaßregel war um so nothwendiger, als der König in Erfahrung gebracht, daß im Golf von Porto genuesische Schiffe kreuzten und bei Girolata sich die Reste des in den Bergen aufgeriebenen feindlichen Heeres gesammelt hatten.

Unbehelligt traf die kleine Gesellschaft am Abend des 29. September in San Agnese ein und wurde in förmlicher, höflicher Weise von Frau v. Beaubuisson empfangen, die

heute über dem breiten dunklen Kragen ihres Klosterkostüms ein schwarzes Sammetband mit einem silbernen Mohrenkopfe darauf — das Wappen Korsika's — trug.

In dem hell erleuchteten Audienzzimmer der Oberin nahmen Neuhoff, Krackwitz und Droste — der Letztere fungirte als Schriftführer — Platz; ehe jedoch die Verhandlungen eröffnet werden konnten, spielte sich eine Scene ab, die durch ihre Plötzlichkeit auf die drei Gäste des Klosters doppelt schreckhaft wirkte.

Frau v. Beaubuisson war in die Nähe der großen Flügelthüre getreten, die in das Nebengelaß führte und der Ausgangspforte gerade gegenüber lag. Hier blieb sie einen Augenblick lauschend stehen und wandte sich dann mit rascher Bewegung um.

„Ein Wort noch, bevor wir beginnen," sagte sie mit lauter, schrill klingender Stimme und heftete ihr Auge durchbohrend auf Theodor. „Mir ist zu guter Stunde eingefallen, daß es besser sein wird, wir verhandeln auf alle Fälle vor Zeugen mit einander. Ich habe mir deshalb erlaubt, einen alten Bekannten von Ihnen, Baron Neuhoff, den spanischen Gesandten bei der Republik Genua, Don José Pacheco, und einen zweiten Herrn, der, wie er mir erzählte, Sie gleichfalls gelegentlich zu Paris — im Café ‚Zur Lilie' — irre ich nicht, kennen und schätzen gelernt hat, nämlich den genuesischen Bevollmächtigten für die Provinz Corte, Don Paolo Mariani Marchese v. Podovano, Beide mit ihrem militärischen Anhang zu unserer Konferenz zu laden."

Frau v. Beaubuisson stieß die Flügelthüre auf — und im Augenblick war das Zimmer mit Bewaffneten gefüllt.

Durch das Klirren der Schwerter aber klang eine helle befehlende Stimme: „Im Namen der Republik: Baron v. Neuhoff, Sie sind mein Gefangener!“

Mit einem kreischenden Laut sprang Theodor empor und riß die Klinge von der Hüfte. Sein erster Blick fiel auf Krackwitz, der gleichfalls den Degen gezogen und sich an Droste's Seite gestellt hatte.

„Schurke,“ knirschte Neuhoff mit schäumender Lippe, „warst Du es, der mich verrathen?“

Das Auge des Junkers irrte zu der Priorin hinüber, deren dunkle Gestalt sich geisterhaft von den Uniformen der Schergen abhob. Ihr Gesicht war verzerrt, ihr Auge sprühte, sie hatte das Sammetband mit dem Wappen Korsika's von ihrem Halse gerissen und schwang es triumphirend in ihrer Rechten.

„Denke an Amélie!“ —

Die Schwerter klangen zusammen, ein Handgemenge entstand. Neuhoff hatte sich von jeher durch seine persönliche Tapferkeit ausgezeichnet. War er verloren, so wollte er sein Leben auch theuer verkaufen! In der Gewalt Genua's winkte ihm das Schaffot oder die Galeere, lieber den Tod im rühmlichen Kampfe!

Dicht an seiner Seite fochten Krackwitz und Droste. Wohin ihre Klingen sausten, floß das Blut, es waren echte deutsche Hiebe, die sie austheilten.

„Die Waffen nieder!“ gellte die Stimme des Marchese Podovano. „Baron Neuhoff, ergeben Sie sich, die beiden Anderen mögen frei ausgehen! Herunter mit den Klingen, oder, beim Teufel, ich lasse Feuer geben!“

Das Wort war noch nicht ausgesprochen, als vom Hofe herauf dumpfe Schüsse tönten, wildes Geschrei und verworrene Laute. Für einen Augenblick senkten sich die Waffen — man lauschte.

Plötzlich sprang die Ausgangsthüre zu den Korridoren auf, und ein neuer Ankömmling stürzte mit blankem Säbel und erhitztem Gesicht in das Gemach.

„Niko —?!"

Der Bucklige stutzte, dann leuchteten seine Augen auf und ein lustiges Lachen ertönte.

„Dacht' mir's beinahe, daß auch hier oben der Tanz losgegangen ist," sagte er in deutscher Sprache und drängte sich an den Junker heran. „Stehe ruhig im Hof bei den Pferden, als ein paar Kerle auf mich zustürmen und mich niederschlagen wollen! Hab' mich natürlich ehrlich meiner Haut gewehrt und tüchtige Püffe ausgetheilt, wär' aber doch wohl von der Uebermacht überwunden worden, wenn sich nicht auf einmal der ganze Klosterhof mit den Unserigen gefüllt hätte! Weiß der Satan, wie's zugegangen ist, aber es ist so! Man sucht den König —"

„Es lebe der König!" klang es zwischen den fallenden Schüssen von unten herauf, und nun konnte man deutlich hören, wie es auch zwischen den Klostergängen lebendig wurde. Neuhoff und seine Begleiter jubelten, über das Gesicht des Marchese Podovano aber zog eine fahle Blässe.

„Bemühen Sie sich nicht, meine Herren," lachte Neuhoff. „Das Blatt hat sich gewendet, jetzt sind Sie meine Gefangenen!"

Sich drängend und stoßend fluthete ein Schwarm von

Korsen durch die Kreuzgangthüre in das Zimmer, an ihrer Spitze der Obrist Friedrich v. Neuhoff, der Neffe des Königs, ferner der Gardekapitän Graf Strahlberg und der Generalcolonel Luca Ornano.

„Evviva il re! evviva la libertà!" riefen die Korsen, während der jugendliche Obrist Friedrich v. Neuhoff, der daheim in Westphalen die Pandekten bei Seite geworfen hatte, um seinem Oheim das Inselreich retten zu helfen, zu Theodor herantrat.

„Gott zum Gruße, Sire; ich denke, wir kommen gelegen. Meine Kundschafter berichteten mir, Sie seien in der Gegend von Pinito auf genuesisches Heervolk gestoßen, das nach San Agnese vorrücke. Mir ahnte Unheil für Ihre Person und deshalb entschloß ich mich kurz und zog Ihnen nach. Hoffe, ich habe recht d'ran gethan! Im Uebrigen, Sire, dürfen wir nicht zögern; die Mär', daß der Korsenkönig das Kloster überfallen, hat sich blitzschnell verbreitet; in den Dörfern läutet man die Sturmglocken, und überall schaart sich das Mainotenvolk zusammen. Auch von Girolata aus mag man bereits mit größeren Massen aufgebrochen sein, wir aber zählen nur zwei Kompagnien!"

Theodor drückte dem Obrist die Hand.

„Ich danke Dir, Fritz, Du hast mich aus großer Gefahr errettet! Und nun vorwärts, Korsen! Entwaffnet die Schergen der Freiheit und nehmt sie gefangen."

Die Genuesen waren bald gefesselt, Podovano aber, der sich tapfer vertheidigt hatte, lag blutend, eine schwere Wunde im rechten Arm, in einem Sessel.

Vor der zusammengebrochenen Gestalt der Priorin kniete Krackwitz nieder. Er versuchte, den leblos scheinenden Körper aufzurichten, weil er vermuthete, Frau v. Beaubuisson sei im Kampfe verwundet worden, aber starr und steif fiel die hagere Gestalt in seine Arme zurück, und die gebrochenen Augen starrten ihn geisterhaft an. Mitten in ihrem Rachewerk hatte der Tod Frau v. Beaubuisson ereilt, ein Schlagfluß hatte sie getroffen. —

„Wollen Sie sich vom Gegner überrumpeln lassen, Junker v. Krackwitz?“ rief Droste. „Wir müssen eilen, in hellen Haufen rücken die Mainoten herauf! Die Kerle bilden sich ein, wir wollten ihr Land verwüsten und ihre Dörfer niederbrennen! Unsere Leute sind im Klosterhofe versammelt, es ist Zeit, abzurücken!“

Krackwitz sprang auf. Ein letzter Blick fiel auf die Mutter Derer, die einst in seinem jungen Herzen die erste Liebesgluth entfacht, dann folgte er Droste.

Im Vorflur, den eine im Wandringe steckende Pechfackel gluthroth erhellte, stieß Droste auf einen Flüchtenden, der, den Mantel vor das Gesicht gezogen, sich in der Fensternische versteckt hatte.

„Noch Einer!“ rief Droste lachend. „Immer hervor, mein Junge, wir können Geiseln brauchen, sei's auch nur zum Umtausch gegen die gefangenen Korsen!“

Der Mantel flog zurück.

„Don José!“ Wüthend ließ Krackwitz seine Klinge durch die Luft pfeifen. „Feiger Halunke, hast Du Dich gefürchtet vor der Schneide der deutschen Waffen? Beim Teufel, Du bist auch nicht werth, daß man den ehrlichen

Stahl mit Deinem Blute besudelt! Nimm das als Revanche für Deine tückische Niedertracht zu Genua!"

Der Junker holte aus, aber nicht das getreue Schwert sauste hernieder, sondern die flache Hand fiel klatschend auf die Wange des zurücktaumelnden Elenden! — —

Unter dem Schutze der Nacht zogen die korsikanischen Kompagnien sich hinter La Piana zurück, wo ihnen die Berge Deckung gegen unerwartete Ueberfälle boten.

In einer Bergschlucht hinter La Piana wurde ein Bivouak bezogen. Die Wachtfeuer flammten zum wolkenschweren Himmel auf, und hinter dem Lorbeergesträuch streckten die müden Krieger sich zur Rast.

König Theodor, der beim Kampfe in San Agnese leicht an der Stirn verwundet worden war, saß auf einem Felsblock am Feuer; Krackwitz war zu ihm gerufen worden und stand ernsten Gesichtes vor ihm.

„Ich muß Sie noch um Vergebung bitten, Junker, daß ich Ihnen durch falschen Verdacht wehe gethan," sagte Neuhoff weich. „Wüßt' ich eine Belohnung für Sie, ich würde sie Ihnen zukommen lassen, aber ich armer König von Korsika kann nichts als Titel und Orden verleihen, und darüber würden Sie lächeln. Ziehen Sie in Frieden in Ihre Heimath zurück, Krackwitz, und grüßen Sie mir den Rhein und seine grünen Gelände! Bis Livorno begleite ich Sie, dort trennen sich unsere Wege; ich will persönlich noch einmal versuchen, in Italien, in der Türkei und in Holland mir Hilfe zu schaffen. Schlägt auch dieser letzte Versuch fehl, dann — schirme Dich Gott, Korsenland!"

7.

Wie heute, so bestand auch schon zu Zeiten des ersten und letzten Königs von Korsika die Stadt Aleria aus nur wenigen Häuserreihen. Die ungesunden, fiebererzeugenden Miasmen, die aus den Sumpfniederungen an der Mündung des Tavignano aufsteigen, lassen den längeren Aufenthalt in Aleria als gefährlich erscheinen, so herrlich die Lage des alten Städtchens am Fuße der Berge und zwischen den Teichen am Meere auch ist.

Am 11. November 1736 aber hatte eine ungeheure Menschenmenge sich am Hafen von Aleria versammelt. Zu Tausenden standen sie dort, die Männer und Frauen und dunkeläugigen Mädchen Korsika's, festtäglich gekleidet, doch Trauer und Wehmuth im Blick. Wenige Tage vorher hatte König Theodor einen neuen Landtag zu Sartene einberufen und dort erklärt, daß er nunmehr die Insel verlassen wolle, um in eigener Person Hilfe vom Festland zu holen. Er hatte eine interimistische Regierung ernannt, jeder Provinz ihren Verweser gegeben und ein hochtrabendes Manifest erlassen, in dem er versprach, binnen wenigen Monaten wiederzukehren, um seine große Aufgabe zu Ende zu führen.

So ging denn König Theodor, begleitet von seinem ganzen Hofe und von den Vertretern der neuen Ritterschaft „von der Befreiung", umjauchzt von seinem Volke, das ihm tausend Segenswünsche zurief, an Bord. Voll bläheten sich die weißen Segel im Sonnenlichte, und rauschend zog der Kiel seine Silberfurchen durch die blaue Fluth. Auf dem Hinterdeck, dicht an der Verschanzung,

stand Theodor und neben ihm Krackwitz, und Beide schauten wehmuthsvoll hinüber nach dem in Nebelschleiern versinkenden Eiland.

Neuhoff zog sich bald mit dem Grafen Costa, seinem Großkanzler, und den Offizieren, die er mitgenommen hatte, in seine Kajüte zu einer Berathung zurück, Krackwitz dagegen, dem die frische Morgenluft wohl that, blieb noch auf dem Verdeck, bis nach Verlauf einer kleinen Stunde eine Schiffsordonnanz an ihn herantrat und ihm meldete, der König wünsche auch seine Gegenwart.

Krackwitz fand Theodor allein in seiner Kajüte an einem großen, mit zahlreichen Papieren und Plänen bedeckten Tische.

„Eine kurze Störung, Junker," sagte Neuhoff in etwas verlegenem Tone und blickte Krackwitz von der Seite an. „In einer alten Truhe, die ich lange nicht geöffnet habe und die eigentlich halb aus Versehen mit auf das Schiff geschleppt worden ist, fand ich jene Memoirenfragmente wieder, die der wunderliche Einsiedler der Königskapelle bei Mesnil, Lord Carweß, hinterlassen hat. Einzelne dieser beschriebenen Linnenstreifen müssen verloren gegangen sein, gleich jenem letzten verhängnißvollen, der in die Hände Dubois' fiel, der Rest aber interessirt Sie vielleicht, weil in ihm häufiger der Familienname Ihres Ohms Sedkerka genannt wird."

Krackwitz nahm die linnenen Streifen, die der König ihm reichte, und ein wunderliches Gefühl kam über ihn bei der Berührung mit diesem letzten Zeichen lebendigen Geistes, das jener furchtbare Mann, der als Pater Bene-

dikt in Einsamkeit gestorben, der Welt hinterlassen hatte. Die Erzählung Gonzales', des unglücklichen Sohnes Abu Tarik's, vom Sturm auf Puerto und von der traurigen Rolle, die der Lord von Grandismoore dabei gespielt, klang ihm in den Ohren, und dann wieder sah er den Eremiten von Sankt-Anna blutend vor sich liegen, wie damals auf der Hofjagd des Prinzregenten im Forste von Mesnil.

Um die Manuscripte des Paters Benedikt in voller Ruhe studiren zu können, nahm Krackwitz dieselben erst am späten Abend vor, als er bei Lampenschein einsam in seiner Kajüte saß. Die linnenen Streifen, auf denen Lord Carweß seine Erinnerungen bruchstückweise niedergeschrieben, glichen jenem Leinenfetzen, den der Minister Dubois im ereignißreichen Jahre 1719 vor den Augen des Junkers in das Kaminfeuer geworfen hatte. Die Schrift war ziemlich schwer zu entziffern, und Krackwitz mußte die Augen anstrengen, um diese wunderlichen, halb in englischer, halb in französischer Sprache verfaßten, doch auch mit spanischen Redewendungen durchsetzten Manuscripte lesen zu können. Die einzelnen Streifen waren numerirt; Eins bis Neun fehlten jedoch, so daß der Junker erst mit dem zehnten Fetzen seine schwierige Lektüre beginnen konnte. Dieser aber hub also an:

„— — — war es, da Mac-Gregor mir die Nachricht überbrachte, daß König Wilhelm durch Parlamentsakte die Ausfertigung eines Todesurtheils wider mich als Hochverräther und Majestätsverbrecher, sowie die Konfiskation meiner Güter und meines Vermögens erwirkt habe. Der

stolze Mac-Campan Carweß, der Lord von Grandismoore, war nunmehr nichts als ein Bettler! — Ein wüthender Grimm gegen den tyrannischen Oranier beseelte mich, und dieser Grimm wuchs bis zum Schmerze des Wahnsinns, als eines Tages mein Weib und mit ihm mein Töchterchen Gwendolin in Dublin erschienen — gleich mir von der heimischen Scholle vertrieben, Bettler gleich mir! Mein treues Weib, das mir in den Tagen des Glanzes wie im Kummer und Herzeleid unentwegt hatte zur Seite gestanden, erlag bald dem traurigen Wechsel der Verhältnisse, ein schweres Nervenfieber streckte sie auf das Todtenbett. Zwei Monate später, am 13. Juli anno einundneunzig — kam es zum letzten entscheidenden Kampfe bei Aghrim. Unter der Führung Jakob's, ihres vertriebenen Königs, hatten die Anhänger der Stuarts sich noch einmal zu hellen Haufen unter dem weißen Banner gesammelt — Sieg oder Tod war die Losung! An der Spitze meiner alten Getreuen zog ich hinein in die Schlacht, und köstlicher denn Fanfarenton klang meiner Braven Gesang an mein Ohr:

„Im Morgenglanz, im Sonnenschein —
Wie hell tönt des Falken brünstiges Schrei'n,
Wie jauchzet der Adler im Horste!
Mac-Campan, der Carweß, ruft die Vasall'n —
Nicht des Falken Ruf so hell kann erschall'n,
Nicht des Adlers Stimme im Forste —
— Beschütz Dich der Himmel, Mac-Campan!" . . .

Es war das letzte Mal, daß man das Clanslied von Grandismoore mir sang — der Himmel beschützte Mac-

Campan nicht! Bis auf einen kleinen Rest wurde bei Aghrim das Stuartheer aufgerieben, und General Ginkel, des Oraniers Scherge, konnte triumphirend in Limerick einziehen. Meine Getreuen hatten bis auf wenige in der Schlacht einen ruhmreichen Kriegertod gefunden — ich aber war lebend in die Hände des Gegners gefallen. Mein Schicksal war entschieden, mein Todesurtheil gesprochen: der glühende Haß der Whigs gegen die Träger der Stuartrose wollte sein Opfer haben! —

Wäre es nicht besser gewesen, ich hätte für die Sache des Rechts, für meine Ueberzeugung, für mein Königshaus mein Leben gelassen? Ob auf dem Schlachtfelde, ob unter dem Henkerbeil — rühmlich wie meine Genossen hätt' ich geendet! Es sollte nicht sein! —

Seit Monaten schon hatte meinem Corps sich ein deutscher Edelmann angeschlossen, ein Baron v. Selbitz, den Abenteuerlust nach dem grünen Irland geführt und der hier aus Begeisterung für das Geschlecht der Stuarts mit uns die Waffen ergriffen hatte. Jeder Brave war mir in diesen Zeiten äußerster Noth von Herzen willkommen, Selbitz aber dreidoppelt, denn er war ein wahrhaftiger Held und ein kernhafter Kämpe. Im blutigen Treffen bei Whatering hatte er mich aus einem Schwarm feindlicher Königsreiter mit gewaltiger Klinge herausgehauen, und nun rettete er mir zum zweiten Male das Leben. Er bestach die Wächter in meinem Gefängnisse zu Limerick und befreite mich. Wie mein unglücklicher König, so flohen auch wir auf französischen Boden; dort trennten wir uns.

Stürmisch und wild verflossen die nächsten Jahre für mich. Alle Lande Europa's sahen mich als ihren Gast, und überall versuchte ich von Neuem, die gesunkenen Sympathien für das Königshaus, dem meine schöne Herrscherin Maria entsprossen, zu beleben. Als bei Ausbruch des Krieges um die Erbfolge in Spanien Frankreich sich bereit erklärte, mit Waffengewalt für den Prätendenten einzutreten, frohlockte ich laut. Ein Krieg war mir willkommen — aber die Schwerter sollten in der Scheide bleiben, der Tod Wilhelm's von Oranien hinderte die Eröffnung des Feldzuges. Jakob's II. Tochter Anna stieg auf den Thron von England, und von ihr, einer Stuart, durfte ich mit Recht die Freigabe meiner Güter und meines konfiszirten Vermögens zu Gunsten meiner armen Gwendolin erhoffen. Eitle Täuschung! vergebenes Hoffen! Königin Anna hatte vergessen, daß ich für ihr Geschlecht mich Jahre lang Gefahren und Mühseligkeiten ausgesetzt hatte und zweimal dem Schaffot nahe gewesen war; sie hatte das vergessen oder sie war zu schwach, gegen den Willen ihres Whigministeriums zu opponiren. Dieses Ministerium aber haßte mich — stand doch an seiner Spitze mein erbittertster Gegner, der falsche Marlborough, saß doch in seinen Reihen mein Todfeind Langhorn, der Bruder meines verstorbenen Weibes, der längst schon gierigen Auges nach meinen Besitzungen gelugt hatte! — In Cadix, wo ich Gwendolin in einer Pension untergebracht, traf mich die niederschmetternde Nachricht, daß man zwar das über mich schwebende Todesurtheil nur unter der Bedingung ewiger Landesverweisung aufgehoben, meinen Antrag bezüglich

Rückerstattung meines Vermögens aber abgelehnt habe. Ich sollte ein Bettler bleiben!

Ein bitterer Menschenhaß bemächtigte sich meiner. Aus Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus hatte ich ein behagliches, glückliches Dasein und eine glanzvolle Zukunft aufgegeben — dafür strafte man mich mit Undank! Die Tochter desselben Fürsten, für den ich in zwanzig Schlachten gekämpft und geblutet, wies mich schnöde zurück von ihrem Throne, vor dem ich um mein gutes Recht gebeten hatte. Mit einem Schlage war ich ein verwandelter Mensch geworden. Die Welt ekelte mich an, und wär' ich meinen innersten Wünschen gefolgt, so hätte ich damals schon mich an irgend einen stillen Ort zurückgezogen und ein anachoretisches Dasein geführt. Gwendolin's Zukunft aber lag mir am Herzen, für sie mußte ich erwerben. Ich versuchte in Marokko, wohin ich Empfehlungen hatte, eine angemessene Stellung zu erhalten, doch das Schiff, auf dem ich mich befand, wurde in der Nähe von El Alboran durch koptische Seeräuber gekapert und seine Insassen allesammt gefangen genommen. Wir segelten nach Egypten, wo ich mit meinen Leidensgenossen verschachert werden sollte, wir hatten aber noch nicht die Küste erreicht, als infolge der Grausamkeit des Piratenchefs eine Meuterei unter den Banditen ausbrach, die mit der Ermordung ihres Anführers endigte. In dem allgemeinen Tumult gelang es den Gefangenen, sich frei zu machen, und nun kam es zu einem blutigen Kampfe zwischen den Briganten und uns, in dem wir, die Minderzahl, schließlich unterlagen. Meine Genossen wurden niedergemetzelt, nur ich blieb am Leben, weil meine Tapfer-

keit den Piraten gefiel und weil ich damit einverstanden war, ihr Kumpan zu werden.

So sahen denn die spanischen Gestade den Lord von Grandismoore als Seeräuber wieder! —

Nicht, um mich vom Tode zu retten und nicht in der Absicht, früher oder später bei günstiger Gelegenheit von dem Piratenschiffe zu fliehen, also nicht aus augenblicklichem Nothbehelf hatte ich mich den wüsten Gesellen als Genosse angeschlossen, sondern in dem Gefühle halb wahnwitziger Freude, auf dem Wege der Gesetzlosigkeit der Welt Trotz bieten zu können, die mich ungerecht in's Elend gestoßen. Eine dämonische Wuth war über mich gekommen, ein wilder Zerstörungssinn, der sich mit tiefster Menschenverachtung paarte.

Das erste Jahr meines Aufenthaltes unter den Seeräubern war noch nicht verstrichen, und schon hatte ich mir eine solche Gewalt über die aus sieben Nationalitäten sich zusammensetzende Bande geschaffen, daß ich nach einem glücklichen Gefecht mit einem Malteserkreuzer unweit der Balearen einstimmig zu ihrem Führer erwählt wurde. In langer Kette reihte sich nun ein blutiges Abenteuer an das andere; anfänglich versuchte ich zwar, und nicht immer ohne Erfolg, der wilden Raub- und Mordlust meiner Burschen nach Möglichkeit zu steuern; nach und nach aber gewöhnte auch ich mich an die schrecklichen Scenen, die sich Woche für Woche vor meinen Augen abspielten, auch ich war eben im Laufe der Zeit und inmitten einer verthierten Umgebung ein echter Pirat geworden!

Die Süd- und Westküste Spaniens war unser Haupt-

ernteſeld, dort auch der „Geyer“ — wie ich nach dem Namen unſeres Schiffes genannt wurde — am meiſten gefürchtet. So oft ich es vermochte, ſchlich ich mich unter mannigfachen Verkleidungen nach Cadix hinein, um Gwendolin zu beſuchen, und angeſichts meines unſchuldigen Töchterleins, die nichts von dem blutigen Handwerk ihres Vaters wußte, überkam mich zeitweiſe eine ſo bittere Reue, ein ſo namenloſer Schmerz über mein elendes Daſein, daß ich mich mit Selbſtmordgedanken trug.

Im Februar des zweiten Jahres wurde der „Geyer“ von einer gegen ihn ausgerüſteten ſpaniſchen Flottille in den Grund gebohrt und ein Theil ſeiner Mannſchaft, darunter auch ich, gefangen nach Cadix und von dort nach Puerto abgeführt. Während meine Genoſſen am Galgen endeten, wußte ich abermals dem Tode dadurch zu entgehen, daß ich mit dem ſchurkiſchen Kommandanten von Puerto, Marquis Villagios, in einem geplanten Raubſtreich gemeinſchaftliche Sache machte. Da ich, in der Hoffnung, daß dieſe mühſeligen Aufzeichnungen ſpäter oder früher einmal in die richtigen Hände gelangen werden, gezwungen bin, auf die eben erwähnte Angelegenheit ausführlicher zurückzukommen, ſo will ich hier nur kurz erwähnen, daß es mir infolge meiner neuen Freundſchaft mit dem Marquis Villagios ſogar möglich wurde, mich frei und ungefährdet in Puerto aufhalten zu können. Da kein Menſch wußte, wer ſich hinter der ſchreckenerregenden Perſönlichkeit des „Geyers“ verborgen gehalten hatte, ſo nahm ich meinen wirklichen Namen wieder an: Lord Cartweß, der von der Welt verſchwunden ſchien, tauchte von Neuem auf! —

Die Sehnsuchte nach meinem Kinde veranlaßte mich, Gwendolin gleichfalls nach Puerto zu nehmen, und zwar brachte ich sie hier im Hause eines sehr ehrenwerthen Mannes, eines Malers, Namens Bartolomeo Lecco, unter, der gemeinsam mit einer würdigen alten Dame neben einer Kunstschule auch eine Art Pensionat unterhielt. In diesem Hause sollte ich eine alte Bekanntschaft wiederfinden und eine neue anknüpfen. Die erstere war mein Waffengenosse von Aghrim und Whatering, mein Befreier aus dem Kerker von Limerick, Alexander Selbitz, der auf seinen Irrfahrten durch die Welt just zur selben Zeit in Puerto Station gemacht hatte, zu der auch ich mich dort aufhielt — die letztere aber ein blühend schönes Mädchen, eine Waise, die sich vom Meister Bartolomeo in dessen Kunst einweihen ließ. Wer wie ich in einer langen Reihe sturmreicher Jahre die halbe Welt bereist hat, der pflegt der Frauenschönheit gegenüber kältere Empfindungen zu wahren als ein jugendliches Herz. Anita Serabella Ljomares — so hieß die Schülerin Lecco's — aber war ein so wundersames Wesen, wie ich von gleichem bezaubernden Reiz ein zweites niemals gesehen. Sie war kein Kind mehr, sondern mochte vielleicht drei- oder vierundzwanzig Jahre zählen, hatte in ihrer ganzen Erscheinung auch etwas ausgesprochen Frauenhaftes, ohne jedoch jenes unnahbar keuschen Hauches zu ermangeln, der über jeder ungebrochenen Mädchenblüthe ruht. Ihre Gestalt war groß und formenedel, ihr Antlitz mit der leichtgewölbten reinen Stirn, der griechischen Nase, dem üppigen Mund tadellos schön in jeder Linie, am berückendsten aber wirkte der dunkle Glanz ihrer Sammet-

augen! O, diese Augen — ich lag in ihrem Bann, da ich zum ersten Male in sie hineinschauen durfte, und bis in die Einsamkeit meiner Klausnerhütte hat mich ihr Schmelz verfolgt! Es waren Augen, die dem Meere glichen, wenn in tiefer Nacht der Mondenschein sich in den schwarzen Wassern wiederspiegelt!

Ich glaubte nicht daran zweifeln zu dürfen, daß auch Selbitz ein weitgehendes Interesse an der schönen Anita nahm und nur ihretwegen so häufig im Hause des Malers zu finden war, aber in meiner tollen Liebe, in der vollen Gluth meiner Leidenschaft traute ich mir leichtlich zu, den Nebenbuhler aus dem Sattel heben zu können. Meine feurigen Bewerbungen fanden indeß wenig Anklang bei Anita; stolz und vornehm wehrte sie dieselben ab, ja, mir schien sogar, als steigere sich von Tag zu Tag die verletzende Kälte, mit der sie mir begegnete. Das brachte mein wildes Herz in flammenden Aufruhr; ihr Besitz dünkte mir Seligkeit, und in meiner Raserei beschloß ich, sie mit Gewalt zu entführen.

Der günstigste Moment, mein Vorhaben auszuführen, schien mir jene Nacht zu sein, in der auf meine Veranlassung hin eine Horde englischer Freischärler Puerto stürmen sollte, um den Gouverneur Villagios willenlos in meine Gewalt zu bringen. Meinem Plane nach sollte Anita durch einige meiner vertrautesten Burschen — mit dem verstreuten Rest meiner ehemaligen Bande stand ich heimlich noch immer in intimen Beziehungen — nach Xeres gebracht und dort vorläufig in Sicherheit gehalten werden, bis ich nachkommen wollte. Der Sturm auf

Puerto gelang, die Entführung Anita's, so wie ich sie geplant hatte, aber verhinderte ein furchtbares Ereigniß.

Das Blut erstarrt mir in den Adern, und wie nahender Wahnsinn packt es mein Hirn, denke ich an jene Stunden zurück. Nur zitternd und nur in kurzen Worten vermag ich das Schreckliche niederzuschreiben, mit dem die ewige Vergeltung mich strafte. Alle Vorbereitungen für den Sturm auf Puerto und für das, was folgen sollte, waren sorgfältig getroffen worden — Eines aber hatte ich vergessen: meine eigene Tochter vor der Furie zu schützen, die ich auf die unglückliche Stadt gehetzt hatte! Selbitz, mein Retter aus Todesgefahr, nun mein verhaßter Nebenbuhler, war der Erste, durch den ich in jener wilden Kriegsnacht die Nachricht erhielt, daß die mordgierige Soldateska auch Gwendolin's nicht geschont habe. Ich fand das Haus des Malers gestürmt und verwüstet, und schon züngelte aus dem Dachgiebel die flackernde Flamme hervor. Gleich einem Besessenen stürzte ich durch die Zimmer und schrie laut den geliebten Namen: Gwendolin. Das war das Gemach Anita's — ich kannte es wohl! Dort stand ihr Schreibtisch, ein kleines Billet lag auf der Ebenholzplatte, mit der zierlichen Handschrift meines Idols: „Einzig Geliebter! Komm sofort zu Deiner getreuen Anita!" — Wem galten diese Zeilen, die erst vor Kurzem, in fliegender Hast geschrieben sein konnten? Wem anders als Selbitz? Heiß, grimmig, verzweifelnd krallte die Eifersucht sich in mein Herz — ich spürte den Giftzahn der Schlange bei all' dem Jammer der um mein verlorenes Kind mich erfüllte! Und dann stürmte ich weiter und weiter, bis ich tief unten am Ein-

gang zu den Kellergewölben den mißhandelten Leichnam meiner Tochter fand.

Die gellende Stimme Selbitz' schreckte mich aus meiner Verzweiflung auf. Durch die ganze Stadt hatte der Unglückliche mich verfolgt, bis in das brennende, zusammenstürzende Haus tönte sein Schrei: „Mein Weib — mein Weib! Wo hast Du mein Weib?" an mein Ohr. Sein Weib? War das Anita? Wild zuckten tausend neue Schmerzen in mir auf. „Anita liebt mich, nicht Dich!" schrie ich Selbitz zu. „Auf meinen Rath ist sie geflohen, und ich folge ihr! Da sieh' diese wenigen Zeilen, damit Du erkennst, daß ich nicht lüge!" Und hastig riß ich das Billet hervor, das ich vorher vom Schreibtische Anita's, unbewußt fast, an mich genommen und streckte es Selbitz entgegen. Leichenblaß und wie von einem Keulenschlage getroffen taumelte er zurück. „Mein Weib — mein Kind!" stöhnte er auf. Dann flog seine Klinge aus der Scheide. Es war ein kurzer und siegreicher Kampf gegen den Aufgeregten; mit einer Wunde im Arm blieb Selbitz liegen — ich aber stürzte, als sei ein Chor höllischer Geister hinter mir, von dannen.

Von jener Nacht an begann ein neues Leben für mich, ein Leben ohne den Genuß des Lebens: mein Einsiedlerdasein. Aus dem brennenden Puerto war ich, von Gewissensqualen gemartert, in die Berge geflohen und vor einer Posada zusammengebrochen. Ich wurde von den Wirthsleuten, die von den Schrecken in Puerto gehört hatten und mich für einen geflüchteten Einwohner hielten, mildthätig aufgenommen und während der langen Zeit, in der

ich mit dem Tode rang, von ihnen gepflegt. Als ich endlich wieder gesundet war und mit grau gewordenem Haupt- und Barthaar mich von meinem elenden Krankenlager erheben konnte, da fühlte ich, daß in meinem Inneren eine abermalige Wandlung vor sich gegangen war — eine andere aber, als damals, da ich mit Schwur und Handschlag mich in den Piratenbund aufnehmen ließ. Mein Herz war öde, ausgebrannt, leer — ich kam mir vor wie ein lebendig Todter!

In härener Kutte, den Bergstock in der Hand, wanderte ich von Ort zu Ort, ein Bettelmönch. Auch nach Salamanca führte mein irrender Fuß mich damals, und dort sah ich, der ich von Haus zu Haus Almosen erflehend zog, Bartolomeo Lecco wieder, den Maler. Er kannte mich nicht, und das freute mich, denn so durfte ich es wagen, mich ohne aufzufallen nach dem Geschicke Anita's zu erkundigen. Ich hätte längere Zeit, so erzählte ich ihm, in Puerto gelebt und Donna Anita Serabella häufiger gesehen; es interessire mich, zu wissen, ob sie in jener schreckensvollen Sturmnacht glücklich entkommen sei. Der alt gewordene, fast erblindete Meister, der sich freuen mochte, einem Leidensgenossen aus jenen Unglückstagen einmal sein Herz ausschütten zu können, nahm mich in seine Stube und theilte mir sodann die Geschichte Anita's mit. Des Selbitz Weib war sie gewesen, und er, der Maler, wie die greise Vorsteherin seines Pensionates hatten dieses Geheimniß gewußt. Da Anita's Vormund das Mädchen seinem Sohne zur Gemahlin bestimmt hatte und nach dem Provinzialgesetz Sevilla's sie erst nach zurückgelegtem fünfundzwan-

zigsten Jahre über sich selbst verfügen konnte, so mußte die Ehe vorläufig noch geheim gehalten werden. Bei Ueberrumpelung Puerto's durch das englische Freicorps war Meister Bartolomeo mit seinem Liebling geflohen und glücklich nach Sevilla gekommen. Von hier aus schickte er einen Kurier mit einem Briefe an Selbitz nach Puerto zurück; der Bote fand Selbitz in der zerstörten Stadt auch wirklich noch vor, aber er brachte statt seiner nur ein kurzes Antwortschreiben wieder: Anita sei frei und möge mit Lord Carweß glücklich werden! Den Sinn dieser Worte nur ahnend, kaum verstehend, reiste Bartolomeo persönlich noch einmal nach Puerto, um dort zu erfahren, daß Selbitz weiter in die Welt gezogen sei, unbestimmt wohin. Der Schlag traf Anita in's Herz; die durch den Schrecken der plötzlichen Flucht schon schwer Erkrankte starb in den Armen des Malers, ihres treuen Beschützers. Ihr kleines Töchterchen, das Kind des Selbitz, wurde auf den Wunsch der Sterbenden in der Familie eines Gelehrten, der als Universitätsprofessor zu Salamanca lebte und dessen Namen ich im Laufe der Zeit vergessen habe, untergebracht.

Tief im Herzen den marternden Stachel der Reue, zog ich weiter. Auf meinen Wanderzügen glaubte und hoffte ich Selbitz noch einmal zu begegnen, um Vergebung flehend seine Kniee umfassen zu können, doch auch diese Entlastung meines Gewissens sollte mir versagt bleiben!" — —

Krackwitz vermochte nicht weiter zu lesen, die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen zu einer rothen, auf und

nieder wogenden Masse — er sprang empor und maß die Kajüte mit unruhigen Schritten.

In seinem Inneren jubelte es. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen: Pasquita war die Tochter Sedkerka's, war das Kind seines Ohms! Nun waren alle Zweifel gehoben, und in doppeltem Glücksgefühle konnte er bei der Heimkehr sein Weib an das Herz schließen. Nun war auch der letzte jener dunklen Schatten gebannt, die durch Bieneck huschten, und in versöhnendem, goldenem Sonnenschein sah Krackwitz die Zukunft vor sich liegen.

Der Junker fand wenig Schlaf in dieser glücklichen Nacht, die aufgescheuchten Gedanken wollten nicht rasten. Aus kurzem, unruhigem Schlummer weckte ihn beim Morgengrauen das Geräusch dumpfer, verworrener Stimmen, er vermochte sogar deutlich die scharfen, befehlenden Kommandoworte Neuhoff's herauszuhören. Krackwitz dachte an die Möglichkeit eines Ueberfalles von feindlicher Seite, warf deshalb schnell seine Kleider über und stieg auf das Verdeck.

Hier hatte sich fast die gesammte Schiffsmannschaft versammelt, aber nicht um einen Angriff des Feindes handelte es sich, sondern um ein geplantes Attentat gegen die Person des Königs. Einer der den Nachtdienst versehenden Matrosen hatte in dem Verschlage neben dem Pulverraume ein verdächtiges Geräusch wahrgenommen und dort einen unbekannten Mann entdeckt, der damit beschäftigt war, eine Zündschnur mit der Pulverkammer in Verbindung zu bringen. Der Verbrecher wurde sofort auf das Verdeck geschleppt, und der Matrose schlug Alarm. Die augenblicklich

eingeleitete Untersuchung ergab, daß der Attentäter im Auftrage Genua's bestochen worden war, Neuhoff zu ermorden. Er hatte sich vor Abfahrt des Schiffes aus Aleria in den dunklen Ecken der Packräume versteckt und in der Nacht die Luntenschnur nach der Pulverkammer gelegt. Die Explosion sollte seiner Berechnung nach in unmittelbarer Nähe der italienischen Küste erfolgen, damit er selbst, bevor das Schiff in die Luft flöge, sich an das Land retten konnte.

König Theodor schäumte vor Zorn, als ihm durch Costa von dem mißlungenen Attentat gemeldet wurde, und befahl, den um Erbarmen heulenden Verbrecher ohne Weiteres an den Mast zu knüpfen.

„Ah, Krackwitz, auch Sie hat der Schurke um die Nachtruhe gebracht!“ sagte der König, als er des Junkers ansichtig wurde. „Um so besser! Treten Sie näher, Krackwitz, Sie werden den Burschen wiedererkennen, trotzdem er sich den rothen Bart rasirt und trotzdem man ihm zu Mequinez seine beiden Ohren vom Kopfe geschnitten hat!“

Einer der Matrosen hielt seine Pechfackel dicht vor das fahle Gesicht des Wimmernden: es war Wichmannshausen, der ehemalige Kapitän des „Ephemeros“, den Krackwitz vor sich sah.

Durch die Morgendämmerung tönte ein gräßlicher Schrei, und hoch in der Luft schwebte ein dunkler, zuckender Körper. Der Gerechtigkeit war Genüge geschehen.

Um die achte Morgenstunde lief das Schiff, das die französische Flagge aufgehißt hatte, im Hafen von Livorno

ein. Neuhoff und seine Genossen, außer Krackwitz sämmtlich in unkenntlicher Verkleidung, stiegen an's Land und begaben sich in den Albergo Pisano, wo man Kuriere aus Rom erwartete. Gegen Mittag reiste Krackwitz weiter; beim Abschiede reichte Neuhoff ihm die Hand und drückte sie herzlich.

„Leben Sie wohl, Junker v. Krackwitz," sagte er warm. „Haben Sie Dank für das, was Sie für mich gethan, und vergessen Sie versöhnlichen Herzens, was ich an Ihnen gesündigt habe!"

Die Beiden sollten sich nie wiedersehen im Leben.

8.

Durch Kampf zum Ziel! —

Schwere, heiße und blutige Kämpfe waren es, die unser Held zu überstehen gehabt — nun aber winkte ihm als Ziel ein köstlicher Siegespreis: der ungestörte Frieden einer glücklichen Häuslichkeit. Die Schwalben, die in den alten Schießscharten des Wartthurmes von Bieneck nisteten und die in Sommertagen das Schloß umkreisten, um neugierig durch die blanken Fenster hineinzulugen in die traulichen Gemächer, konnten Wunderdinge erzählen von der ehelichen Glückseligkeit, die dort drinnen herrschte. Als Lieblingsplätzchen hatten die kleinen befiederten Frühlingsboten sich in den jüngsten Jahren die beiden Grabsteine im Burggarten ausgesucht. Auf den granitenen Blöcken saßen und zwitscherten sie, als wollten sie denen, die dort unten zum ewigen Schlafe ruheten, erzählen, welch' friedliche Eintracht droben im Schlosse wohne und wie un-

recht der alte Kastellan mit seiner prophetischen Mahnung vom „sündigen Augenpaar" gehabt habe.

Dies „sündige" Augenpaar, das der biedere Jakobus Stiefel einst dem Junker v. Krackwitz halb angstvoll, halb voll scheuer Ehrfurcht gezeigt, war längst nicht mehr in der geheimen Nische des ehemaligen Arbeitszimmers Graf Sedkerka's verborgen, es schaute vielmehr von demselben Ehrenplatze über dem Betstuhl der Frau Pasquita, den bisher das Pastellbild der Gattin Garciloso's innegehalten hatte, auf ein glückliches junges Weib herab. Dies „sündige" Augenpaar, in dem in Wahrheit die reinste, innigste Liebe wohnte, das dem Meere glich, „wenn in tiefer Nacht der Mond sich in den schwarzen Wassern wiederspiegelt", war der Wächter des Hauses, der Schutzgeist der Familie geworden.

Keine fremde Gewalt störte von außen her die Harmonie des Ehelebens auf Bieneck. Wohl war zu jener Zeit, da Krackwitz seine Gattin in das so wundersam enträthselte Geheimniß ihrer Geburt einweihen mußte, Pasquita manche Stunde schmerzlicher Erregung nicht erspart geblieben, doch der Gedanke, als Herrin auf demselben Besitz schalten und walten zu dürfen, der ihrer unglücklichen Mutter gebührt hätte, war ein so versöhnender, daß sie bald auch diese schmerzreichen Stunden überwand. Die Hinterlassenschaft des Lord Carweß und die drei Ringe des Maurenkönigs Boabdil bewahrte Krackwitz als ein Heiligthum seiner Familie in jener Nische auf, in der bis dahin das von Bartolomeo Lecco gemalte Bild Anita's gehangen hatte.

Alexander, des Junkers — Krackwitz blieb im Munde seiner Leute der „Junker", auch als sein Haar sich grau zu färben begann — ältester Sohn war nicht der einzige Sproß der Familie. Drei Brüder und ein Schwesterchen folgten ihm im Laufe der Jahre nach und wuchsen zum Stolze der Eltern heran.

Auch Niko wollte, nachdem Mutter Mareiken sich neben dem alten Jakobus unter die Ulmen im Burggarten gelegt, nicht länger allein bleiben. Unten im Dorfe fand sich ein braves Bauernmädchen, das den Niko trotz seines Buckels seines guten Herzens wegen lieben und trotz seines dicken Kopfes seiner „Gelehrsamkeit" halber schätzen gelernt hatte — und dieses Mädchen wurde seine Frau. Das war einmal eine Hochzeit! Pasquita und Krackwitz waren auch dabei, und Letzterer ließ es sich nicht nehmen, mit der Braut den Hochzeitsreigen zu tanzen. —

Gerade ein Jahr nach der Rückkehr des Junkers von Korsika traf in Bieneck ein unerwarteter Besuch ein: Mercedes, die Gattin Ripperda's, mit ihren drei Kindern. Im Oktober siebenunddreißig war Osman Ripperda-Pascha zu Tetuan an den Folgen einer schweren Erkältung verstorben. Auf dem Boden Afrika's, unter den Cypressen auf dem Friedhofe zu Tetuan, war ihm ein Grab bereitet worden, und unter großen Ehren hatte man den tapferen Mann zur Ruhe bestattet.

Mercedes war nach dem Tode ihres Gatten nach Holland gereist, um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen; die Verwandten Ripperda's wollten die Giltigkeit seiner zweiten Ehe jedoch nicht anerkennen und strengten

einen Prozeß gegen Mercedes an, dessen Beendigung nicht abzusehen war. Das arme Weib entschloß sich deshalb, ihrer Sehnsucht zu folgen und mit den unantastbaren Resten ihres Baarvermögens sich in Spanien anzusiedeln. Auf der Reise dorthin aber kehrte sie in Bieneck ein, die alten Freunde zu begrüßen.

Es waren das frohe Tage der Rückerinnerung, und doppelt angenehm ließ sich's im behaglichen Herrenzimmer vor flackerndem Kaminfeuer von den Abenteuern vergangener Zeiten plaudern. Mercedes erzählte, daß Ripperda seine letzten Jahre in still beschaulicher Zurückgezogenheit, philosophische Studien pflegend, verlebt habe. Die Politik hatte ihren Reiz für ihn verloren, und mit dem Lächeln der Ironie sah er von seinem Ruhesitze aus das Triebrad der Weltgeschichte weiterrollen. Die Quintessenz der Erfahrungen seines reichen, buntbewegten Lebens drückte sich in dem traurigen letzten Worte aus, mit dem er gestorben: „Nichts!"

In ähnlicher Weise wie Ripperda konnte Krackwitz von Bieneck aus dem Kampfspiel der Völker zuschauen. Wetterwolken bedeckten ringsum den Horizont, aber aus den trüben Nebeln brachen schon die Sonnenstrahlen einer neuen besseren Zeit hervor. Friedrich der Große bestieg Preußens Thron, und ihm wandten die jubelnden Sympathien des Junkers sich zu. Als in späteren Jahren sein deutsches Herz den Schmerz erleben mußte, den Kurfürsten von der Pfalz auf französischer Seite zu sehen, da schickte er Alexander, seinen herangewachsenen ältesten Sohn, in die Dienste des großen Preußenkönigs.

Während in Mitteleuropa die Völker um die Hegemonie in Europa stritten, rang sich das kleine Inselreich Korsika nach schweren Kämpfen zu einer kurzen Freiheit durch. Zweimal noch hatte König Theodor versucht, selbstständig einzugreifen, aber dem Glücksritter wollte Fortuna nicht mehr treu sein; das Herz voll Gram, warf Theodor die Krone von Korsika von sich und zog nach dem Festlande zurück. Gegen Frankreich und Genua führte Pasquale Paoli, Hyacinth's heldenhafter Sohn, noch einmal das tapfere Volk in's Feld und — zum Siege, aber es sollte seiner Freiheit nur so lange froh werden, wie es Frankreich gefiel. In der Zukunft jedoch schlummerte die Rache dieses gepeinigten tapferen Volkes: im Juni 1769 war Korsika Frankreich erlegen, und zwei Monate später gebar ein korsisches Weib den Mann, der Genua für immer vernichten und Frankreich die tiefsten Wunden schlagen sollte: Napoleon Buonaparte. —

Es war im Frühjahr 1751, als auf Bieneck ein Mann vorsprach, der sich unter dem Namen eines Obristen Frédéric bei Krackwitz melden ließ. Krackwitz empfing ihn, als er aber dem Ankömmling in das Gesicht schaute, da stutzte er. An welche Tage mahnten ihn diese schönen, energischen Züge? Wo hatte er dies Gesicht schon einmal gesehen?

Obrist Frédéric verbeugte sich tief vor dem Junker.

„Ich bin der Sohn Theodor v. Neuhoff's, des einstigen Königs von Korsika," sagte er mit leicht zitternder Stimme, „und komme im Auftrage meines Vaters. Man hat ihn zu London in den Schuldthurm geworfen, dort schmachtet

er nun im tiefsten Elend, und kein Mensch findet sich, ihm Hilfe zu bringen."

Stillschweigend, aber bis zum Herzen erschaudernd, nahm Krackwitz an seinem Schreibtische Platz und füllte ein Wechselschema mit stattlichen Zahlen aus. Dies reichte er dem Sohne König Theodor's.

„Das Bankhaus Fullert in Köln wird das Accept honoriren. Doch nun legen Sie Hut und Degen ab und seien Sie mein Gast. Ich werde meine Frau benachrichtigen, auch sie wird sich freuen, Sie kennen zu lernen."

Friedrich v. Neuhoff lehnte dankend ab.

„Meine Zeit ist gemessen," sagte er stockend, „ich muß noch nach Rauschenberg zu den Drostes, dann nach Preußen zu meinen dortigen Verwandten — mir bleibt keine müßige Stunde. Nur eines anderen Auftrages will ich mich noch entledigen, ehe ich weiterziehe. Mein Vater mochte ahnen, daß Sie, Herr v. Krackwitz, seiner nicht vergessen würden, und deshalb hat er mir befohlen, Ihnen als schwaches Zeichen seines Dankes ein Andenken zu überreichen: das Großsiegel seines ehemaligen Königreichs Korsika!" —

Das Großsiegel eines Bettlerkönigs — welch' grausame Ironie! Aber Krackwitz lächelte nicht, als Friedrich Neuhoff ihm den Karton überreichte, und entgegnete mit unwillkürlicher Rührung: „Zur Erinnerung an jene Tage, die ich gemeinsam mit Ihrem Vater für die Freiheit eines wackeren Volkes kämpfte, nehme ich das Geschenk an. Bringen Sie dem Könige einen Gruß seines Waffengefährten von Korsika!"

Als Krackwitz seiner Gattin später von dem Besuche

des „Obristen Frédéric“ erzählte, schmiegte Pasquita sich fest an die breite Brust des Getreuen.

„Glanz, Reichthum, Ehre und Ruhm — was ist von all' den hohen Zielen geblieben, nach denen Ripperda und Neuhoff und seine Genossen gestrebt und gerungen? — ‚Nichts‘! Der Friede im liebenden Herzen ist das höchste und einzigste Glück!“

Ende.

Die Ehrenschuld.

Novelle

von

Ernst Remin.

1. (Nachdruck verboten.)

Die Goldstücke rollten und klirrten — „faites votre jeu, messieurs — rien ne va plus“ — tönte der Ruf des Bankhalters, ein Schnurren der Roulette, ein hastiges Hin- und Herschieben des blinkenden Metalls, der raschelnden Papiernoten auf der tuchbeschlagenen Tischplatte, und das Spiel begann von vorn.

Die Scene ist indeß nicht in einer Spielhölle, sondern im Palazzo Torrigiani, einem der vornehmsten Paläste von Florenz, draußen in San Frediano, dicht neben der letzten Arnobrücke rechts.

Eine gewählte Herrengesellschaft umlagerte den Spieltisch, der in einem der prunkvoll ausgestatteten Gemächer des zweiten Stockes bei mattem Licht aufgestellt war.

„Nun sind meine Taschen leer!“ rief eben der Marchese Giuseppe dei Ginori und zog lachend die seidene Tasche seines eleganten Beinkleides heraus.

„Setze die Blätter Deines Portefeuille's und schreibe auf jedes eine Hundert und Deinen Namen!“ antwortete

ihm der Bankhalter im gleichen Tone. „Das ist so gut wie Gold!"

„Wer weiß, mon cousin, ob ich sie einlösen kann!" antwortete der Erste, an seinem blonden, weichen Schnurrbärtchen ziehend.

„Ein Ginori!" gab der Andere zurück.

„Ja, ein Ginori," seufzte der Marchese für sich, „dem kein Wucherer mehr borgen will und der so viel Schulden hat, wie der Dom Marmorquadern!

Pah!" fuhr er laut fort, „vielleicht stürzt nachher die alte Arnobrücke unter uns ein, wenn ich drüber gehe — wer weiß, ob ich morgen noch lebe!"

Und heiß von Spiel und Wein riß er seine Portefeuille heraus und fabrizirte aus den Blättern desselben Hundertfrankenscheine, wie sein Vetter, der Bankhalter, ihm eben gerathen. Hei, wie sie über den Tisch flogen, hin und her und wieder hin; und als vom Dom herüber dumpf die Mitternachtsglocken klangen, war von allen diesen Scheinen fast nichts mehr in Händen des Marchese. Sein lachendes Gesicht war fahl geworden, seine Augen funkelten unheimlich.

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht!" dachte er wild. Eine neue Anzahl Papierblätter wurde beschrieben, über fünfhundert Franken jedes — er wollte sein verlorenes Geld zurückerobern.

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!" lachte höhnisch der Bankhalter, als er nach einer Stunde den letzten dieser Scheine einstrich. „Dein Geld habe ich jetzt, mon cousin, es mögen wohl so an achttausend Franken sein, damit will

ich mich darüber trösten, daß Du mir anderswo den Rang abläufst, Giuseppe, Du weißt schon wo!"

„Meine Herren, vorn ist allgemeiner Aufbruch," kam eben der Colonel Mantegna in's Zimmer. „Rasch fort mit dem Geld, damit wir unsere edle Wirthin nicht verletzen, wenn sie erfährt, daß wir ihr Haus zur Spielhölle gemacht haben!"

In der That rollten unten bereits die Wagen fort, man hörte sie deutlich durch das Fenster, das Einer, dem es über dem tollen Spiel zu heiß geworden, aufgerissen hatte.

Rasch nahm Jeder sein Geld zu sich, Karten und Roulette verschwanden unter den geschäftigen Händen des eingeweihten Kammerdieners, und die Herren mischten sich plaudernd und die Cigarren fortlegend unter die Gesellschaft.

„Giuseppe Ginori hat wieder toll gespielt und scheußliches Pech gehabt," sagte der junge Principe Corsini zu seinem Nachbar und Busenfreunde, dem Lieutenant Modigiani. „Ich begreife nicht, wo er das Geld hernehmen will, seine Ehrenscheine zu bezahlen. Ich borge ihm keinen Soldo mehr."

„Ich auch nicht! Adieu, Principino! Ich muß eilen, hinauf nach dem Fort Belvedere, habe die Ronde heute Nacht!"

Giuseppe Ginori verließ zusammen mit seinem Vetter, dem Bankhalter, das Palais. Beide sprachen kein Wort, während sie über die Arnobrücke gingen. Drüben in der Via de Benci war noch ein Café offen. Da gingen sie

hinein, um ihre Spielschuld zu reguliren. Giuseppe war bleich und niedergeschlagen, auf dem Gesicht des Anderen lag ein höhnischer Triumph.

Als sie am halbblinden Spiegel des Café's vorübergingen, sah Giuseppe diesen Zug und unwillkürlich fiel ihm ein Wort ein, das ihm heute Abend der junge Corsini warnend zugerufen.

„Spiel' nicht hoch, wenn Dein Cousin Bank hält," war dessen Rath gewesen, „er hat seit einiger Zeit ein geradezu verdächtiges Glück mit den Karten!"

„Ein Ginori!" hatte Giuseppe stolz entgegnet. „Ein Ginori ist kein Falschspieler!"

Als er jetzt dies merkwürdige Lächeln sah, fiel es ihm doch schwer auf's Herz, daß er die Warnung in den Wind geschlagen.

Sie rechneten auf einem der Marmortische, während der schläfrige Kellner ein paar Glas Punsch herbeibrachte. Zu Giuseppe's Entsetzen waren es nicht achttausend Franken, die er heute Abend verloren — nein, elftausend!

Er wühlte sich mit der feinen Hand in seinem krausen, blonden Haar, er rechnete im Fluge, wie viel wohl der Wucherer für alle seine Ringe und Pretiosen geben könnte.

„Beppo, ich kann sie Dir nicht zahlen!" rief er endlich verzweifelt, „ich weiß nicht, woher nehmen!"

„Du kannst nicht, Giuseppe!" sagte der Andere schneidend, „aber Du mußt! Wenn ich morgen Nacht um zwölf Uhr nicht die elftausend Franken habe, bin ich ein ruinirter Mann. Uebermorgen früh kommt der alte Abramo und präsentirt mir einen Wechsel über fünfzehntausend. Es

waren ursprünglich fünfzehnhundert — sie haben aber Junge bekommen in den anderthalb Jahren, seit ich sie ihm schulde. Es ist die letzte Frist, die er mir bewilligt — zahle ich das Geld nicht, so steht am nächsten Tage unser Name am Palazzo vecchio unter den Aushängen angeschlagen, in denen flüchtige Schuldner steckbrieflich verfolgt werden, oder aber die Zeitungen berichten vom Selbstmord eines der letzten Mitglieder des alten und edlen Hauses der Ginori. Du siehst, mon cousin, Du mußt das Geld auftreiben!"

„Aber wenn ich nicht kann, wenn ich nicht kann!" stöhnte Giuseppe.

„Dann hättest Du nicht spielen sollen! Uebrigens stehst Du lange nicht so verzweifelt, wie ich! Du hast Unglück im Spiel, also Glück in der Liebe. Ich weiß, daß Bianka Ferruccio so gut wie verlobt mit Dir ist. Es kostet Dich blos einen Gang zu ihrem Alten, Deinem zukünftigen Schwiegervater, und er schießt Dir die Summe vor. Für ihn, den ehemaligen Krämer und Wechsler, ist das eine Lumpensumme, und wir — maledetto diavolo! zwei Ginori sitzen hier und wissen nicht, wie wir sie aufbringen sollen! Solch' ein reicher Plebejer muß es sich ja zur Ehre schätzen, Deine und meine Edelmannsschulden zu bezahlen. Ich weiß, daß es Dir ein wenig peinlich ist, Du hast so ein kitzliches Ehrgefühl, aber deswegen kann ich mir nicht den Hals zuschnüren lassen."

Der Kellner war hinausgegangen, mürrisch, daß noch Gäste gekommen, als er schließen wollte. Sie waren allein.

„Du irrst, Beppo!" sagte Giuseppe, traurig den Kopf in die Hand stützend. „Ich habe auch in der Liebe kein

Glück. Bianka, ach, auf deren Entscheidung kommt es nicht so an, als auf die ihres Vaters. Signor Ferruccio aber ist viel zu vorsichtig, als daß er mir, einem Manne, dessen Vermögensverhältnisse ihm mindestens unklar erscheinen, wenn er mich nicht längst durchschaut hat, seine Tochter geben sollte. Er ist Kaufmann, er gibt sie nur für ihr Gewicht in Gold her, das heißt, er beansprucht, daß sein künftiger Schwiegersohn ein solid reicher Mann sei, und da ich das nicht bin, so hat meine Bewerbung wenig Aussicht, acceptirt zu werden!"

„Und doch hast Du mich bei der Tochter ausgestochen!" erwiederte Beppo mit einem wilden Aufblitzen seiner Augen. „Ob der Vater will, oder nicht, erscheint mir Nebensache. Wenn nur das Mädchen genügend in mich vernarrt wäre, wie jetzt in Dich, ich würde den Alten schon zu zwingen wissen, mich als Schwiegersohn willkommen zu heißen!"

„Pfui, Beppo!" sagte Giuseppe.

„Zum Teufel," fuhr Beppo auf, „Du hast nicht das Recht ‚Pfui!' zu sagen, mein Vetterchen! Erst zahle mir hier die Scheine, dann speie vor mir meinetwegen aus, wenn Du magst. Aber, per bacco, haben muß ich das Geld! Hörst Du! Bekomm' ich es nicht, gut, so bin ich ruinirt! Aber dann gehe ich zum alten Ferruccio und zur schönen Bianka und zeige ihnen Deine Ehrenscheine und bitte sie, dieselben zu honoriren! Du weißt, mio figlio, daß auch Du dann dort unmöglich wirst!"

„Beppo! Das könntest Du thun?" rief der Jüngere schmerzlich, „Du, mein Vetter, mein Jugendgespiele, mein Regimentskamerad, ein Ginori!"

„Ja, bei Gott und allen Heiligen! Was bleibt mir denn übrig? Mein Spiel war verloren, heut' Abend hab' ich's wieder gewonnen. Und nun soll ich es um Deines flaumbärtigen Edelmuthes willen abermals verloren geben und mich selber dazu? Nein, Giuseppe, so bin ich nicht. Ich mache es, wie unser Urgroßonkel bei Abukir. Als die Engländer sein Schiff genommen hatten, da ergab er sich nicht, sondern sprengte sich in die Luft, aber — er sprengte die Anderen mit in die Luft. Verlaß' Dich d'rauf, wenn ich auffliege, Vetter, fliegst Du mit!"

Er schlug ihm auf die Schulter und stand auf.

„Gut," sagte Giuseppe, „Du sollst Dein Geld haben, morgen Abend um elf dreiviertel Uhr. Ich werde es Dir in den Club bringen. Bist Du da?"

Der Andere nickte.

„Auf Wort und Ehre?" fragte er. „Wirst Du's beschaffen?"

„Auf mein Edelmannswort — wenn ich lebe!" Die letzten drei Worte setzte er leise hinzu. Beppo athmete auf. Sie verließen das Lokal nach einander. In Giuseppe's hübschem, offenem Gesicht war auch nicht ein Blutstropfen, als er an dem Spiegel vorüberging, nicht ohne, wie es nun einmal seine Gewohnheit war, einen flüchtigen Blick hinein zu werfen. Und draußen auf der Straße mußte er vor der frischen Nachtluft seine Stirn trocknen, eiskalt fühlte er den Schweiß auf derselben, als vom Fluß her durch die enge Straße ein Windstoß kam.

Der Kellner ließ knallend hinter ihm die Rolljalousie niederfallen; der feste, hallende Schritt seines Vetters ent-

fernte sich hinten nach der Piazza S. Croce zu; Giuseppe stand taumelnd und blickte verzweifelt zu den Sternen auf, welche ihm mitleidslos kalt und stark flimmernd aus dem nachtschwarzen Himmel entgegenleuchteten.

Wie sollte er es machen, die Summe aufzubringen und zu verhindern, daß ihn Beppo vor der Geliebten und ihrem Vater als Spieler, als leichtsinnigen Schuldenmacher, als ehrlosen Schuldner hinstellte?

2.

Es war am nächsten Vormittag. Giuseppe hatte sich eben an der sonnigen Piazza d'Independenza in den Wagen geworfen: „Palazzo Corsini!" und fort ging es durch die engen Gassen, über die glatten großen Granitplatten, Galop, wenn die Straße stieg, Trab, flotten Trab, wenn sie fiel; und die erstere Gangart sagte Giuseppe mehr zu als die andere.

Hatte er doch eine lange Liste von Bekannten in der Tasche, die er aufsuchen wollte, Einen nach dem Anderen; und gab ihm nur Jeder tausend, ja fünfhundert Franken, so hatte er am Abend die Summe beisammen.

Mit dem hellen Sonnenstrahl, der früh in sein Zimmer gefallen war und ihn geweckt hatte, war wieder Hoffnung in sein Herz eingezogen. Es ist eine schwere Aufgabe, aber mit Energie läßt sie sich durchführen, meinte er.

Ein großer brauner Fünfhundertfrankenschein war schon in seiner Tasche, dafür fehlte die Uhr, fehlten die Brillanten, die er sonst an Fingern, Manschettenknöpfen, Kravatte und überall mit kindischer Freude getragen. Er

lachte, es ging auch so, er dachte im Uebermuth schon daran, mit welchen Scherzen er die Glossen seiner Freunde über das Fehlende erwiedern wollte.

Da ist der Wagen am Arno, da rasselt er die elegante Uferstraße hinab, da hält er vor dem Riesenportal des Palazzo Corsini. Es ist halb zehn, der junge Principe kann noch nicht ausgegangen sein. Giuseppe schwankt einen Moment, ob er den Fiaker halten lassen soll. Hat er Glück, so leiht ihm der junge Corsini wohl die Hälfte der Summe und er kann den Rest des Weges zu Fuß machen. Aber wer weiß?

„Sta qui!“ ruft er dem Kutscher zu und es ist besser so, denn der Portier, der ein eigenthümlich hochmüthiges Gesicht macht, theilt ihm fast ungefragt mit, daß der Principe Ugo vor zehn Minuten ausgefahren sei.

„Wohin?“

„Non saprei dire, signore — ich weiß nicht!“

Ausgefahren! Dabei steht im Hofe, wie Giuseppe deutlich sieht, das Coupé, und der Principino fährt nie anders, als im Coupé! Er springt wieder in den Wagen.

„Viale dei Colli 21!“ und es geht in flottem Trab über die Brücke, die lange Via de' Serragli entlang, zum Thor hinaus, bergan. Die ganze herrliche Stadt liegt im Glanz der Morgensonne zu seinen Füßen, er achtet nicht darauf. Es ist über zehn Uhr, und er muß eilen, will er noch seine Freunde zu Haus treffen.

Da ist er. Die stattlichste Villa in der prächtigen Villenstraße gehört dem deutschen Grafen, der sein Freund

ist und dem es auf ein paar Tausendfrancsnoten noch nie angekommen ist.

„Teufel, sind Sie unter Räuber gefallen, Ginori?" begrüßt ihn der blonde Hannoveraner, als der Marchese auf die schattige Veranda zu ihm hinaustritt.

„Ja, caro mio, gestern Abend haben sie mich bei den Torrigianis rein ausgezogen. Ich fand noch einen Reserveanzug zu Haus, sonst käme ich heute nackt zu Ihnen."

„Wie viel?"

„Elftausend in Ehrenscheinen auf heute Nacht, und Alles, was ich an Geld bei mir hatte; Alles auf und davon, sämmtliche Taschen leer!"

„Alle Donner! Und an wen?"

„An meinen Vetter Beppo!"

Giuseppe hat sich niedersetzen müssen und raucht eine Cigarette. Der Marmorboden brennt unter seinen Sohlen. Jener plaudert mit deutscher Gemüthlichkeit eine Zeit lang, draußen auf dem Weg knallt der Kutscher ungeduldig, den Giuseppe hat warten lassen. Endlich sagt der Graf, sich fast mitten im Satz unterbrechend: „Ich ahne, was Sie zu mir führt. Elftausend habe ich nicht, aber ich kann Ihnen drei oder vier Schuldscheine der toskanischen Bank über je fünfhundert geben und einen Rath dazu."

Damit steht er auf und geht in sein Kabinet.

„Wahrhaft nobel, diese Deutschen! Immer Verlaß auf sie, nicht wie der Corsini, der geahnt hat, daß ich komme, und sich verleugnen läßt," denkt Giuseppe.

„Thut mir leid, daß es nicht mehr ist, ich habe nur noch die vier Scheine gefunden," sagt der blonde Hüne,

als er zurückkommt und händigt Giuseppe die zweitausend Franken ein. Dieser drückt ihm heftig die Hand.

„Nun den Rath!" sagt der Graf. „Spielen Sie nicht mehr mit Ihrem Vetter, wenigstens nicht hoch. Ich glaube, er will Sie ruiniren, und ich denke, es ist eine Dame im Spiel. Bitte, lieber Marchese, ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen — machen Sie jetzt, daß Sie fortkommen, denn ich ahne, Sie haben Eile."

Damit schiebt er ihn fast zur Thüre hinaus. Er möchte die Dankesworte Giuseppe's abschneiden, geleitet ihn aber doch bis an die Gartenpforte, denn er ist immer besonders höflich, wenn man ihn anborgt, um den Bittenden ja nicht zu demüthigen.

„Corso Vittorio Emanuele!" ruft der Marchese dem Kutscher zu. Der heiligen Jungfrau sei Dank! Schon hat er fast den vierten Theil der Summe beisammen, aber wie er beim Uhrmacher an der Porta Romana vorüberkommt, zeigt auch die Uhr bereits Mittag. Es ist fraglich, ob er noch irgend Jemand zu Haus finden wird, und dann bleiben nur noch die paar Spätnachmittagstunden.

„Galop!" schreit er wüthend, und der Kutscher peitscht auf das Pferd, daß es im vollen Galop den Lung' Arno entlang geht. Jetzt ist er am Ziel.

„Capitano Brunelli zu Haus?"

„Si, signore, er will eben gehen."

„Ich habe schon gehört, lieber Ginori," beginnt der Offizier, der bereits den Säbel im Arm hat und nur noch die Manschette vorzupft, „scheußliches Pech! Thut mir

herzlich leid! Haben Sie Wagen unten? Können wir zusammen fahren. Keine Minute Zeit. Dienst — wissen Sie — nicht in der Kaserne, sondern bei der Teresina, ungeheuer pressirt. Kommen Sie, wir plaudern unten," und damit schiebt er ihn mit derbem Lachen zur Thüre hinaus.

Giuseppe begreift, daß der wackere Capitano sehr wohl weiß, was ihn zu ihm führt, und entweder selbst nichts hat oder nichts geben will. Er ist zu stolz, es dem gegenüber auf eine ausdrückliche Weigerung ankommen zu lassen, und fährt mit ihm davon. An der nächsten Ecke springt der Offizier aus seinem Wagen, Ginori bezahlt den Fiaker und geht niedergeschlagen zu Doney, rasch ein Beefsteak zu essen, ehe er seine Jagd weiter fortsetzt. Vielleicht findet er da auch irgend einen näheren Bekannten.

Aber es war Niemand da.

Beppo ging draußen vorüber, sah ihn sitzen und dachte bei sich: „Wie viel mag er wohl beisammen haben? Ich will doch 'mal bei ihm anfragen! Langt's nicht, bringt er's bei Wucherern und Freunden nicht auf, so muß er den Gang zu unserer Tante machen. Gegen den wird er sich allerdings gewaltig sträuben. Dummheit! Es muß sein. Wenn man am Rande des Abgrundes steht, hören alle Sentimentalitäten auf. Sie hat ihn schon zehnmal verstoßen wegen seiner leichtsinnigen Streiche, sie hat ihn aber auch zehnmal in Gnaden wieder aufgenommen. Wozu liegt bei ihr das viele Geld? Damit es verschimmele? Es ist ja doch unser, wenn sie 'mal stirbt. Aber sie hat ein zähes Leben, die alte Katze!"

Er wartete einen Moment vor der Thüre, da kam Giuseppe heraus.

„Na, wie viel hast Du beisammen?" rief ihm Beppo zu.

„Zweitausend fünfhundert!" versetzte der Andere finster und ohne Gruß.

„Halb zwei Uhr vorbei," fuhr Beppo fort. „Eile Dich, mio figlio, wenn Du den Rest vor Abend noch aufbringen willst. Du weißt, ich habe Dein Ehrenwort. Wo speisest Du zu Abend?"

„Weiß ich noch nicht!" gab Giuseppe zurück, ohne ihn anzusehen und bemüht, fortzukommen.

„Nicht so hochmüthig, Püppchen," lachte Beppo heiser. „Ich werde Dich um sechseinhalb Uhr hier erwarten, um zu erfahren, wie viel Du aufgebracht hast."

„Und wenn ich nicht komme?"

„Dann nehme ich an, Du hast nichts und gehe da schräg über die Straße zum Papa Ferruccio, ihn zu fragen, ob er Lust hat, mir Deine Ehrenscheine zu bezahlen."

„Infam!" knirschte Giuseppe zwischen den Zähnen. „Gut, ich werde um sechseinhalb Uhr hier sein."

„Und pünktlich, mein Lieber, fünf Minuten nach halb muß ich hinüber, Du weißt, Ferruccio & Comp. schließen um sieben Uhr."

Er lachte wie ein Teufel, als Giuseppe mit eingekniffener Unterlippe davonstürzte.

„Der könnte Einen bis zum Verbrechen treiben," murmelte sein Opfer vor sich hin, wie er sich in den nächsten Fiaker schwang.

Und wieder begann die Rundfahrt.

„Nicht zu Haus!" hieß es beim Einen.

„Ich bin abgebrannt bis auf fünf Soldi!" bedauerte der Andere.

„Schade, wenn Du zehn Minuten früher gekommen wärest," sagte der Dritte, „eben hat mir Accarisi eine Rechnung geschickt über einen etruskischen Schmuck, den die bella Luigia auf mein Konto bei ihm hat machen lassen, und da ist mein letztes Tausendfrancsbillet darauf gegangen. Teufel, diese Ballerinen! Uebermorgen erkläre ich mich bankerott, dann wird sie mich wohl loslassen."

Und so ging es weiter; es war fast sechs Uhr — eben begannen die Ave Maria-Glocken auf allen Thürmen zu läuten — Giuseppe hatte im Ganzen noch fünfhundert Franken aufgetrieben.

„Dreitausend — dreitausend," flüsterte er heiser vor sich hin. „Ich weiß, fehlt auch nur ein Centesimo an den elftausend, so geht er zu Ferruccio, mich zu ruiniren. Aber bei Gott, ich erdolche ihn, thut er's — erst ihn, dann mich. Soll ich auf Bianka verzichten, so will ich nicht leben. Aber den Schurken, der mich so weit brachte, send' ich mir voraus in den Tod. Ha, mein eigener Vetter! Ein Ginori! Aber bei Gott, er soll sie nicht besitzen!"

Und in einem Anfluge von wahnsinniger Aufregung stürzte er in einen Waffenladen, suchte in fliegender Hast einen Dolch aus dem Kasten und kaufte ihn.

„Ist er scharf?" sagte er und strich mit dem Finger über die Schneide.

„Ich schleife ihn sogleich, Herr! Fünf Minuten!"

„Habe keine Zeit, geben Sie den Kasten her, ich nehme einen anderen."

„Der hat's verteufelt eilig," dachte der Händler. „Und der will auch die Waffe zu nichts Gutem. Sein Gesicht sieht gerade aus, als wollte er Jemand umbringen."

„Diesen!" befahl Giuseppe. „Und eine Scheide! Rasch!" Damit warf er zwei silberne Fünffrankenstücke auf den Tisch.

Der Verkäufer nahm sie auf und sah sie prüfend an.

„Bin kein Falschmünzer!" rief Giuseppe.

„Verzeihung, Herr, das eine ist ein rumänisches Stück, das andere ein französisches von 1797. Da müssen sich der Signore einen kleinen Abzug gefallen lassen."

Er zählte das Geld auf, das der Marchese zurückbekam. Dieser strich es achtlos ein und eilte hinaus.

„Das Silber ist ganz gut," grinste der Verkäufer hinter ihm drein, „aber der sah viel zu nobel und zu verbissen in seine düsteren Pläne aus, als daß er um die achtzig Centimes Abzug gefeilscht hätte. Leicht verdient die sechzehn Soldi!" Und er legte die merkwürdigen beiden Silbermünzen abseits, um sie bei ähnlichen unachtsamen Kunden gelegentlich für voll anzubringen.

Giuseppe lief zu einem Wucherer. Er wird hundert Prozent versprechen, wenn er nur Geld bekommt.

Es ist in einer düsteren Boutique im Ghetto, wo der Vater Giacomo wohnt, den er aufsucht. Der Alte, ein wahrer Patriarchenkopf mit ehrwürdigem langen Bart und kleinen klugen Augen, sitzt hinter seiner Glasthüre, durch die man von dem halbdunklen Gäßchen in seinen fast ganz

dunklen Laden tritt. Er liest in einem hebräischen Gebetbuch, er muß es an die ungewaschenen Scheiben halten, um noch einen Rest Tageslicht aufzufangen. Um ihn liegt, steht, hängt der Trödel, mit dem er handelt, obwohl er ein Palais mit Dienern, Kutschern und Bildergallerie kaufen könnte, wenn die Lust ihn anwandelte.

„Signor Giacomo!" bricht Giuseppe in den Laden ein. „Wollt Ihr einen Menschen vom Tode retten?"

„Ich bin kein Signore, Herr Marchese," sagt der Alte demüthig-stolz, sich erhebend und sein Käppchen ziehend, „ich bin ein armer Trödler."

„Gut, also Vater Giacomo, ich will Euch ein Geschäft vorschlagen. Ich brauche achttausend Franken sogleich, ich gebe Euch einen Wechsel über zehntausend."

Der Alte schüttelt den Kopf.

„Ueber elftausend, über zwölftausend! Ueber fünfzehntausend, wenn Ihr wollt!"

„Signor Marchese!" erwiedert der Greis bedächtig. „So müssen Sie von mir nicht fordern. Ich bin kein Wucherer, ich nehme zehn Prozent bei gewagten Geschäften, aber ich habe die Summe nicht im Haus."

Giuseppe verlegt sich auf's Bitten. Es ist eben sechs Uhr, sein Stolz ist dahin, jede Art ist ihm recht, wie er das Geld beschafft.

„Sie müssen mich nicht bitten," sagt der Alte. „Sie sind ein Ginori, ich bin ein armer Trödler. Und wenn ich es hätte, würde ich es gewiß geben, denn unsere Familie ist der Ihren zu Dank verpflichtet seit uralter Zeit. Es war im Jahre 1216. Wir saßen schon an dieser Stätte in

diesem wackeligen Hause, und die Marchese Ginori waren eben von ihren Gütern bei Perugia hier in die Stadt gezogen und hatten sich den Palast gebaut dahinten bei San Lorenzo. Da wurde eines Abends einer von meinen Vorfahren nach dem Ave Maria noch außerhalb der Ghettomauern angetroffen und das Volk war eben dabei, ihn zu steinigen, als ihn ein Ginori mit einem Stoß in seinen Thorweg beförderte und nachher, als die Wuth der Menge sich gelegt, hinten heraus unter Geleit entweichen ließ und heimschickte. Das ist seitdem, wie jede Gutthat, die einer der Nobili an uns geübt, in meiner Familie unvergessen geblieben, und wenn ich heute könnte, würde ich das Geld nicht zurückhalten, sondern Ihnen geben, edler Herr, und würde Ihnen nicht mehr als fünf Prozent rechnen, wie wir unter einander thun."

„Ueberlegt es doch noch einmal, ich bitte Euch. Ist es ganz unmöglich?"

„Bei dem Gotte Abraham's, Isaak's und Jakob's, ich habe nicht mehr als fünf Lire im Hause. Ich will es Ihnen gestehen, Herr, ich habe heute früh dem Marchese Torrigiani eine Hypothek von 300,000 Francs auf seinen Palast gegeben und baar ausgezahlt — da ist jeder Soldo im Hause zusammengescharrt worden. Sagen Sie es auf Ihr Edelmannswort nicht weiter, ich will auch nicht prahlen damit, sondern mich nur rechtfertigen vor Ihnen, Signor Marchese."

„Stellt mir einen Wechsel aus über die achttausend!" rief Giuseppe. „Ihr seid steinreich, es ist für Euren Glaubensgenossen Abramo. Er macht mich und meinen Vetter

unglücklich, wenn er das Geld heute Nacht nicht bekommt, und Euren Namen wird er honoriren."

„Dem Abramo? Der ist ein Wucherer, ich bin ein alter Trödler, wir haben nichts mit einander zu thun, und nie darf der einen Wechsel von mir in Händen haben. Heir — es ist Sabbath heute, ich darf nicht schreiben."

„Giacomo, soll ich mich Euch zu Füßen werfen? Helft mir!"

„Hätt' ich's, sollten Sie's haben!" wiederholte der Alte unerschüttert. „Aber ich kann auch nicht einmal Jemand darum angehen; es weiß Niemand und darf Niemand wissen, daß ich Geld auf Zinsen habe, und mir borgt noch weniger irgend wer, als Ihnen, Herr! Ich komme, Rebekka!" rief er nach hinten, von wo eine kreischende Stimme erscholl. „Du bist schon fertig? — Herr, ich muß mich ankleiden, es ist Zeit, in die Synagoge zu gehen!"

Und Giuseppe verließ verzweifelt die Boutique, um draußen mit Entsetzen zu hören, daß es auf dem nahen Campanile die halbe Stunde läutete — halb Sieben.

Er stürzte, wie von Furien gepeitscht, nach der Via Tornabuoni zu Doney und stieß in der Thüre auf Beppo, welcher eben bereit war, hinüber zu Ferruccio zu gehen.

„Wie viel hast Du?" rief er ihm entgegen.

„Dreitausend."

„Und ich vier — macht sieben. Fehlen nur noch acht. Gut, um diese acht bitte ich jetzt Deinen Schwiegerpapa!" sagte Beppo kalt.

Giuseppe faßte unwillkürlich in die Tasche nach seinem Dolch und sah den Anderen mit einem Blicke an, vor dem dieser zurückwich.

„Ich will Dir etwas sagen," raunte Beppo ihm plötzlich heiser zu, indem er wieder dicht an ihn herantrat. „Du hast Lust, mich umzubringen, ich sehe es an Deinem Blick. Geh', laß mich leben und stoße der lieben Tante Enrichetta Dein Messer in's Herz, dann sind wir Beide reich!"

Giuseppe erblaßte und schlug schaudernd ein Kreuz über sich.

„Ha, dazu fehlt Dir der Muth, es ist aber wenigstens eine That, die lohnt, während es Dich wenig nützen soll, wenn Du mich erstichst!"

„Beppo," begann Giuseppe, „ich will Dir einen Vorschlag machen. Du hast mich in der Hand und kannst mich ruiniren, wenn Du willst. Aber es kann Dir ja gleich sein, ob Du es jetzt bei Ferruccio auf dem Comptoir thust, oder heute Abend in seiner Privatwohnung. Gewähre mir einen Aufschub bis elf Uhr. Ich will Dir das Geld dann in den Club bringen."

„Und wo willst Du's hernehmen — von der Tante, wie?"

„Ja, ich will hingehen, sie darum bitten."

„Und nehme ich Deinen Vorschlag nicht an?"

„So kannst Du jetzt hinüber gehen zu Ferruccio, ihm die Scheine zeigen und ihm gleichzeitig sagen, daß ich mich deswegen eben getödtet hätte, dann bist Du vor ihm und — Bianka der Schurke."

Beppo lachte höhnisch.

„Du vervollkommnest Dich, mon cousin," sagte er dann. „Ich gebe Dir den Aufschub. Ja, ich werde, damit Du nicht wieder wankend wirst, mit Dir zur Tante gehen,

das heißt, ich werde draußen warten. Ich weiß, mich kann sie erst gar nicht leiden, und käme ich mit Dir hinein, so würde unsere ganze Komödie mißlingen."

„Wann?" fragte Giuseppe.

„Um neuneinhalb Uhr, dann kommen wir gerade zu ihrem Thee zurecht. Ich hole Dich zu diesem Gange ab. Du weißt, ich muß unter allen Umständen die Fünfzehntausend heute Abend haben. Beherzige das und verfahre danach bei der Tante. Gibt sie es nicht willig — sie hat geschworen, Dir nie wieder mit Geld unter die Arme zu greifen, da Du es doch nur verspieltest — also gibt sie es nicht willig, so — erschrecke sie ein wenig. Man muß auf die Nerven wirken. Es liegt viel Geld in ihrem Schreibtisch. Ich weiß, Ferruccio hat es ihr erst kürzlich geschickt."

Er lachte und wandte sich ab.

Giuseppe fuhr nach Haus. Er kam todmüde dort an und sagte seinem Diener, er wolle bis Neun schlafen und dann geweckt sein. Darauf streckte er sich auf sein Bett und schlief in der That in Kurzem den tiefen Schlaf der Jugend, die übermüdet worden ist.

Beppo hatte ihm finster und argwöhnisch nachgeblickt, als sie sich beim Palazzo Strozzi trennten.

„Der hat nichts Gutes vor," murmelte er. „Ich fürchte, ich thue besser, seine Ehrenscheine nicht mit mir herumzutragen. Ein Dolchstoß, ein Griff in meine Tasche und seine Schuld wäre getilgt. Ich werde sie Ferruccio in Verwahrung geben und ihn heute Abend in den Club mitnehmen. So erfährt er gleich davon, daß mein Herr Nebenbuhler wieder hoch gespielt hat."

Damit ging er hinüber in das Comptoir des Bankiers, der eben schließen wollte.

3.

Es war am Morgen nach dem Tage, an welchem Giuseppe Ginori in seiner Noth so vergeblich bei allen seinen Freunden angeklopft hatte.

In grauer, matter Helle lagen die weißgetünchten Mauern der Via Venezia da, einer schmalen, eleganten Gartenstraße nahe der Piazza Cavour, welche auf beiden Seiten von jenen villenartigen Vorstadtpalästen eingefaßt ward, die der Florentiner bescheiden „Villino" nennt.

Im Osten kam eben über die Berge, welche noch in dicken Nebeln lagen, die erste kräftigere Helle. Die Stadt schlief noch still, nur die Amseln schlugen in vollem, wirrem Chor in allen Gärten dieser Villenvorstadt, und ein Bäckerjunge bog lustig pfeifend eben in die Straße ein.

Plötzlich machte er vor einem Villino Halt. Eine offenstehende kleine Thüre in der Mauer frappirte ihn so, daß er sein Pfeifen einstellte und an der Klingel schellte. „Villino Ginori" stand auf einem Marmorschildchen neben dem Glockenzug.

Nach einiger Zeit erschien ein verschlafenes Frauengesicht an einem der vergitterten Parterrefenster.

„Tante Zecca," rief der Junge, „Eure kleine Thüre steht ja offen!"

„Santissima Vergine — die kleine Thüre?" schrie die Alte. „Madre di Dio, da sind wohl Diebe gewesen! Oder sollte der Portiere —?"

Sie warf das Fenster zu, weckte den Portier, Beide kamen auf die Straße und starrten auf die offene Thüre. Diese kleine Thüre kannten sie kaum: sie war stets verschlossen; Niemand hatte den Schlüssel dazu, als die Hausherrin, die bejahrte Marchesa Enrichetta Ginori.

Sie drangen vorsichtig durch die kleine Pforte ein und gelangten in den Garten. Tiefe Fußtritte, von einem Herrenstiefel herrührend, führten über den morgenfeuchten Weg, verloren sich in dem mittleren Rasenbeet, kamen drüben am Hause auf dem Wege wieder zum Vorschein und hörten unter einem Fenster auf, welches offen stand.

Die beiden Alten stutzten, als sie dies offene Fenster sahen und blickten sich schreckensbleich an.

Dann ging der Portier, achtsam, die fremde Fußspur nicht zu zertreten, zurück und schloß die Pforte.

„Simone," rief ihm die alte Zecca zu, als er an der Thüre war, „bleibt hier, geht nicht hinaus, bei allen Heiligen, laßt mich nicht allein!"

Sie fürchtete sich plötzlich.

Simone kam zurück und Beide gingen in's Haus, direkt in das Zimmer, dessen Thüre offen war. Es war inzwischen schon ziemlich hell geworden, und bei dieser Helle, die von der Mauer gegenüber wiederstrahlte und in's Zimmer fiel, sahen sie etwas, vor dem sie entsetzt zurückfuhren.

An der hellgrauseidenen Portière, ihnen gerade gegenüber, waren ein paar feuchte, dunkelrothe Flecken, groß wie Menschenhände — die Flecken waren am Abend zuvor nicht dagewesen.

Dazu war ein kalter Zug in dem Zimmer, als ständen

im Hause viele Thüren offen, und jetzt kam ein Laut aus einem der oberen Zimmer, vor dem Beide auf's Neue erschraken und sich in ihrer Angst an einander festhielten.

„Simone, kommt fort aus dem Hause!" sagte die Alte leise. „Hier ist sicher etwas Furchtbares geschehen! Kommt, wir wollen auf die Polizei gehen."

„Still, alte Zecca," erwiederte der Mann, „es war eine Thüre, welche der Zugwind oben zugeworfen hat. Wer weiß, vielleicht —"

Er verstummte. Er hatte sagen wollen: „Vielleicht lebt unsere Herrin noch und bedarf unserer Hilfe. Darum dürfen wir jetzt nicht aus dem Hause, sondern müssen hinauf!"

Aber seine alten Kniee zitterten, und er mußte sich erst einen Moment setzen, ehe er weiter gehen konnte.

Sie gingen nicht durch die Portière, an der die furchtbaren Flecken sich befanden, als hätte dort Jemand die blutigen Hände abgewischt, sondern sie kehrten auf den Flur zurück und stiegen von da aus in das obere Geschoß, wo die alte Dame ihre Wohnzimmer hatte.

Alle Thüren standen offen, nur die des Schlafgemachs war geschlossen. Sonst war nichts Verdächtiges in den Zimmern. Sie horchten an der Thür — nichts regte sich darinnen.

„Ich habe sie sonst ganz deutlich athmen hören!" flüsterte die alte Zecca nach einer bangen Pause.

Endlich ermannte sich Simone und klopfte herzhaft an.

Wie das hallte — sie zuckten erschreckt zusammen vor dem Schall.

Sie warteten ein Weilchen — keine Antwort. Da klinkte er an der Thür. Sie gab nicht nach, sie war verschlossen.

„Die Padrona verschließt nie!“ sagte Zecca wispernd. „Wir müssen gehen, die Polizei holen!“

Sie war froh, daß sie einen Vorwand hatte, aus dem fürchterlichen Hause hinauszukommen. Simone stimmte bei und sie gingen zum Korridor zurück.

Auf der Treppe war es inzwischen hell geworden; vorhin waren sie noch im Halbdunkel hinaufgestiegen — und nun sahen sie plötzlich an der Wand etwas, das sie vorher nicht bemerkt hatten und das ihnen wiederum das Blut in den Adern gerinnen machte.

Dunkle Flecken waren es, als hätte sich Jemand mit blutiger Hand in der Nacht die Treppe abwärts getastet, die oberen kräftiger roth und kaum eingetrocknet, die unteren schon matter. Von einem derselben waren zwei Tropfen abwärts geflossen, dünn und hellroth, unten dick endend, wie bisweilen auf alten Bildern das Blut auf der lanzendurchstochenen Brust des Heilandes gemalt ist.

Den beiden Alten klapperten die Zähne — sie starrten ein paar Momente auf die rothen Tupfen, dann duckten sie sich scheu am Geländer entlang, die Treppe hinunter.

Simone zog seinen Rock an, verschloß das Haus und ging auf die Polizei, während Zecca vor dem Eingang des Villino auf der Schwelle hocken blieb — sie wagte nicht im Innern die Ankunft der Polizisten zu erwarten.

Als der Kommissär mit einem Sicherheitswachmann, geführt von Simone, aus der Via del Maglio um die Ecke bog, fand er bereits eine ganze Schaar Menschen um die alte Zecca und die geschlossene Thüre versammelt.

Die Leute wurden verscheucht — es waren theils die Diener und Stallknechte aus den Nachbarhäusern, theils Bauern, die von Fiesole und den Bergsiedelungen her mit ihren Produkten zur Stadt kamen, theils Mädchen, die eben zur Arbeit in die königliche Cigarrenfabrik gingen.

Als der Kommissär oben die Thüre hatte erbrechen lassen, fand sich die traurige Vermuthung der alten Leute bestätigt. Ihre Herrin war in der Nacht ermordet worden. Ein Dolchstoß in das Herz, ein einziger, wohlgezielter, hatte sie getödtet. Sie lag auf ihrem Bett, und der Verbrecher hatte eine seidene Steppdecke über ihren Körper geworfen, das Gesicht zeigte den Ausdruck eines tiefen, seelischen Schmerzes, die Augen waren halb geschlossen und glitzerten unheimlich starr unter den schweren Lidern hervor.

Der Kommissär ging von dem Bette, vor dem er einen Moment stumm gestanden, zu ihrem Schreibtisch, dessen sämmtliche Fächer erbrochen und halb herausgezogen waren.

„Pflegte die Signora Marchesa hier Geld aufzubewahren?" fragte er und ein lauernder Blick fiel auf die beiden Domestiken.

„Ja, Signore!" sagte die Alte harmlos. „Im mittleren Fache, dort. Sie hat da oft genug vor meinen Augen Scheine herausgenommen!"

Zecca hatte mit gedämpfter Stimme gesprochen, der man deutlich anhörte, wie sie Thränen und Schluchzen

hinabschluckte. Der alte Simone stand noch mit gefalteten Händen an der Thüre und starrte sprachlos und mit gramerfüllten Zügen nach dem Bette.

„Diese beiden betagten Leute sind nicht die Thäter gewesen," dachte der Kommissär bei sich, aber er fragte weiter.

„Verwahrte Eure Herrin viel Geld in diesem Fache?"

„Ja, Herr. Sie gab mir bisweilen große Scheine zum Wechseln, und ich hatte Noth, so viel Kleingeld auf die Fünfhundert- und Tausendlirenoten heimzubringen."

„Außer Euch dient Niemand im Hause?"

„Nein!"

„Es ist auch kein Diener in der letzten Zeit entlassen worden?"

„Ja, der Cencio, der eine Veruntreuung begangen hatte. Er war so etwas wie Haushofmeister gewesen."

Das weitere Verhör, das im Nebengemach veranstaltet wurde, ergab, daß jener Bursche die Gewohnheiten der alten Dame genau gekannt, daß er auch um ihren Geldaufbewahrungsort gewußt hatte, denn er hatte dort mittelst Nachschlüssels ein paar Geldscheine entwendet. Dies war der Entlassungsgrund gewesen.

Der Kommissär glaubte eine Spur entdeckt zu haben und verließ das Haus, nachdem er ein Protokoll aufgenommen hatte.

Draußen umlagerte eine neugierige Menschenmenge den Eingang. Das Gerücht von der Unthat war schon in die Stadt gedrungen, aus der nahen Redaktion der „Nazione" war bereits ein Reporter da, der sich an den Kommissär drängte und von ihm, da in Italien die Polizei mittheil-

samer ist, als bei uns, Alles, was der Beamte selbst wußte, erfuhr.

Die Menge zerstreute sich allmählig. Am Nachmittage erschien in den Zeitungen der erste Sensationsbericht über das „Dramma della via Venezia“, wo „eine der edelsten Familien von Florenz“ wahrscheinlich „durch die rachsüchtige und raublustige Hand eines entlassenen Dieners“ in tiefe Trauer gestürzt worden war.

Die Nachforschungen der Polizei richteten sich auf den Cencio, welcher seit dem Moment verschwunden zu sein schien, wo er die Schwelle des Villino Ginori mit seinem Bündel überschritten hatte.

Das Haus wurde gereinigt und ging, wie das gesammte Vermögen der Marchesa Enrichetta, in den Besitz der beiden Neffen, Beppo und Giuseppe Ginori, über.

Die Gerichtsärzte maßen die Wunde der Verstorbenen, dann wurde sie in feierlichem Begräbniß Abends mit Fackellicht auf San Miniato beerdigt, wo die Ginori ihre Ruhestätte haben. Die beiden Neffen folgten tiefbetrübt dem umflorten Eichensarge.

Simone und Zecca blieb die Pflege des Villino überlassen, da die jungen Marchesi es für das Erste vorzogen, ihre möblirten Miethswohnungen in der Stadt zu behalten, namentlich bis die Polizei die kleinen Holzkästen entfernt haben würde, die sie im Garten über die Fußspuren des Mörders gedeckt, damit der Regen dieselben nicht verwasche. Denn der Aufenthaltsort des Cencio war immer noch nicht entdeckt, obwohl schon drei Tage seit dem Verbrechen verstrichen waren und der Telegraph nach allen

Richtungen spielte. Niemand zweifelte, daß die Behörden auf der richtigen Spur seien und von Tag zu Tag erwartete die Oeffentlichkeit die Nachricht, daß der Verbrecher aufgefunden und festgenommen sei. Aber es kam nicht, wie man vermuthe!e.

Am fünften Tage nach der That nämlich erhielt die Florentiner Polizei ein Telegramm vom Grafen Connestabili della Raffa aus Perugia. Er habe in den Zeitungen von dem Verdachte gelesen, der auf dem entlassenen Cencio Brunetti ruhe. Dieser sei in seinem — des Grafen — Dienst, etwa seit vierzehn Tagen. Und an dem Abende, sowie in der Nacht, da die That geschah, sei der Cencio als Treiber auf einer nächtlichen Jagd, die der Graf veranstaltet, beschäftigt gewesen. Seine Mittreiber würden eidlich versichern können, daß sie ihn nicht aus den Augen verloren, jedenfalls, daß er nicht gleichzeitig in dem 130 Kilometer entfernten Florenz sich hätte befinden können!

Der Graf war ein Zeuge, gegen den Niemand das Geringste vorbringen konnte. Die Gerichtsärzte erklärten, der Tod sei zwischen zehn und elf Uhr Abends eingetreten — gerade zu dieser Zeit hatten dreißig Perugianer mit Cencio den Marsch nach Mugeone gemacht und beschworen dies. Das Alibi des Burschen war auf das Unzweifelhafteste nachgewiesen. Die Nachforschungen der Polizei mußten von Neuem aufgenommen werden. Sie wurden aber durch einen merkwürdigen Zwischenfall mit einem Male auf ein Ziel gelenkt, das Niemand bisher in's Auge gefaßt hatte und das selbst den Kommissär, der die Untersuchung leitete, mit Grauen erfüllte.

4.

Es erschien nämlich eines Tages auf dem Kriminal-Kommissariat ein kleiner Waffenhändler aus der Vorstadt San Frediano und erzählte von einem sonderbaren Kaufe, den um fünf ein halb Uhr an jenem Tage, an dem die That in der Via Venezia geschah, ein vornehmer Herr bei ihm gemacht habe. Der Käufer habe es sehr eilig gehabt, sei in großer Aufregung gewesen und habe einen scharfgeschliffenen Dolch, ohne zu handeln, mit sich genommen Er — Brancacci — besitze noch die beiden silbernen Fünffrankenstücke, welche er von dem Fremden erhalten und auf welche dieser sich einen Abzug ohne Widerrede habe gefallen lassen, da das eine ein rumänisches Geldstück, das andere ein dickes, altes französisches aus dem Jahre 1797 gewesen sei.

Aufgefordert, eine Personalbeschreibung zu geben, machte er Angaben, welche auf tausend elegante junge Herren aus der Florentiner Aristokratie gepaßt hätten. Man zeigte ihm allerlei Photographien, unter denen er mehrere als ziemlich ähnlich bezeichnete, allein diese waren untereinander unähnlich. Jedenfalls kaufte ihm der Beamte seine zwei Fünffrankenstücke sofort mit einem kleinen Agio ab und Signor Brancacci lachte vergnügt, daß er damit ein so gutes Geschäft gemacht, daß nun sein Name in die Zeitungen kommen und alle Welt bei ihm kaufen würde. Allein der Beamte verfolgte die schwache neue Spur zunächst im Stillen.

Nur die Gerichtsärzte kamen in die Brancacci'sche Wo-

tega und ließen sich ein Messer von der Art zeigen, wie sie der unheimliche Fremde gekauft.

Als sie es gesehen, waren sie einstimmig überzeugt, daß mit einem solchen der Dolchstoß in das Herz der armen Marchesa Enrichetta geführt sein müsse.

Aber wer hatte dies Messer hier in San Frediano gekauft?

Der Kommissär setzte nachgerade eine Ehre darein, die dunkle Affaire aufzuhellen.

Wer hatte einen Vortheil vom Tode der alten Dame? Zunächst ihre beiden Neffen. Lebten diese in geordneten Vermögensverhältnissen?

Er schickte einen gewandten Detektiv zu dem alten Simone, welcher nach und nach aus diesem und der geschwätzigeren Zecca herausbrachte, daß ihres Wissens der Marchese Beppo sich in rangirten Verhältnissen befunden habe, dagegen hätte die alte Dame häufig für den jüngeren Neffen Schulden bezahlt. Es habe dann stets eine Scene gegeben, der Marchese Giuseppe habe einige Wochen nicht bei ihr erscheinen dürfen, dagegen habe sie dann meist den Bankier Ferruccio aus der Via Tornabuoni empfangen, welcher mit der Verwaltung ihres Vermögens betraut war.

Der Kommissär begab sich nun sofort zu dem Hotelier des adeligen Clubs, welchem die beiden Ginori angehörten, und entlehnte vertraulich von diesem für eine halbe Stunde ein Gruppenbild der Angehörigen jenes Clubs.

Mit dem Bilde ging er zu dem Waffenhändler Brancacci und forderte ihn auf, sich die sämmtlichen Photographien anzusehen, ob darunter etwa auch die seines Käufers sei.

Die Bilder waren gut. Brancacci schwankte keinen Moment, sondern zeigte auf die Photographie Giuseppe Ginori's.

Darauf lachte der Beamte ihn aus und sagte, dieser Herr sei im vergangenen Jahre gestorben, denn er wollte nicht, daß der geschwätzige und reklamesüchtige Mann seiner weiteren Nachforschung durch voreiliges Geplauder Schwierigkeiten bereitete.

Er trug das Bild zu seinem Besitzer zurück und sagte, es habe sich um einen Taschendieb g handelt, welcher einem der Clubangehörigen ähnele und unter dessen Namen eine Gaunerei verübt habe.

Dann machte er Herrn Ferruccio einen Besuch. Als er nach der Summe fragte, welche der alten Dame wohl fehlen könne, rechnete ihm jetzt der Bankier vor: etwa 1,500,000 Francs habe die Marchesa besessen. Davon in Hypotheken ungefähr drei Viertel, den Rest in Rente. Er habe die Zinsen von beiden in Empfang genommen und ihr in unregelmäßigen Zwischenräumen je auf Verlangen Geldsummen, von welcher Höhe sie solche gerade wünschte, übersendet, außerdem ihre Cheks honorirt. Sie habe im Jahre ein Konto von rund 60,000 Francs gehabt, da sie sehr wohlthätig war. Für sich selbst lebte sie einfach. Ihre Neffen dagegen wüßten das Geld unter die Leute zu bringen; so habe er von dem Jüngeren erst unlängst für 11,000 Francs Ehrenscheine in den Händen gehabt, die der Marchese in einer Nacht verspielt hatte.

„Wann waren diese fällig?“ fragte der Beamte, anscheinend gedankenlos an seiner Uhrkette spielend.

„So um die Zeit des Todes der Tante herum. Warten Sie, ich kann es ermitteln, wenn Ihnen daran liegt!"

Und er wollte einem Commis den Befehl geben, in der Depositenliste nachzuschlagen. Allein der Kommissär hielt ihn zurück. Es liege ihm nichts daran, er möchte nicht gern von der Hauptsache abkommen, nämlich zu erfahren, wie groß das Manko etwa sein könne.

Der Bankier konsultirte seine Bücher, kalkulirte die Ausgaben der alten Dame und sagte: „Neuntausend Franken. Davon viertausend, die sie von mir bekommen, und fünftausend, welche sie stets als eisernen Fonds für besondere Fälle im Hause hatte."

Der Beamte dankte und ging. Die Auskunft wegen der Ehrenscheine, welche er so gerne gehabt hätte, mußte er sich noch unverdächtig verschaffen und dann war der Rest der Spur leicht zu verfolgen.

Es stand für ihn bereits fest, daß Giuseppe der Thäter war, aber die Beweise für diese seine Vermuthung waren vorläufig für Geschworene noch lange nicht überzeugend.

Zunächst fuhr er nach der Via Venezia hinaus und forderte die Alten auf, ihm nochmals ganz genau die Vorgänge des Nachmittags und des Abends vor dem Morde zu erzählen.

Auf diese Weise erfuhr er, daß Giuseppe zum Thee dagewesen sei, daß es zwischen ihm und der alten Dame zu einer außergewöhnlich heftigen Scene gekommen sei und daß der Neffe gegen ein Viertel auf zehn Uhr in einer hochgradigen Aufregung davon gestürzt sei, ohne das Ende des Thee's abzuwarten. Simone hatte er beim Hinaus-

gehen nicht einmal auf sein „felice notte" gedankt, was er sonst nie unterließe, da er ein sehr leutseliger und gütiger Herr sei. Die Marchesa dagegen hätte nach seinem Fortgange keinen Bissen mehr angerührt, sondern still dagesessen und geweint. Zecca hätte gleich abtragen müssen. Darauf sei die Herrin in ihr Schlafzimmer gegangen und Keiner habe sie lebend mehr erblickt.

Das war viel, aber der Beamte mußte noch überzeugendere Verdachtsgründe haben. Und er überlegte:

„Er hat den Schritt bei der Tante fraglos zuletzt gethan. Offenbar hatte er vordem überall sonst Geld aufzutreiben versucht. Bei wem? Zuerst bei den Clubmitgliedern, sodann bei den Wucherern."

Nun nahm er einen Wagen und fuhr nach dem Bahnhof. Dort gab er einem Detektivposten, den er mittelst Telephons hinbeordert, das Signalement Giuseppe's und den Auftrag, ihn zu verhaften, falls er per Bahn zu entfliehen versuchen würde. Alsdann machte er sich auf eine Rundfahrt zu den Clubfreunden des Verdächtigen.

Der Principe Corsini war nicht daheim. Den Capitano Brunelli dagegen fand er zu Haus. Er stellte sich ihm als den Bevollmächtigten des Marchese vor, etwaige Schulden, welche Letzterer bei ihm kontrahirt, zurückzuzahlen.

Der Capitano war über diese Art, seine Schulden durch einen Dritten reguliren zu lassen, sehr empfindlich. Er drückte dies auch ohne Umschweif aus, da er als Soldat nicht gewohnt wäre, mit seiner Meinung hinter dem Berge zu halten.

Im Uebrigen habe er dem Marchese, als er nach jenem

unglücklichen Spielabend bei ihm war, nichts vorgestreckt und Früheres sei längst durch allerlei gegenseitige Gefälligkeiten ausgeglichen.

Der Kommissär ging. Es war ein gewagtes Spiel, das er spielte. War der Marchese unschuldig und erfuhr von diesen Besuchen, so hatte der Beamte einen schweren Stand, diesen seinen Schritt seinen Vorgesetzten gegenüber zu rechtfertigen. Aber er war seiner Sache jetzt sicher.

Der deutsche Graf bemerkte ihm sehr kühl, er hätte die zweitausend Francs, welche er Ginori geliehen, als dieser am Tage vor dem Tode seiner Tante bei ihm war, bereits zurückerhalten, und man müsse den Auftrag des Marchese mißverstanden haben. Die Schulden, die er durch Andere reguliren lasse, würden wohl drüben im Ghetto beim alten Giacomo kontrahirt sein und nicht bei seinen Freunden. Damit warf er den Beamten ziemlich deutlich hinaus. Dieser fuhr sofort zum Vater Giacomo.

Der Alte wollte erst nicht mit der Sprache heraus. Als aber der Beamte ihm bemerkte, daß er ihn, falls er jetzt schweige, als Zeugen vor die Geschworenen laden würde, wurde er ängstlich und gab zu, daß Giuseppe bei ihm gewesen.

„Aber wo sollte ich das ungeheuere Geld so plötzlich hernehmen, ich armer Mann! Achttausend Lire! Er hatte sie im Spiel verloren und mußte sie noch in derselben Nacht zahlen! Ach, es war eben die Nacht, in der dann die arme Marchesa Enrichetta erstochen wurde. Er dauerte mich gewiß, aber ich konnte es ja doch nicht aufbringen!“

So jammerte Vater Giacomo, den vor Allem die Furcht plagte, man könne aus seinem Zeugniß vermuthen, er sei ein reicher Mann.

Dem Beamten aber setzte sich aus diesen und all' den anderen zerstreuten Mittheilungen, welche er auf seiner Rundfahrt empfangen, zwingend klar das Bild von der Lage Giuseppe's und von allen den Fehlschlägen zusammen, durch die er Schritt für Schritt zu der That gedrängt worden war. Bis zuletzt hatte er sich gewehrt, Alles versucht, bei den Freunden, bei Wucherern, zuletzt bei der Tante um das Geld gebettelt. Als er es aber nirgends erhielt, hatte er zum Dolch gegriffen. Soweit war Alles nachgewiesen, selbst daß und wo er die Waffe gekauft — jetzt durfte man zur Verhaftung schreiten.

Giuseppe Ginori war an diesem Tage über Land gefahren. Er kam gegen Abend mit dem Zuge der Dampftramway von Sesto heim. Als er durch die Via Nazionale nach seiner Behausung schlenderte, begegnete ihm der Hauptmann Brunelli, der zuerst vorüber wollte, ohne zu grüßen.

„Buona sera, capitano!“ rief ihm Giuseppe zu.

Brunelli erwiederte den Gruß äußerst gezwungen.

Ginori fragte ihn, ob er ihm etwas übel genommen hätte, ihm sei nichts bewußt, womit er den Freund beleidigt.

„So!“ platzte der Soldat heraus. „Der Teufel hole Deine neueste Art, Deine kleinen Anlehen durch einen Hausmeister berichtigen zu lassen, als sei man ein Wucherer!“

Giuseppe fiel aus den Wolken. Als der Hauptmann

sein ehrliches Staunen sah, erzählte er dem Marchese von dem Besuche, den er im Laufe des Nachmittags gehabt.

Ginori versicherte dem Freund, er habe Niemanden den Auftrag gegeben, seine Schulden zu bezahlen, und er könne sich den seltsamen Vorfall auf keine Weise erklären. Beide gingen ein paarmal in lebhaftem Gespräch die Straße auf und ab. Dann trennten sie sich kopfschüttelnd.

Als Giuseppe heim kam, fand er im Thorweg einen Herrn, der ihm die Treppe hinauf folgte, der oben, als der Diener ihm öffnete, nach dem Marchese Ginori fragte, und als Giuseppe ihm erwiederte, das sei er, um ein kurzes Gehör bat, drinnen aber ebenso bestimmt wie artig ihm mittheilte, er sei Kriminalbeamter und erkläre ihn für verhaftet. Giuseppe möge ihm, ohne Umstände zu machen, folgen. Widerstand dürfte ihm nur Ungelegenheiten bereiten, denn drüben auf der Straße habe er drei Mann zur Unterstützung bei der Hand.

Ginori that, als hätte er nicht verstanden und sah den Beamten mit verwirrtem Blicke an. Welche wunderbaren Begebenheiten häufte doch dieser Tag auf sein Haupt!

„Verhaftet, ich? Giuseppe dei Ginori?"

Statt der Antwort zeigte der Andere die Ordre. Giuseppe las, schüttelte den Kopf, blickte sprachlos zum Fenster hinaus, dann sagte er gefaßt: „Ich bin zu Ihrer Disposition. Man muß den Anordnungen der Behörde Folge leisten, auch wenn man sie nicht versteht. Indeß das Mißverständniß muß sich sofort aufklären, wenn ich ein Wort mit dem Untersuchungsrichter, Signor Pancrazi, wechseln darf. Derselbe ist ein Freund von mir."

„Signor Pancrazi hat diese Sache an den Conte Jerrison abgegeben!“ erwiederte der Beamte. „Gehen wir jetzt!“ – Giuseppe erstaunte. Graf Jerrison, der kalte, sarkastische Ankläger, dem man gewöhnlich die finstersten und unerquicklichsten Gerichtssachen, Morddramen u. s. w. überließ — der hatte sich als Richter mit ihm zu befassen?

„Aber was wirft man mir denn vor?“

Unwillkürlich sprach er diese Frage aus, bereute es aber sofort, denn, wie vorauszusehen, entgegnete der Polizist trocken: „Das wird der Herr Marchese wohl besser wissen als ich!“

Ginori ordnete rasch seine häuslichen Angelegenheiten und folgte dem Beamten, stolz, wortlos, erhobenen Hauptes.

5.

Signor Ferruccio war bettelarm geboren und war jetzt ein steinreicher Mann — man sagte, ein Millionär — geworden, nur vermöge seines durchdringenden Verstandes und seiner rücksichtslosen Schlauheit.

Als der Kommissär von ihm ging, wußte er genau, daß Letzterer einen Verdacht gegen Giuseppe Ginori hatte, gerade weil er die Auskunft über den Fälligkeitstermin der Ehrenscheine desselben, die ihn doch äußerst interessiren mußte, so kalt abgelehnt. Und dieser Verdacht erschien ihm, dem Menschenkenner, vollkommen begründet.

Giuseppe war ein gutmüthiger, natürlich-vornehm denkender, aber leichtsinniger Jüngling. Seine Bewerbung um Bianka hätte der Bankier gutgeheißen, wenn Beppo nicht dagewesen wäre und das Vermögen der Tante ganz

und ungetheilt in Giuseppe's Besitz übergegangen wäre. Seine einzige Tochter, Erbin seines kolossalen Reichthums, an einen Marchese Ginori verheirathen, wenn dieser anderthalb Millionen Francs besessen hätte, wäre eine Spekulation gewesen, die ihm schon behagt hätte. Nun besaß jener aber nur die Hälfte, eine Jahresrente von circa 30,000 Franken, und das würde für den eleganten Haushalt des verwöhnten jungen Paares nicht genügen. Da hätte der Papa entweder mit einem Schlage eine große Summe aus dem Geschäft ziehen müssen oder aber wahrscheinlich jährlich ein Schuldenkonto von, wie er rechnete, 10,000 bis 20,000 Francs für seinen Schwiegersohn zu tilgen gehabt. Diese Summe jahraus jahrein zu zahlen, und dazu all' die Scenen und Peinlichkeiten, die das für ihn und namentlich für die junge Frau mit sich bringen müßte — dazu hatte Ferruccio sich, sein Geld und seine Tochter zu lieb.

Diese selben Erwägungen trafen aber auch zu, wenn man sie auf Beppo anwendete. Und aus diesem Grunde sah der Bankier die Bewerbungen Beider gleich gern und gleich ungern.

Daß Beppo dem Jüngeren ein Bein zu stellen suchte, wußte er, und als Jener ihm die Ehrenscheine offen zur Aufbewahrung brachte, lächelte er im Stillen und erkannte sofort das wahre Motiv Beppo's. Und ebenso wie er diese unedle, aber praktische Methode, den Nebenbuhler bei ihm zu beseitigen, bewunderte, war er dem Marchese fast dankbar, daß er ihm damit eine Warnung wegen Giuseppe's unsolider Eigenschaften und seines Leichtsinns zukommen ließ.

Ja, er hatte sogar eine stille Freude bei dem Gedanken, daß Beppo seinen Cousin mittelst dieser Waffe, die jener ihm so unbedacht in die Hand gegeben, grausam verfolgen und vielleicht sogar bis zur Verzweiflung, zur Flucht, zum Selbstmord treiben könne. Damit wäre dann der eine Theilhaber am Vermögen der Erbtante beseitigt, und dem Sieger würde mit dem ungetheilten auch die Hand Bianka's zufallen. Wenn Herr Ferruccio nun überlegte, welchen der Vettern e r eigentlich vorzöge, so hielten Beide sich die Wage.

Beppo war klüger, rücksichtsloser und dabei besonnener beim Spiel und den sonstigen Hazardgewohnheiten der vornehmen Welt; dafür war Giuseppe ein edlerer Charakter und leichter zu lenken, außerdem hatte er, was immerhin auch mit in die Wagschale fiel, sich die Liebe Bianka's bereits zu erwerben gewußt.

Mit Beppo hatte sein Kind die Aussicht, höher in der Welt zu steigen, wofür die Charaktereigenschaften ihres Mannes zu bürgen schienen — mit Giuseppe würde sie glücklicher werden. Der Bankier wußte nicht, welches von beiden das größere Gut wäre, und überließ die Entscheidung dem Zufall, bis eine Unterredung mit Beppo Alles wendete.

Am Abend nämlich nach der Verhaftung seines Vetters war der ältere Ginori durch Giuseppe's Diener von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt worden.

Er kombinirte alsbald, der Verdacht der Thäterschaft sei auf Jenen gefallen und beschloß, diesen Umstand sofort bei Ferruccio für sich auszunutzen.

„Signor Ferruccio," begann er am nächsten Morgen, nachdem er sich ein vertrauliches Gehör bei dem Millionär erbeten, „ich komme, mich von Ihnen zu verabschieden!"

„Reisen Sie?"

„Nein! Meine Familie ist von einem schweren Unglück betroffen worden, das mich zwingt, allen geselligen Verkehr einzustellen. Ich werde alle meine Beziehungen abbrechen und mich nur meinem schwergeprüften Vetter Giuseppe widmen, allein von Ihnen und Ihrem Hause wollte ich nicht ohne Abschied scheiden!"

Der Bankier sah jetzt das Andere bereits kommen.

„Hm," sagte er, „ich weiß. Die Verhaftung, nicht wahr?"

Beppo neigte betrübt das Haupt.

„Ich will Ihnen noch mehr sagen," fuhr Ferruccio fort, „die Verdachtsgründe gegen Ihren Vetter sind sogar so stark, daß er von jeder Jury verurtheilt werden muß."

„Woher wissen Sie —?" rief Beppo.

„Das ist mein Geheimniß. Ich habe so meine Quellen!" Er hatte die Nachricht der Festnahme nicht erst abgewartet, sondern sofort selbst seine Nachforschungen angestellt und bei seiner natürlichen Schlauheit sich alsbald ein richtiges Bild der Lage Giuseppe's geschaffen. Nach ihm war der Marchese verloren. Der Tod oder lebenslängliches Gefängniß schien ihm sicher, und damit ging das Vermögen auf Beppo über.

Warb nun jetzt Beppo als Vollerbe des Familienvermögens um Bianka, so war Signor Ferruccio nicht abgeneigt, seiner Werbung nachzugeben. Zunächst aber zeigte

der Marchese eine große, und wie der Millionär mit stillem Lächeln bemerkte, ausgezeichnet gespielte Betrübniß über das Geschick seines Vetters.

„Sie werden das brutal finden, was ich Ihnen sagen will," begann Herr Ferruccio dann von Neuem mit schicklichem Ernst, „aber es ist doch leider der einzige stichhaltige Trostgrund, den man Ihnen bieten kann. Alle Dinge haben eben zwei Seiten, Marchese. Sie verlieren — setzen wir den schlimmsten Fall — den Vetter, der Ihrem Herzen bisher doch nicht allzu nahe stand, und gewinnen damit ein Vermögen!"

Der Marchese wollte erzürnt aufspringen.

„Und zugleich verlieren Sie einen Nebenbuhler!" schloß ruhig der Bankier.

Beppo setzte sich wieder. Der Mann hatte ihn völlig durchschaut und kam ihm entgegen.

„Sie vergessen, daß Giuseppe unseren und meinen Namen mit einer Schmach bedeckt hat," sagte er nach einer Pause, „welche mich nicht mehr als würdigen Bewerber um die Hand einer Dame von guter Familie erscheinen läßt."

Ferruccio zuckte die Achseln.

„Würden Sie zum Beispiel, Herr Ferruccio," fuhr Beppo langsam fort, „Ihre Tochter einem Manne geben mögen, in dessen Familie ein Blutdrama gespielt hat? Bitte, beantworten Sie mir diese Frage, wenn sie Ihnen auch sonderbar erscheinen mag. Es hängt für mich unendlich viel von der Antwort ab, die gerade Sie mir darauf geben."

„Ich würde,“ sagte der Bankier, nachdem er ein paar Sekunden überlegt, „bei der Wahl meines Schwiegersohnes nur auf zwei Dinge sehen, nämlich, ob er mein Kind wahrhaft liebt, und ob die äußeren Bedingungen für das Glück desselben da sind!“

„Und was nennen Sie die äußeren Bedingungen?“

„Ungefähr 80,000 bis 90,000 Francs Rente jährlich, ein edler Name, ein fester Charakter und eine weltkluge Gesinnung!“ meinte der Bankier, Beppo fest ansehend.

Das Telephon klingelte, der Chef wurde im Bureau gewünscht.

„Ein edler Name!“ seufzte der Marchese und erhob sich wie trostlos.

„Ginori,“ sagte Ferruccio, der es jetzt eilig hatte, „ich hätte Sie doch für klüger gehalten. Zwei Jahre in Paris, und die Sache ist vergessen! Das ist das Schöne am Adel, daß der Ruhm der Vorfahren so etwas allmählig wieder zudeckt. Jedenfalls bin ich nicht so hartherzig, Ihnen jetzt mein Haus zu verschließen!“

Beppo sprang auf und dankte ihm mit wirklicher Freude, die den alten Mann ganz glücklich machte.

„Sieh,“ dachte er bei sich. „Der Marchese hat nicht nur Verstand, er hat auch Gemüth. Er ist reich, nobel und ein zuverlässigerer Charakter als Giuseppe. Er ist doch der richtige Mann, mein Kind glücklich zu machen.“

Als Ferruccio am Mittag heimkam, war sein erster Gang in den Salon seiner Tochter.

Bianka lag in einem Polstersessel; das üppige schwarze Haar umrahmte weich das schöne volle Oval ihres blühen-

den Gesichtes und hob sich in prächtigem Gegensatz von dem zartgrauen Plüsch des hohen, geraden Sesselrückens ab. Aber ihre Augenlider waren geröthet und in ihren großen dunklen Augen lag ein Zug schmerzvoller Trauer und Gereiztheit.

Als Ferruccio seine Tochter so liegen sah, sagte er sich mit freudigem Stolze, daß sie mit Recht in den Kreisen der eleganten Welt „la bella Greca“ genannt wurde. Erst als er näher trat, fiel ihm der trübe Ausdruck ihres Gesichtes auf.

„Marchese Ginori war heute bei mir,“ begann er.

„Welcher? Der Jüngere?“ rief die Schöne aufspringend, und ihre dunklen Sterne sprühten Blitze.

„Der Marchese Beppo dei Ginori!“ erwiederte der Vater.

„Papa, wenn Du ein Herz hast für Deine Tochter,“ rief Bianka leidenschaftlich und trat dicht vor ihn hin, „so laß nie wieder den Marchese Giuseppe dei Ginori unsere Schwelle übertreten. O, ich hätte es ahnen müssen neulich Abends, als er so leicht und bereitwillig —“ sie brach plötzlich ab, ein glühendes Roth hatte ihre Stirn übergossen.

„Was ist, mein Kind?“ fragte der Millionär. „Was hat Giuseppe Ginori Dir gethan?“

„Die größte Schmach, die man Deiner Tochter anthun konnte!“ fuhr die schöne Bianka fort und senkte beschämt den Kopf. „Er hat mich auf eine Spielkarte gesetzt gleich einer Dirne und an seinen Vetter Beppo verspielt. Es ist abscheulich!“ und sie ballte die ebenso kraftvoll,

wie herrlich gemeißelte Hand zur Faust. „Neulich, beim Marchese Torrigiani, als Beppo Bank hielt und Giuseppe Alles verspielt hatte, sogar für 11,000 Franken Ehrenscheine, die Du ja aufzuheben hattest, wie Du mir sagtest, da hat er zuletzt seinem Vetter den Vorschlag gemacht, darum zu spielen, ob er seine Besuche bei uns einstellen solle oder nicht."

„Ich errathe, der Marchese Beppo war auch bei Dir heute Vormittag!" warf der Vater ein, welcher nicht ohne eine gewisse Bewunderung sah, wie schlau und energisch Beppo zu Werke gegangen war, um sich das letzte Hinderniß, Bianka's bisherige Neigung für Giuseppe, aus dem Wege zu räumen.

„Ja, ich habe es von ihm erfahren," rief die Tochter.

„Ich warne Dich, seinen Worten unbedingt zu glauben," meinte Ferruccio. „Du weißt, er ist Giuseppe's Nebenbuhler. Und, wenn ich fragen darf, was hat er selbst denn dagegen gesetzt?"

„Auf der Stelle Alles, was er hatte — an 30,000 Franken."

„Nun, da kannst Du seine Liebe für Dich ja in Geld taxiren," spottete der Vater. Er war wüthend. Dieser künftige Schwiegersohn war doch ein rücksichtsloser Egoist. Seiner Tochter das zu erzählen! Wie mußte sie darunter gelitten haben, das stolze Mädchen. Also mit solchen Lügen dachte er ihr Herz zu gewinnen, auf solche Verleumdungen wollte er ihr späteres Glück aufbauen. „Ich finde es empörend," fuhr er auf, „daß er es gewagt hat, Dir das mitzutheilen."

„Ich habe es ihm mit Gewalt abgerungen, das schamlose Geständniß," sagte Bianka.

„Und er hat es sich gern abringen lassen! Willst Du meine Meinung hören: ich glaube, er hat Dich kaltblütig belogen!"

„Nein, Vater," erwiederte die Tochter mit plötzlich hervorbrechenden heißen Thränen, „der beste Beweis für die Wahrheit seiner Anklage ist, daß Giuseppe seit jenem Abend in der That nicht wieder bei uns gewesen ist."

„Der ist ja —" begann Ferruccio, hielt aber plötzlich inne. Theilte er ihr die Verhaftung Giuseppe's mit, so veranlaßte er sie nicht nur zu herzlichster Theilnahme an dem Geschick desselben, sondern mußte ihr auch den herben, unvorbereiteten Schmerz zufügen, den Mann, den sie liebte, ihr als Mörder zu denunziren. Und ferner wirkte er damit ja auch seinen eigenen Zukunftsplänen entgegen.

Aber wie sie auch fernerhin in Unkenntniß dessen erhalten, was doch bald Stadtgespräch werden muß?

Hm — er wird nicht deswegen auf die glänzende Familienverbindung mit den hochadeligen Ginoris verzichten, weil ihm die eine Charaktereigenschaft seines künftigen Schwiegersohnes nicht gefällt. Schwiegersöhne kann man ja überwachen und erziehen. Bianka wird er zunächst zu ihrer alten Tante — seiner Schwester — nach Venedig schicken, wo gar keine Zeitungen gehalten und gelesen werden, wo Bianka einsam lebt und von dem Skandalprozeß voraussichtlich nichts erfährt. Später, wenn Giuseppe todt ist oder im Gefängnisse, auf den Galeeren lebendig begraben, soll dann Beppo — den er inzwischen etwas

reformiren wird — kommen, sich in der dortigen Langeweile und Einsamkeit um sie bemühen, und wenn es ihm dann gelingt, Giuseppe ganz aus ihrem Gedächtniß zu verdrängen und sich an die Stelle desselben zu setzen, wird die Vermählung in Venedig oder in Paris oder sonst in der Welt gefeiert werden. Reichthum ist ja ein Kosmopolit; das junge Paar siedelt sich fern von Florenz irgendwo in der Ferne an, so weit, daß man von dort den dunklen Fleck am Wappen der Ginori nicht mehr erblickt.

Während ein anderes adeliges Geschlecht die Allianz mit ihm, dem ehemaligen Wachszündholzverkäufer, als eine Demüthigung empfinden würde, müssen ihm die Ginoris jetzt noch dankbar sein, wenn er sie nicht fallen läßt.

Er rieb sich die Hände — alle Dinge schlugen wieder einmal zu seinem Vortheil aus.

„Bianka," wendete er sich dann zu seiner Tochter, „die Sache ist fatal — sie wird in den Clubs erzählt werden. Zuletzt wird sie in die Zeitungen kommen, die machen einen bissigen Artikel daraus. Ich würde an Deiner Stelle nach Venedig gehen, bis die Dinge vergessen sind."

„Und ich," entgegnet stolz das Mädchen, „bleibe hier und werde Jedem in die Augen sehen."

„Jedem — auch dem Giuseppe dei Ginori?"

Sie zuckt zusammen. Er bricht ab und spricht von Anderem.

Am Abend theilt ihm Bianka mit, daß sie es vorzieht, nach Venedig zu gehen. Florenz rege die Nerven so unnöthig auf und Venedig beruhige sie wieder.

Es geschah Alles immer so, wie es Herrn Ferruccio zu seinen Entwürfen am besten paßte.

6.

Der Prozeß Ginori gestaltete sich bald zu einem höchst interessanten. Der Staatsanwalt, Conte Jerrisson, war ein noch junger Mann, der früh in den Staatsdienst getreten war und infolge seiner kaustischen Schärfe in seiner Carrière rasche Fortschritte gemacht hatte. Er stammte nicht aus Florenz, sondern aus Sicilien, welches im übrigen Italien fast wie ein Ausland betrachtet wird.

Die öffentliche Meinung stand ihm gegenüber auf Seiten des gutmüthigen, leutseligen und vornehm-leichtsinnigen Stadtkindes; aber gerade dies spornte den Ankläger an — er machte es sich zu einer Ehrensache und sittlichen Pflicht — gegen diese laxe öffentliche Meinung den Sieg des Rechts zu erzwingen.

Die Anklage und die Vertheidigung machten beide die gewaltigsten Anstrengungen und am Tage der Entscheidung hatte die Erstere folgendes erdrückende Material den Geschworenen vorzuführen:

Der Principe Corsini, der junge Marchese Torrigiani, der Lieutenant Modigiani und eine Anzahl anderer Mitglieder des Clubs sagten aus, daß Giuseppe Ginori am Abend des 16. September eine beträchtliche Summe auf Ehrenscheine im Spiel verloren hatte. Die Schätzungen seines Verlustes variirten zwischen 8000 und 12,000 Lire. Seine Scheine seien auf Blättern seines Portefeuille's geschrieben gewesen und hätten auf den 17. September gelautet. Der Angeklagte gestand dies zu.

Beppo Ginori erklärte, diese Scheine im Betrag von 11,000 Francs, fällig am Abend des 17., von Giuseppe erhalten und diesen vorher zur Zahlung gedrängt zu haben.

Eine Anzahl der Herren vom Club gaben an, daß Giuseppe von ihnen am 17. September Geld zu entlehnen versucht hatte.

Graf Lemburg hatte ihm 2000 Franken, Conte Alberti 100, Marchese Rucellai 150, Lieutenant Pizzi 50, Signor Bernotti 120, Cavaliere Nerina 80 Franken geliehen.

Der Pfandleiher Giordano Marchi aus der Via Fiesolana hatte dem Angeklagten am selben Tage Morgens für verschiedene Pretiosen 500 Lire gezahlt — im Ganzen hatte Giuseppe Ginori am Abend um fünf Uhr 3000 Franken zusammen gehabt.

Der Trödler Giacomo sagt nach vielem Zureden aus, der Marchese habe ihn gegen sechs einhalb Uhr aufgesucht und in großer Aufregung um ein Darlehen von 8000 Franken gebeten, ja ihm einen Wechsel über 12,000 dafür ausstellen wollen.

Es war durch diese Aussagen konstatirt, daß Giuseppe um sechs einhalb Uhr das Geld noch nicht besessen hatte.

Carlo Rigotti, der ehemalige Diener desselben, erklärte, daß sein Herr um sieben Uhr heimgekommen sei und bis neun Uhr geschlafen habe. Dann sei Marchese Beppo gekommen und habe ihn abgeholt.

Beppo, gefragt, wohin er mit Giuseppe gegangen sei, verweigert das Zeugniß.

Giuseppe erklärt aus freien Stücken, er sei zu seiner

Tante mütterlicherseits, der Marchesa Enrichetta Ginori gegangen und dort zum Thee geblieben. Gefragt, ob er sie um Geld gebeten habe, gibt er zu, es gethan zu haben. Ebenso gesteht er ein, daß die Tante ihm dasselbe verweigert habe. Und diese Angabe wird durch die Aussage Simone's und Becca's über eine heftige Scene, die zwischen ihrer Padrona und Marchese Giuseppe beim Thee vorgefallen sei, bestätigt.

Gefragt, wohin er sich von dort begeben, erklärt Giuseppe, nach Haus gegangen zu sein. Sein Diener bestätigt, daß er um zehn einviertel Uhr nach Haus gekommen und gleich darauf wieder fortgegangen sei. —

Es war durch diese Aussagen und Geständnisse nachgewiesen, daß Giuseppe um zehn Uhr, als er das Villino Ginori in der Via Venezia verließ, das Geld noch nicht besaß und in Verzweiflung darüber war.

Um elf Uhr dagegen ist er in den Club gekommen und hat dasselbe in Gegenwart des Cavaliere Nerina an seinen Vetter Beppo ausgezahlt.

Letzterer lehnt wieder das Zeugniß darüber ab, der Cavaliere dagegen erklärt, deutlich gesehen zu haben, daß der Angeklagte seinem Vetter Beppo eine Anzahl Tausendfrancsscheine und dann ein Päckchen kleinerer Noten übergab und dagegen die Ehrenscheine, welche Zeuge seit dem Abend des 16. September von Aussehen kannte, zurück empfing.

Signor Ferruccio bestätigt, daß er Beppo diese Papiere, welche er etwa vier Stunden am 17. aufgehoben hat, auf dessen Verlangen um etwa elf Uhr wieder ausgeliefert habe.

Den Herren des Clubs ist an diesem Abend Giuseppe's verstörtes und nervöses Aussehen aufgefallen. —

Dem Angeklagten ist auf diese Weise bewiesen, daß er zwischen zehn und elf Uhr in den Besitz des Geldes gelangt sein muß. In eben dieser Zeit ist nach den Aussagen der Aerzte die Marchesa Enrichetta ermordet worden.

Giuseppe wird gefragt, von wem er in jener Stunde das Geld erhalten — er verweigert die Auskunft darüber. Er wird ferner gefragt, wo er die Zeit von zehn einviertel Uhr bis elf Uhr zugebracht — er erklärt, nicht mittheilen zu können, wo er während dieser fünfundvierzig Minuten gewesen sei.

Es wird konstatirt, daß man innerhalb derselben die Entfernung von seiner Wohnung zur Via Venezia und von dort nach dem Clubhotel mit großer Bequemlichkeit zurücklegen könne. Die verschiedenen Soldaten, welche der Staatsanwalt diesen Marsch probeweis hat machen lassen, bestätigen, daß sie zwischen zwanzig und siebenundzwanzig Minuten dazu gebraucht hätten.

Alsdann wird ein Paar Stiefel in den Saal gebracht. Giuseppe erkennt sie auf Verlangen als die seinigen an. Gefragt, ob er sie am Abend des 17. getragen, geben er wie sein Diener an, dies nicht mehr genau zu wissen.

Ein Sachverständiger erklärt, diese Stiefel passen genau zu den Stiefelabdrücken, welche am Morgen des 18. September im Garten des „Villino Ginori" gefunden worden sind. Das Richtercollegium hat sich durch den Augenschein davon überzeugt.

Der Angeklagte wird gefragt, ob er zugibt, daß diese

Fußspuren von ihm herrühren; er leugnet, den Garten des Villino während des ganzen Monats September betreten zu haben. Darauf wird der Waffenhändler Brancacci vorgeführt, welcher in Giuseppe Ginori deutlich den Herrn erkennt, der am Nachmittag des 17. September bei ihm einen Dolch gekauft hat. Er hat einen Dolch, genau wie ihn der Marchese erworben, mitbringen müssen, und die Gerichtsärzte konstatiren unter großer Sensation des Publikums, daß die Todeswunde der Erstochenen sehr wohl von einem Messer dieser Art herrühren könne. Die Maße stimmen nicht ganz genau, aber die Wahrscheinlichkeit ist, daß die That mit solchem Dolche verübt worden ist.

Giuseppe Ginori gibt zu, bei Brancacci eine derartige Waffe gekauft zu haben. Gefragt, zu welchem Zwecke, verstummt er und senkt den Kopf. Gefragt, ob er die Waffe noch besitze, behauptet er, sie am Morgen des 18. September von der kleinen Terrasse bei den Uffizien in den Arno geworfen zu haben.

Es ist ein Aufruf in den Zeitungen erlassen worden, ob Jemand dies gesehen hat, und es hat sich Niemand gemeldet. Man hat mittelst der Kahnarbeiter, welche am Ponte alle Grazie mit Baggerungen beschäftigt sind, den Grund vor der kleinen Terrasse absuchen lassen — der Dolch ist nicht gefunden worden.

Hier brach das Zeugenverhör ab.

Der Ankläger resumirte die Ergebnisse desselben kurz dahin: Giuseppe Ginori hat das Geld um zehn Uhr noch nicht besessen, hat es um elf Uhr verstört in den Club gebracht, in der Zwischenzeit ist die Marchesa ermordet

worden. Seine Fußspuren sind mit denen des Mörders identisch. Er hat eine Waffe besessen, wie die, mit der die That verübt wurde; er kann sich über den Erwerb des Geldes nicht ausweisen, er kann nicht nachweisen, sich zur Zeit der That anderswo aufgehalten zu haben, als am Thatorte — es bleibt kein Zweifel, daß er die That verübt hat.

Darauf nahm die Vertheidigung das Wort.

Es war der erste Advokat der Stadt, ein würdiger, alter Herr, der mit dem Vater Giuseppe's befreundet gewesen war, und vor dem gewählten Publikum, das zu der Verhandlung gekommen war und den Zuschauerraum bis auf den letzten Platz füllte, eine glänzende Probe seines Talentes ablegen wollte.

Er begann damit, zu erklären, daß er, ebenso wie sein Klient, die bezeugten Thatsachen sämmtlich anerkenne. Er stelle sich nun auf den Standpunkt des Zuschauers, der nichts als dieses Belastungsmaterial kenne, was der öffentliche Ankläger zusammengebracht und aufgebaut habe, und der nun seine Schlüsse aus dem Gehörten zöge.

Erstens wäre der Marchese sinnlos wie ein Kind zu Werke gegangen, hätte er jenen Dolch in der That zu dem Zwecke gekauft, eine so fürchterliche That damit zu begehen. Der unbesonnenste Mensch hätte sich sagen müssen, daß er damit den Verdacht recht geflissentlich auf sich lenkte. Daß er ihn draußen in San Frediano gekauft, bewiese nicht, daß er es heimlich und an verstecktem Orte habe thun wollen, sondern er habe sich gerade da befunden, wie aus dem Zeugniß des in jener Vorstadt

wohnhaften Cavaliere Nerina, bei dem er um vier Uhr des Geldes wegen gewesen, hervorgehe. Frage man nun: wozu dieser Kauf? so liege die Annahme nahe, daß Verzweiflung dem Bedrängten Selbstmordgedanken eingegeben habe.

Wäre die That wirklich mit einem solchen Messer verübt worden, worüber die Herren Aerzte nicht einmal vollkommen sicher seien, so sei das eben eine Jedermann zugängliche Fabrikwaare, die sich tausendfach an jedem Tage verkaufe, wie Signor Brancacci bestätigen würde.

Daß der Marchese das Messer am anderen Tage fortgeworfen, erkläre sich daraus, daß er an die düsteren Stunden des vergangenen Tages nicht mehr durch dasselbe erinnert sein wollte.

Auch die Fußspur könne täuschen. Man setze einmal probeweise einen Stiefel in eine vorhandene Spur, so werde man sehen, daß er selbst bei der größten Achtsamkeit die darunter befindliche alte Spur verwische und die eigene an die Stelle setze. Natürlich passe er dann hinein. Außerdem sei es ja wirklich möglich, daß der Mörder denselben Fuß und Schuh, wie sein Klient gehabt. Schuhe seien heute Fabrikwaare, und da nur etwa zwölf Herrennummern existiren, dagegen vielleicht fünf Millionen Männer in Italien sich in dieselben kleideten, so müßten nothgedrungen durchschnittlich vierhunderttausend Menschen gleiche Fußstapfen hinterlassen.

Das einzig Gravirende bliebe der Erwerb des Geldes.

Da gäbe es nun aber tausend Möglichkeiten, mit denen man sich das erklären könne. Er wolle nur eine, die

wahrscheinlichste, anführen: der Marchese habe die Summe von einer Dame erhalten, an die er sich in seiner höchsten Noth gewendet, oder die davon erfahren, und jetzt sei er zum Schweigen verurtheilt, weil er diese nicht neunen und kompromittiren könne!

Dieser Einwand machte unter dem Auditorium den höchsten Eindruck. Seidenkleider rauschten, alle Lorgnetten der eleganten Damen, welche im Gerichtssaale natürlich nicht fehlten, richteten sich mit erneutem Interesse auf Giuseppe, und das Flüstern wurde so laut, daß der Vorsitzende um Schweigen bitten mußte.

Der Vertheidiger schilderte nun, von seiner Annahme ausgehend, die Seelenlage des zu edelherziger Selbstopferung gezwungenen Jünglings mit so lebhaften Farben, daß die Taschentücher in die heftigste Bewegung geriethen und hie und da ein unterdrücktes Schluchzen aus dem Tribünenraum herüber klang. Als er endete, war Giuseppe Ginori kein Mörder, sondern ein Märtyrer in den Augen aller anwesenden Damen, und selbst die Geschworenen saßen da und schüttelten gedankenvoll die Köpfe — die Galanterie und Courtoisie findet stets Resonanz im Herzen eines Italieners.

Die größte Wirkung schien die Rede des Advokaten auf den Angeklagten selbst gemacht zu haben. Er hatte den gesenkten Kopf aufgerichtet, die glühenden, düsteren Augen irrten wie suchend durch den Zuschauerraum, dann hefteten sie sich ängstlich auf den Vertheidiger, sie wurden heller und hoffnungsvoller, je länger er sprach, plötzlich brachen ihm unter den beredten Worten des Anwaltes

die Thränen mit schmerzhaft befreiender Gewalt aus, und er barg aufschluchzend das Antlitz in seinen Händen.

Diesen Zwischenfall ließ sich der geübte Vertheidiger natürlich nicht entgehen.

„Sehen Sie!“ rief er pathetisch, „sehen Sie, meine Herren Geschworenen, wie die Wahrheit das vor dem Medusenhaupt einer solchen furchtbaren Anklage versteinerte Herz des edlen Jünglings rührt, wie seine furchtbare Seelenpein sich in Thränen löst — er hat mir sein Herz nicht aufgeschlossen, er ist zu großmüthig und treu dazu und fürchtete, daß ich mich durch die Sorge um ihn verleiten lassen könnte, sein Geheimniß zu seiner Vertheidigung zu gebrauchen; aber da ich, der ich ihn von Jugend auf kenne, seine wahren und hochherzigen Motive glücklich errathen habe und hier ausspreche, da zwingt ihn die Wahrheit zu diesem eben so stummen, aber auch eben so beredten Anerkenntniß und Geständniß!“

An diese Periode knüpfte der Ankläger in seiner Entgegnung an.

„Der Herr Vertheidiger und sein Klient haben uns ja da,“ so begann er mit sarkastischem Ausdruck, „eine rührende Komödie vorgespielt, die, wenn ich mir auch nicht erlauben will, sie abgekartet zu nennen, doch auf ein staunenswerthes gegenseitiges Verständniß ihrer beiden Seelen schließen läßt!“

Ein Murmeln der Entrüstung ging durch den Zuschauerraum. Aber die klare, scharfe Stimme des Grafen und seine schneidende Logik behielten allmählig Recht. Er

legte dar, daß der Vertheidiger ihm nur Möglichkeiten und Hypothesen entgegengestellt, während die Anklage auf Thatsachen beruhe, welche Männer, wie die Principe Corsini und Uberti, der Marchese Torrigiani und viele Andere bezeugten. Einen Roman ersänne sich zu seiner Rechtfertigung erfahrungsgemäß Jeder, den er noch angeklagt und der je in der Welt angeklagt würde. Hier sei der Roman vom Vertheidiger ersonnen und griffe auf irgend ein Liebesverhältniß zurück, welches das Licht scheue. Einen Verbrecher könne man doch deswegen nicht freisprechen, weil ihn sein Anwalt auch noch als Held verbotener oder verschwiegener Liebeshändel hinstelle.

Indessen läge ihm an der Verurtheilung eines Menschen, der gefehlt, nicht so viel, als an der Feststellung der Wahrheit, und da käme ihm eben eine Idee, auf welche Weise diese untrüglich entdeckt werden könne.

An den ungewöhnlichen, gleichsam gezeichneten Münzen, mit welchen der Angeklagte dem Waffenschmied Brancacci zahlte, sei ihm der Kauf des Dolches nachgewiesen worden. Lieutenant Pizzi habe sich eben erinnern können, diese beiden Fünffrankenstücke, die da lägen, das rumänische und französische von 1797, zusammen dem Angeklagten am Nachmittag des 17. September nebst Anderem geliehen zu haben.

An ähnlichen Zeichen könne nun auch konstatirt werden, ob das Geld, das der Marchese an seinen Vetter Beppo gezahlt, von der Getödteten herrühre oder nicht.

Er frage zunächst den Zeugen Beppo dei Ginori, ob von jenen Tausendfrancsbillets, die ihm der Angeklagte

nach dem Zeugniß des Cavaliere Nerina am 17. Abends um elf Uhr im Club überreicht, noch einige ungewechselt in seinem Besitz wären?

Beppo bejahte.

So möge er, wenn ihm daran läge, seinen Vetter gerecht freigesprochen oder gerecht verurtheilt zu sehen, mit einem Gerichtsschreiber gehen, diese Scheine zur Stelle zu schaffen.

Dies geschah, während die Sitzung aufgehoben wurde, da es gerade um die Zeit der Mittagspause war. Sämmtliche anderen Zeugen bis auf Signor Ferruccio wurden entlassen. Es entfernte sich aber Keiner von denselben, vielmehr nahmen sie im Vorraum Platz.

Die Spannung war die denkbar größte, auch aus dem Zuschauerraum wich Niemand, und die Kutscher der eleganten Equipagen draußen auf der Piazza hatten alle Mühe, die ungeduldigen Pferde zu zügeln und zu halten.

Das Vorgehen des jungen Staatsanwaltes war ein ganz ungewöhnliches. So hatte noch Niemand gewagt, die Beweisaufnahme mitten in die öffentliche Geschworenensitzung hinein zu verlegen und alle Welt zu unmittelbaren Theilnehmern derselben zu machen. Aber durch das dramatische Interesse, welches die Verhandlung auf diese Weise gewann, war mit einem Schlage, bei der Jury sowohl wie bei dem Publikum, der Eindruck der Rede des Vertheidigers, so gewaltig dieser im Moment gewesen sein mochte, vollkommen verwischt.

Ein hastiges, halblautes Geflüster, das aus dem Zuschauerraum kam, erfüllte während der Pause den Saal,

Die Geschworenenbank war leer, vermuthlich stärkten diese braven Leute sich erst zu der verantwortungsschweren Entscheidung über Leben und Tod, die ihnen binnen Kurzem obliegen würde.

Endlich trat, nachdem oft auf den Tribünen die Uhren gezogen waren, der Gerichtshof wieder ein, die Plätze an der hufeisenförmigen Tafel füllten sich, und auch Giuseppe Ginori und sein Vertheidiger, die inzwischen in einem Seitenkabinet ungestört hatten konferiren dürfen, erschienen wieder im Saal, um an ihren niedrigen Tischen, unterhalb des erhöhten Podiums für die Jury, Platz zu nehmen. Eine feierliche Stille trat ein.

Beppo Ginori war noch nicht wieder zurück, und Alles wartete auf seinen Wiedereintritt. Endlich kam er, und der Präsident ertheilte durch einen Wink dem Grafen Jerrison das Wort.

Dieser verwies den Marchese Beppo noch einmal nachdrücklich auf seinen Zeugeneid und forderte ihn dann auf, die fraglichen Tausendfrancsbillets auf den Tisch vor dem Präsidenten zu deponiren.

Beppo trat vor und legte fünf Noten auf das grüne Tuch, eine neben die andere.

Alle Augen richteten sich gespannt auf diese kleinen Papierstücke, an denen jetzt das Schicksal des Angeklagten zu hängen schien.

Auf Verlangen des Grafen Jerrison mußte Beppo noch einmal fest versichern, daß er diese Noten aus der Hand seines Cousins empfangen. Er that es zögernd und ohne die Augen auf Giuseppe zu richten.

„Diese Noten, die dort liegen,“ nahm jetzt der Ankläger das Wort, feierlich und mit einer Stimme, die vor unterdrückter Aufregung bebte, „diese Noten stammen, wie ich behaupte, aus dem Schreibtisch der Ermordeten und sind durch die Hände des Angeklagten in die seines Vetters gelangt. Das Letztere ist erwiesen, kann ich das Erstere auch nachweisen, so folgt mit unumstößlicher Gewißheit daraus, daß der Angeklagte sie aus dem Schreibtisch seiner Tante entnahm und zwar, wie aus dem vorherigen Zeugenverhör hervorgeht, am 17. September Abends zwischen zehn und elf Uhr, zu der Stunde, als die rechtmäßige Besitzerin derselben ermordet wurde. Dieser Nachweis ist aber zu führen!“

Er hielt inne, alle Anwesenden lauschten athemlos.

„Alle größeren Scheine, welche die Marchesa zu jener Zeit besaß, stammen aus dem Comptoir ihres Bankiers, des Herrn Ferruccio. Sie ließ dieselben, wie aus den Angaben der Zeugen Simone Neri und Zecca Bruno hervorgeht, erst dann umwechseln, wenn sie wieder kleine Münze zum Haushalt brauchte. Wären es Hundertfrankenscheine gewesen, so läge die Möglichkeit vor, daß diese aus anderen Händen in die ihren gelangt, als aus denen ihres Bankiers. Wie aber will man es wahrscheinlich machen, daß sie die Tausendfrankennoten, die sie von Signor Ferruccio zu erhalten pflegte, gegen andere Billets von derselben Höhe und demselben Werthe umtauschte, etwa nur um sich das Vergnügen zu machen, für ein Stück Papier ein anderes zu erhalten?

Es sind also die Noten, die sie besaß, die ihr geraubt

wurden, in ihre Hände aus denen des Zeugen, welcher eben diesen Saal verlassen, übergegangen.

Herr Ferruccio hat nun, wie mir bekannt ist, da er auch mein geschäftlicher Beistand ist, die Gewohnheit, die größeren Noten, welche durch seine Hände gehen, mit einem unscheinbaren Merkzeichen zu versehen. Und zwar differirt dieses Merkzeichen in den verschiedenen Monaten des Jahres. In diesem Monat September, und zwar am 2. desselben, hat er an die Marchesa Enrichetta eine Summe von 10,000 Lire in Tausendfrancsbillets gesendet. Befindet sich nun sein Zeichen pro September auf diesen fünf Scheinen da, so sind sie unzweifelhaft diejenigen, welche er mit anderen am 2. September seiner Klientin schickte, welche ihr am 17. zur Stunde ihres gewaltsamen Todes aus dem verschlossenen Schreibtisch geraubt wurden, welche dann der Marchese Giuseppe an den Marchese Beppo dei Ginori am selben Abend spät zahlte.

Und befindet sich dies Zeichen auf den Scheinen, so ist der Mann dort der Mörder seiner Tante.

Man lasse nun — mit Erlaubniß des Herrn Präsidenten — den Zeugen Ferruccio eintreten!"

Alle Blicke richteten sich auf den Bankier, selbst die des Angeklagten, welcher ihn mit großen, stieren Augen betrachtete.

„Signor Ferruccio," begann der Graf wieder, „ist es wahr, daß Sie größere Scheine, die Sie ausgeben, vorher mit einem geheimen Zeichen versehen?"

„Es ist wahr!" antwortete er dann. „Ich möchte mir aber die Frage erlauben, woher dem Herrn Ankläger dies bekannt ist?"

„Aus eigener Wahrnehmung an Noten, die ich von Ihnen erhielt!" erwiederte der Graf kurz. „Ferner, ist es wahr, daß dieses geheime Zeichen in bestimmten Zeitabschnitten wechselt?"

„Auch dies ist wahr!" gab der Gefragte mit noch größerem Staunen zu. Der Graf war ein außerordentlich scharfer Beobachter.

„Bitte, sagen Sie uns auch, wie oft im Jahre und wann Sie darin eine Aenderung vornehmen!"

„Mit dem ersten jeden Monats!"

„Welches ist Ihr Zeichen für den Monat September?"

„Ich sehe mich dadurch gezwungen, ein Geschäftsgeheimniß der Oeffentlichkeit preiszugeben. Ist diese Auskunft nothwendig?"

„Sie ist nothwendig!"

„Gut!" Der Bankier nahm sich vor, die Zeichen von nun ab zu verändern. „Ich setze unter den Buchstaben ‚p', den neunten in den Worten a vista al portatore, welche sich auf jeder italienischen Banknote befinden, ein kleines ‚F', den Anfangsbuchstaben meines Namens.

Als Jüngling hatte mir der erste Tausendfrankenschein, den ich mein eigen nennen durfte, eine so lebhafte Freude gemacht, daß ich ihn lange aufbewahrte. Als ich ihn fortgeben mußte, machte ich mir ein Zeichen darauf, ich schrieb mein ‚F' unter das ‚a' in jenen Worten, weil diese Stelle gerade frei von Nebendruck war; dies Merkmal sollte mir dazu dienen, jenen Schein wieder zu erkennen und fest zu halten, wenn er wieder zu mir käme. Seitdem ist das

Sitte bei mir geworden. Ich zeichne die Scheine mit dem kleinen ‚F‘, welches je nach der Monatsziffer unter den ersten bis zwölften Buchstaben jener Worte gesetzt wird. Es dient mir dies zur Kontrole meiner Leute und zum Theil auch des Notenumlaufs, ebenso erleichtert es mir das Erkennen der Falsifikate!“

„Haben Sie je ähnliche Zeichen auf Scheinen bemerkt?“

„Ja, aber nie mein ‚F‘.“

„Erkennen Sie dies ‚F‘ deutlich und zweifellos wieder?“

„Gewiß, es ist meine Handschrift.“

„So betrachten Sie, bitte, die Scheine, welche dort auf dem Tische liegen.“

Signor Ferruccio trat an den Tisch, der Präsident schob ihm die Noten näher. Es entstand eine Pause. Im Saale war eine Stille, daß man plötzlich einen starken Athem heftig gehen hörte. Es war der Giuseppe Ginori's.

Ferruccio hielt die Scheine einen nach dem andern gegen das Licht, dann dicht unter seine Augen.

„Diese Noten sind von der diesjährigen Emission,“ bemerkte er zunächst.

„Sie sind im Laufe des September aus meinen Händen weiter gegangen, denn es steht mein ‚F‘ unter dem Anfangsbuchstaben des Wortes portatore.“

„Sind Sie Ihrer Sache ganz sicher?“

„Vollkommen.“

„Sie können beeidigen, daß diese fünf Noten, diese fünf Noten da, in diesem Monat September des gegenwärtigen Jahres von Ihnen ausgegeben worden sind?“

„Ich kann es!“ bekräftigte Ferruccio.

„Haben Sie viele dieser Scheine im September ausgegeben?“

„Mein Haus zahlt außerordentlich viel Geld aus jahraus, jahrein,“ sagte der Bankier nicht ohne Stolz. „Davon ist der bei Weitem größte Theil in Wechseln oder sonstigen Hilfsmitteln, welche den Geldverkehr erleichtern, aber zehn Millionen ungefähr in Geldsorten. Macht per Monat etwa 800,000 Lire. Davon gehen an fremden Münzen in's Ausland oder an hier weilende Fremde rund 500,000 Lire. Ich habe die Gewohnheit, die Tausendfrankenscheine möglichst für mich zurückzubehalten, da sie eine so bequeme Werthsorte sind, und zahle daher meist in kleineren Scheinen und in Gold. So kommt es, daß ich in diesem Monat erst für 15,000 Lire dieser Noten ausgegeben habe. Davon gingen 10,000 an die verstorbene Marchesa Ginori, 3000 an ein Haus in Palermo und je zweimal 1000 an reisende Engländer, welche ausdrücklich für ihr einzuwechselndes Gold derartige Billets verlangten.“

„Können diese fünf Billets da nicht jene letzten fünf sein, welche Sie ausgaben?“ rief der Vertheidiger.

„Nein. Die Sendung nach Palermo ging erst am 22. ab. Die Scheine waren also am 17. Abends noch in meiner Kasse.“

„Aber Sie selbst beziffern die gestohlene Summe nur auf 8000 Lire. Also hatte die Marchesa bereits zwei Scheine gewechselt? Wenn nun die beiden Noten, die Sie an Engländer ausgaben, auch in Florenz geblieben wären, so würden das schon vier von den Billets sein können, die dort liegen.“

Es war ein letztes Sichanklammern an Möglichkeiten. Das hörte man auch der ergriffenen Stimme des alten Anwaltes deutlich an.

„Ich glaube, eine der Noten wurde an einen der erwähnten Fremden erst nach dem 17. ausgegeben. Darüber aber würden meine Geschäftsbücher Ausweis geben."

„So verlange ich," entgegnete der Anwalt, „daß diese Bücher vorgelegt werden."

„Nehmen wir selbst an," begann jetzt der Staatsanwalt, „daß gerade die beiden Scheine, welche die Verstorbene zwischen dem 2. und 17. hat wechseln lassen, in den Besitz des Angeklagten gekommen sind und ebenso die anderen beiden Scheine, welche jene reisenden Engländer erhielten, was drei Unwahrscheinlichkeiten sind, so würden das erst vier von jenen Noten sein. Aber ich will einmal das Alles glaublich finden. Der Angeklagte hat kein Geld, keinen Tausendfrankenschein besessen bis um sechs einhalb Uhr Abends an jenem Tage, sonst wäre er bei dem Trödler Giacomo nicht gewesen; ja bis um neun Uhr, sonst hätte er das Geld nicht von der Ermordeten gefordert; aber auf eine geheimnißvolle Weise — wahrscheinlich von einem Unbekannten oder einer Unbekannten, wie der Herr Vertheidiger will — hat er zwischen zehn und elf Uhr an jenem Abend diese vier Tausendfrankenscheine da erhalten und dann an seinen Vetter gegeben. Nun frage ich, jener fünfte Schein, der dort liegt, der bewiesenermaßen am 2. September von Herrn Ferruccio gezeichnet und der Marchesa zugesendet ist, der ebenso bewiesenermaßen am 17. Abends vom Angeklagten

dem Zeugen Beppo bei Ginori übergeben wurde — kann er auf eine andere Weise und zu einer anderen Zeit aus dem Besitz der Tante in den des Neffen gelangt sein, als es die Anklage erklärt?"

Alles schwieg, auch der Vertheidiger konnte darauf kein Wort erwiedern. Es war das schwere, drückende Schweigen, welches im Gerichtssaale dann eintritt, wenn alle Welt fühlt, daß der Angeklagte verloren ist, daß nun der Tod seine düsteren Schwingen zu regen beginnt und die Krallen nach einem Menschen ausstreckt, welcher da eben noch vor uns lebend und um sein Leben sich wehrend sitzt.

„Niemand kann sich dem Zwange dieser Thatsache entziehen," fuhr der Ankläger fort. „Und nun wird man es auch glauben, daß es die Spuren jenes Fußes dort waren, die in dem Sande unter dem Fenster der Ermordeten gefunden sind, daß es jene wachsbleichen schlanken Finger dort waren, die den Dolch, jenen bei Brancacci gekauften Dolch, der wehrlosen alten Dame, der Schwester seiner Mutter, in's Herz stießen, so geschickt, so mitleidig, daß die Ströme des Lebens mit einem Schlage aufhörten zu rinnen."

Ebenso wie die Geschworenen hingen auch die Aristokraten, welche die Zuschauertribünen anfüllten, an den Lippen des Staatsanwaltes — alle Welt starrte entsetzt nach jenen in der That wachsbleichen Händen, auf die er mit ausgestrecktem Finger hinwies, und in allen Herzen war die eiskalte Empfindung: „Ja, da sitzt der Mörder!"

Plötzlich sprang dieser auf und rief mit einer gellenden Stimme dem Staatsanwalt entgegen: „Und wenn man

konstatirte aus tausend Zeugenaussagen, daß diese Finger hier" — er spreizte sie weit aus — „gesehen wurden, wie sie den Dolch schwangen, wenn tausend Menschen mich hätten um zehn einhalb Uhr in das Villino eintreten sehen und um zehn dreiviertel Uhr wieder herauskommen, so kann ich doch nur bei der ewigen Gerechtigkeit schwören, daß ich unschuldig bin an jener That, und daß meine Hände und mein Gewissen rein sind von Blutschuld! Die Scheine dort mögen gezeichnet sein oder nicht, ich habe sie nicht gestohlen, ich habe sie und noch sechs andere von Jemand erhalten, dessen Namen anzugeben meine Ehre mir verbietet! Und gäbe es eine Folter heute, schrecklicher, als die Folterqualen dieser Untersuchung für mich sind, man würde mir den Namen nicht entreißen können!

Schicken Sie mich in den Tod, meine Herren Geschworenen," schloß er und schüttelte wild die Hand gegen die Jury, „wenn Sie dem Spinnennetz dieser Beweisgründe Glauben zu schenken vermögen — ich werde den Namen, durch dessen Nennung ich Alles aufklären könnte, mit mir in das Grab nehmen!"

Dann setzte er sich nieder und saß wieder so theilnahmlos da, wie zuvor.

Der Staatsanwalt fuhr in seiner Rede fort. Der Vertheidiger antwortete ihm, eben sollte die Verhandlung geschlossen werden, da sprang Giuseppe noch einmal auf.

„Der Zeuge Beppo Ginori besitzt noch fünf von den Scheinen, welche ich ihm am 17. Abends gab. Mich hat er den ganzen Tag damals auf das Furchtbarste gedrängt, daß ich ihm jene 11,000 Franken beschaffe, die

er am nächsten Morgen in aller Frühe angeblich brauchte, um einen Wechsel zu bezahlen. Hat er mein Geld noch, so brauchte er es damals nicht — ich bitte, ihn darüber befragen zu dürfen."

Man willfahrte ihm — es war schon etwas von der Milde, mit der man dem Verurtheilten begegnet.

„Beppo, Du hast die fünf Scheine dort nicht ausgegeben am Morgen nach der That," fragte Giuseppe den Vetter, ihn mit einem eigenthümlich durchdringenden Blick betrachtend, vor dem Beppo zunächst die Augen senkte, dem er dann aber mit erzwungener Sicherheit begegnete. „Du hattest also inzwischen noch anderes Geld erlangt, um Deinen Verpflichtungen nachzukommen?"

„Ja, das hatte ich."

„Und woher?" fuhr Giuseppe fort.

„Ich besaß es noch."

Er brachte es mit einem unangenehmen Lächeln heraus, wie eine auf alle Fälle vorher zurechtgelegte Antwort.

„Und dann konntest Du mich so erbarmungslos drängen, Dir bis auf den letzten Soldo meine Scheine zu bezahlen?" fragte Giuseppe mit einer tiefen, vorwurfsvollen Traurigkeit in der Stimme.

Er wendete sich ab, ließ sich langsam wieder nieder, und ein unsäglich bitteres, verächtliches Lächeln stand auf seinem Gesicht.

Beppo warf noch einen unsicheren Blick auf ihn und ging mit trotzig hintenüber geworfenem Kopf hinaus.

Darauf wurde die Verhandlung geschlossen.

Die Geschworenen entfernten sich in ihr Berathungs-

zimmer. Eine bange, lange Pause. Endlich kamen sie wieder. Der Präsident erhob sich, Alles folgte seinem Beispiele, und unter lautlosem Schweigen verkündete er, daß die Jury gegen den Angeklagten das Schuldig ausspräche.

Daraufhin wurde er zum Tode verurtheilt.

Giuseppe preßte die Lippen fest auf einander, als er dies hörte. Plötzlich brach er ohnmächtig zusammen. Und während er hinweg getragen wurde, leerte sich allmählig der Saal.

7

Am selben Abend saß Herr Ferruccio in seinem Kabinet. Er war noch ganz unter dem Eindruck, den die Verhandlung auf ihn gemacht. Jetzt, wo er allein war, wo die Bank geschlossen war und die beiden Diener draußen nur noch auf sein Fortgehen warteten, um das Gas abzudrehen und die großen Eisenthüren zu schließen, kam ihm plötzlich das ganze düstere Bild aus dem Gerichtssaal wieder in's Gedächtniß und zwar mit so zwingender Deutlichkeit, daß er sinnend und zögernd stand, in den schon dunklen Nebenraum, über die lange Reihe der Pulte blickte und die Scene noch einmal durchlebte, in welcher er berufen gewesen war, die letzte Masche in dem Netz zu knüpfen, das den armen Giuseppe tödtlich umschlang.

Wie sie sich heute Beide im Gerichtssaal gegenüber standen, Beppo und sein angeklagter Vetter, hatte er vergleichend von Einem zum Andern geblickt und Giuseppe hatte wie ein nobler Ankläger, Beppo wie ein scheuer und dann wieder trotziger Verbrecher ausgesehen. Und gerade dem Letzteren wollte er nun sein Kind geben.

Seine Stirne zog sich in schwere Falten.

Hatte er sich denn auch wirklich nicht geirrt, als er versicherte, die Noten seien von ihm erst im September gezeichnet und ausgegeben und mehr als fünfzehn derselben hätten sein Comptoir nicht verlassen? Er ging unwillkürlich und schloß sein Hauptbuch auf.

Ja, da stand es im Konto der Marchesa unter dem 2., im Konto von Rufinelli & Comp. zu Palermo unter dem 22., es war unumstößlich sicher, was er ausgesagt.

Aber steht auch Alles, was im Geschäft vorgeht, im Hauptbuch? Es ist gut, wenn man sich von Zeit zu Zeit versichert, ob die Kasse genau mit den Abschlußziffern des Buches übereinstimmt.

Es macht aber viel Mühe, erst die großen Additionen vorzunehmen; und es genügte ja auch, wenn er nur die Tausendfrankenscheine nachzählte, die besonders liegen und deren Eingang im Kassenkonto gebucht ist.

Er schließt die Kasse auf; er hat stets seinen Schlüssel dazu bei sich. Kein einziger Schein liegt darin.

Ja so, er hat ja alle eingegangenen mit nach Haus genommen und dort im geheimen Fach seines Sekretärs geborgen, um sie um so sicherer aus dem Verkehr zu ziehen.

„Wie vergeßlich man doch im Alter wird!“ sagt er sich und schüttelt den Kopf.

Als er zu Haus ankommt, geht er sofort an seinen Sekretär, zieht das mittelste Fach auf, läßt die geheime Feder springen, und ein kleiner, flacher Raum öffnet sich, groß genug, um ein nicht allzu dickes Portefeuille zu fassen.

Er greift hinein und zieht die darin liegenden, in der

Mitte zusammengefalteten Scheine heraus. Es müssen noch zwanzig Stück sein, sie liegen nun schon seit der Mitte des Monats so ungenutzt dort.

Aber was ist denn das?

Das Päckchen fühlt sich so dünn an. Er tastet noch einmal mit der Hand in das Fach, er sieht auf die Schreibplatte, ob er etwas hat fallen lassen — nichts!

Dann zählt er — es sind neun Stück und es waren zwanzig — elf fehlen!

Elftausend Franken, das ist eine Bagatelle für ihn. Aber daß man ihn in seinem Hause bestohlen hat, daß man sein geheimes Fach entdeckt hat, das ist etwas, was ihn empfindlich kränkt und beunruhigt.

Es weiß ja Niemand um dies Fach. Ja doch! Bianka hat ihn einst Scheine hineinlegen sehen, er hat ihr lachend dabei gesagt: „Wenn Du 'mal eine Tausendfrankennote brauchst und ich bin gerade nicht da, hier liegen sie."

Plötzlich knicken ihm die Kniee, er setzt sich hastig, er schlägt sich mit der flachen Hand vor die Stirn, und ein Gedanke blitzt durch sein Gehirn, der ihn in eine wahnsinnige Aufregung versetzt.

Er wirft die Scheine rasch in den Kasten zurück und schließt denselben. Dann stürzt er auf die Straße und nimmt den ersten Wagen, der ihm begegnet — den eigenen anspannen zu lassen, hätte ihm zu lange gedauert. Im Galop geht es zum Haupttelegraphenamt in der Via del Proconsolo, welches um diese späte Zeit noch offen ist.

Er gibt ein Telegramm auf nach Venedig und bezahlt die Rückantwort. Dann wartet er im Kabinet des Tele-

grapheninspektors, der ihn kennt, bis diese Antwort eingetroffen ist.

Und als sie eintrifft und er den langen, weißen Streifen, den man ihm unüberschrieben hereinbringt, zwischen den Fingern hat und allmählig abrollt, wie er im Lesen fortschreitet, da sinkt er plötzlich, wie vom Schlage getroffen, hintenüber, daß die beiden anwesenden Beamten Alles fallen lassen und ihm zu Hilfe springen.

Aber es ist nichts. Er hat sich schon wieder erholt, nur um ein Glas Wasser bittet er, das er gierig hinabstürzt, wie man es ihm bringt. Dann fährt er nach Haus; den Streifen hat er zerknittert in seine Rocktasche gesteckt.

Zu Haus ist es ihm zu einsam. Er fährt in's Theater. Im Theater langweilt er sich unsagbar, er verläßt den Musentempel und fährt zu Doney.

Kaum hat er dort an einem Dominotische Platz genommen, als alle Partner die Steine liegen lassen und der dicke Major de Brussetis ihn bittet, die tolle Geschichte, die er ja miterlebt hätte heute vor den Assisen, die vom Marchese Ginori, zu erzählen.

Er sieht die vier Herren wild an, grüßt und geht mit einer leichten Entschuldigung davon.

Zu Haus läßt er sich ein paar Flaschen Champagner bringen, um die grausamen Gedanken zu verjagen, die sich in seinem Haupte drängen, seit er vorhin auf dem Telegraphenamt jene Antwort aus Venedig empfing, und in mehr als halbem Rausche bringt ihn der alte Giordano,

sein langjähriger Diener, zu Bett, kopfschüttelnd, denn der Herr ist doch sonst ein Muster von Nüchternheit.

Als Giordano am anderen Morgen den Ueberrock bürstet, findet er in der Seitentasche desselben einen zerknitterten Papierstreifen, den er natürlich liest.

Aber er schüttelt den Kopf. Er versteht es nicht, was darauf steht.

„Ja, ich weiß darum!" lautet die sonderbare Depesche. „Ich habe sie genommen und dem Elenden gegeben, der mich verrieth!"

8.

Während Signor Ferruccio, an jenem Nachmittage aus der Sitzung heimgekehrt, noch in seinem Comptoir saß und um ihn noch der volle Lärm der Geschäfte tobte, hatte sich der Anwalt Giuseppe's zu Fra Ambrogio begeben.

Fra Ambrogio ist einer der wenigen Insassen der berühmten Certosa, die vor der Porta Romana bei Galuzzo liegt. Ein milder, greiser Mann, dessen Rath und persönliches Eingreifen die frommen Florentiner Familien in allen Fällen erbitten, wo kein Anderer mehr Macht über eine Seele hat. Schon manche Ehe, die sich bereits löste, hat er wieder hergestellt, schon manchen jugendlichen Verirrten von schlimmen Pfaden zurückgeführt, und manches verstockte Herz dazu gebracht, in der Beichte seiner Bürde sich zu entledigen.

Den Einfluß dieser ehrwürdigen Persönlichkeit will nun der Anwalt auf Giuseppe wirken lassen. Er ist überzeugt, daß er das Rechte getroffen hat, als er vor Gericht jene Hypothese aufstellte, welche den Angeklagten so tief rührte

und traf — eine Dame, welche er nicht blosstellen wolle, habe ihm das Geld vorgestreckt. Es läßt sich das nicht mehr bestreiten, seit er Giuseppe heute Nachmittag hat in Thränen ausbrechen sehen.

Der Karthäusermönch in seiner einsamen Zelle hat natürlich von dem Drama, das die ganze Stadt aufgeregt, noch nichts erfahren. Der Anwalt muß ihm den ganzen Prozeß erzählen. Selbstverständlich that er es von seiner Auffassung aus. Und er weiß die Seelenlage seines Klienten so rührend darzulegen, daß der Greis sich sofort entschließt, mit ihm zur Stadt zu fahren und Giuseppe mit seinem Zuspruch zu erquicken.

Auch er kennt den Marchese von Jugend auf, und Beide sind überzeugt, daß er unschuldig ist. Der Augenblick scheint ihnen günstig, Giuseppe durch geistlichen Zuspruch ein Geständniß zu entlocken.

Und ist der schlichte und einfältige Greis erst im Besitze desselben, so wird es dem schlauen Anwalt schon gelingen, demselben irgend eine Andeutung darüber abzulauschen, in welcher Richtung er die Spur zu verfolgen hat, die er mit glücklichem Instinkt entdeckt zu haben überzeugt ist.

„Wohl, ich will versuchen, seine Seele so zu erschüttern, daß die Wahrheit aus derselben herausfällt in meinen Schoß!" sagt der Greis. „Ich hoffe, daß er mir die Wahrheit nicht als Beichtgeheimniß, über das ich ja nichts verlauten lassen dürfte, sondern offen und rückhaltlos anvertrauen wird, damit meine Wissenschaft für die irdische Gerechtigkeit nutzbar zu machen ist."

Der Advokat verbeugt sich zustimmend und denkt, daß sich das dann schon Alles finden wird, und sie fahren in dem letzten Omnibus aus Galluzzo mit einander zur Stadt.

Dem ehrwürdigen Fra Ambrogio öffnen sich alle Thüren. Auch die Gefängnißzelle, in der Giuseppe schweigend sitzt, hat für ihn keine Riegel und Schlösser. Aber das Herz des Angeklagten öffnet sich ihm nicht und vergebens bleiben alle Vorstellungen und Ermahnungen.

Plötzlich sagt der Mönch mit starker Stimme: „Mein Sohn, ich will nicht weiter in Euch dringen, mir zu sagen, wem Ihr die Hilfe in letzter Stunde verdanktet, aber daß Ihr auch das andere Geheimniß, welches auf Euch lastet, so beharrlich hütet, das ist kein Edelmuth, sondern ein Trotz und eine Verachtung gegen die irdische Gerechtigkeit!"

„Welches andere Geheimniß?" fragt Giuseppe betreten.

„Ihr kennt den wahren Thäter wohl! Ich sehe es Euch an. Euer Herz wäre leicht und gehoben trotz Eurer schlimmen Lage, wenn Ihr nur den Namen jener Dame verbärget. Aber Ihr seid düster — daraus erkenne ich, daß etwas anderes Schlimmes Euch drückt, und dies Schlimme kann nur das Wissen um die That sein!"

Giuseppe blickt bestürzt vor sich nieder. Dann stürzt ein heißer Strom aus seinen Augen, und er bekennt dem Greise, daß er in der That eine Vermuthung über den wahren Thäter hat, die aber nur Vermuthung ist und die er nicht aussprechen kann, weil er sie mit nichts zu beweisen vermag.

Und wie der Greis auch in ihn dringt, Giuseppe be-

theuert, ihm diese Muthmaßung nicht mittheilen zu können. Schließlich von Fra Ambrogio völlig in die Enge getrieben, kam nach einer langen Pause inneren Kampfes der Schrei von seinen Lippen: „Nein, nun und nimmer! Ich bin ein Ginori! Ich bin es der Ehre meines Hauses schuldig!"

Der Greis merkte sich diese Worte genau. Er in seiner Einfalt fand ja keinen Fingerzeig in ihnen, wo der Schuldige zu suchen, aber der Anwalt war in solchen Sachen klüger als er, möglicherweise brachte der Ausruf diesen auf die rechte Spur.

Und damit wollte er sich entfernen.

Da hielt ihn Giuseppe plötzlich fest und bat, ihm zu versprechen, daß er am Tage seiner Hinrichtung noch einmal zu ihm kommen möge. Dann wolle er ihm eine völlige Beichte ablegen und alsdann würde er ihn auch bitten, der Edlen, die ihn an jenem Abend gerettet habe und deren Name nicht früher über seine Lippen gehen werde, einen letzten Gruß zu überbringen. Aber auch dann würde er sein Geständniß als Beichte betrachten, so daß Fra Ambrogio kein Wort von dieser Beichte je zu eines anderen Menschen Kenntniß gelangen lassen könne und dürfe.

Der Greis ging — seine Mission war gescheitert.

Nur den einen Ausspruch hatte er dem Anwalt zu überbringen: „Ich bin ein Ginori und schweige um der Ehre meines Namens willen!"

Und was er, der Seelenkenner, noch mit aus der Zelle nahm, das war der tiefwurzelnde Eindruck, daß er nicht

mit einem Mörder, sondern einem leidenden Unschuldigen gesprochen.

Der Advokat notirte Giuseppe's Worte sofort in seinem Portefeuille. Er hatte den Mönch draußen auf der Straße erwartet und schrieb jetzt beim Schein einer versuchsweise auf der Piazza über den Damm gehängten elektrischen Lampe. Dann bot er Fra Ambrogio an, bei ihm zu übernachten, der Greis aber lehnte sein Anerbieten mit schlichten Worten ab und verabschiedete sich, um in der lauen Herbstnacht seinen Heimweg nach der ungefähr anderthalb Stunden entfernten Certosa anzutreten.

„Braver Alter!" murmelte der Anwalt hinter ihm her, als er um die Ecke des Palazzo Gondi verschwand. Plötzlich kam ihm eine Idee, welche ihn in die lebhafteste Spannung versetzte. Sollten des Marchese Worte von der Ehre seines Hauses etwa so zu verstehen sein, daß der wirkliche Schuldige diesem seinem Hause angehörte?

Er schritt nachdenklich die breiten Stufen der Piazza S. Firenze hinab und beschloß, unverzüglich Herrn Ferruccio aufzusuchen, um von diesem eine ihm außerordentlich wichtig erscheinende Auskunft zu erlangen.

Signor Ferruccio aber war an diesem Abend völlig unauffindbar. Im Café, zu Haus, im Theater, auf dem Telegraphenamt, überall war er gewesen und nirgends wußte man, wo er sich jetzt befand.

„Was treibt nur diesen Mann so umher?" dachte der Advokat. „Diesen Mann, der sonst so ruhige Lebensgewohnheiten hat? Hat etwa die Verhandlung heute einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht? Sind ihm die

eigenen Aussagen wieder zweifelhaft geworden? Hat auch er eine Spur, die er verfolgt?"

Er mußte heute unverrichteter Sache heimkehren und erst am nächsten Morgen fand er den Bankier auf seinem Comptoir.

Es war ihm im Grunde auch ganz recht, daß er ihn gestern nicht angetroffen, denn über Nacht — eine zum größten Theile schlaflose Nacht — waren ihm eine ganze Anzahl Fragen und Ideen aufgestoßen, welche ihn gezwungen hätten, den Millionär heute doch noch einmal aufzusuchen.

„Erinnern Sie sich des letzten Zwischenfalls gestern vor dem Tribunal?" fragte er ihn, nachdem sie ein paar Eintrittsphrasen gewechselt, plötzlich. „Können Sie sich die Härte erklären, mit der Beppo Ginori meinen Klienten drängte, das Geld aufzutreiben, während er doch nachher angab, er habe noch 5000 Franken liegen gehabt?"

„Er wird gewußt haben, daß Giuseppe Ginori ein unpünktlicher Zahler ist und leicht solche Dinge auf die lange Bank schiebt!"

„Steht denn der ältere Ginori so, daß er eine derartige, verhältnißmäßig kleine Summe so nöthig braucht?"

Es war eine Advokatenfrage. Er wußte aus einer früheren Klage-Androhung recht gut, daß Beppo bisweilen in Geldnöthen war. Verneinte nun Herr Ferruccio eilig und sicher, so war auf seine Hilfe bei Entlarvung des eigentlichen Schuldigen nicht zu zählen; der Bankier hatte irgend ein Interesse, Beppo's Verhältnisse als geordnet hinzustellen und jeden Verdacht von ihm fernzuhalten.

Signor Ferruccio aber war ein würdiger Gegner. Er lächelte schlau und meinte, ebenso wenig wie der Anwalt über seine Klienten, mache er, Ferruccio, indiskrete Angaben über die seinigen! Beppo habe bei ihm sein Vermögen angelegt, wenigstens seit dem Tode der Tante, die er mitbeerbt, da könne er keine Aussagen über seine finanzielle Lage machen!

Der Anwalt lächelte, stand auf und verabschiedete sich. „Der Bankier hat irgend einen Anlaß," sagte er sich draußen, „jede Auskunft, welche nachträglich noch irgend einen Verdacht auf Beppo lenken könnte, abzulehnen. Das kann ihm nur nöthig scheinen, wenn auch er dem Beppo Ginori nicht ganz traut!"

Und der Argwohn, hier einen zweiten Faden des Knäuels gefaßt zu haben, welcher ihn aus dem Labyrinth herausführen sollte, stieg.

9.

Venedig ist zeitweilig eine furchtbar langweilige Stadt. Wer irgend etwas Trübes im Herzen herumträgt, sollte nicht hingehen. Bianka war in den zwei Tagen, die sie bei der Tante verweilte, geradezu schwermüthig geworden. Eben lag sie auf einem der uralten holzgeschnitzten Sophas, welche hochlehnig an den Wänden in den Zimmern standen, die ihr die Tante in ihrem alten Palaste eingeräumt. Sie hielt in der Hand einen Phantasiefächer mit einem kleinen Spiegel auf dem feinen federbesetzten Strohgeflecht, wehte sich bald Luft zu, blickte bald starr in die kleine glitzernde Fläche, welche ihr großes, dunkles und

trübblickendes Auge mit der wunderbaren Schärfe des venetianischen Glases zurückgab.

Die Läden waren geschlossen. Die Sonne fiel nur in langen, scharfen Streifen auf den bunten Marmor des Fußbodens. Es herrschte Halbdunkel in dem großen Gemach, in dessen Tiefe das schöne junge Weib lag, in nachlässiger Toilette, und sich auf den gestickten Kissen unruhig hin und her werfend.

Sie handhabte leidenschaftlicher den Fächer, und auf ihrer Stirn wechselten die Farben rasch, als flögen blasse und rosige Wolken darüber.

Dann kam ihr mit einem Male ein Gedanke, der sie wie eine wilde Pantherkatze aufspringen und die prächtigen Glieder dehnen ließ, als wolle sie sich auf einen unsichtbaren Feind werfen. Mit starken, raschen Schritten trat sie zu dem achteckigen sammetbeschlagenen Tisch, der in der Mitte des Zimmers unter dem Glaskronleuchter stand.

Sie nahm dort eine große Glocke aus dickem ciselirten Silber und schellte kräftig. Der Ton klang hallend aus allen Ecken des weiten Gemaches zurück.

Auf der Schwelle erschien die Magd der Tante, ein braunes junges Geschöpf vom Festlande.

„Habt Ihr keine Zeitungen von Florenz, Caterina?"

„Nein, Signorina!"

„So geh' zu den Zeitungshändlern auf der Piazetta und kaufe alle Florentiner Zeitungen, welche noch da sind. Sie griff in ihre Kleidtasche und gab ihr ein silbernes Fünffrankenstück. „Alle, sage ich, alle!"

Die Tante war nicht daheim, aber auch ohne dies hätte Bianka frei über die Dienstboten verfügen dürfen, da die Schwester ihres Vaters ihr stets und in Allem zu Willen war, nur in dem Einen nicht — sie schaffte keine Zeitungen an. Und darin gehorchte sie allerdings der strengen Vorschrift ihres Bruders.

Nach einer Viertelstunde kam Caterina, die Magd, wieder, einen ganzen Stoß zusammengelegten Papiers auf den kräftigen braunen Armen.

Gierig warf sich Bianka auf die Zeitungen.

Ihre Hände entfalteten Blatt um Blatt, ihre Augen überflogen Seite auf Seite, sie las nicht, sie suchte nur nach einer bestimmten Anekdote, wo die geschwätzige Feder eines witzelnden Journalisten von einem seltsamen Kartenspiel erzählte, dessen Preis und Einsatz ein schönes Weib war, und dessen Helden zwei junge Herren aus der Florentiner Aristokratie.

Aber sie athmete auf, als sie das letzte Blatt hingeworfen — die Anekdote war nicht darin.

Da — ein „Supplemento“ — ein Extrablatt, das drunten ausgerufen wird.

„Caterina, hole mir geschwind herauf, was die Leute da unten ausschreien!“

Sie hat ganz deutlich den Namen „Ginori“ gehört, es klang, wie „die Affaire Ginori!“

Da stößt sie selbst den Fensterflügel auf, lehnt sich mit dem halben Leibe hinaus und winkt dem Zeitungsverkäufer, der natürlich die Augen an allen Fenstern der Gasse zugleich hat und sofort ihren Wink bemerkt.

Sollte man die pikante Notiz so aufgebauscht haben, daß man ein Extrablatt daraus machte?

Freilich, bei den Gepflogenheiten des italienischen Journalismus ist das nicht unmöglich.

Caterina kommt mit dem Blatte. Bianka geht an das Fenster zurück — schon dunkelt es in der Tiefe des Zimmers — und liest.

Und wie sie liest, da erstarrt sie zuerst zu einer Bildsäule, und marmorblaß beugt sich ihr Gesicht auf das bedruckte Blatt, das die Seeluft unten feucht und weich gemacht hat, dann aber ziehen sich die schönen, weichgewölbten Lippen von den weißschimmernden Zähnen zurück in einem Lächeln, so grausam, so voll gesättigter Rache, wie wohl einst die Frauen des kaiserlichen Roms gelächelt haben mögen, wenn im Cirkus der ungetreue Geliebte unter der Klaue des numidischen Löwen im Sande lag und den rothen Rachen über sich weit geöffnet sah.

Aber dann, als sie das Plaidoyer des Saatsanwaltes las, floß plötzlich alles Blut wieder zu ihrem Herzen zurück — er war verloren, der einst Geliebte, er konnte sich nur durch Eins noch retten — wenn er ihren Namen nannte.

Und nun kam die Rede des Vertheidigers — athemlos las sie weiter, wie der alte Menschenkenner so richtig Alles durchschaut hatte, wie er den Edelmuth des Jünglings pries, der eher in den Tod gehen wolle, als die Dame bloßstellen, die ihm an jenem Abend zwischen zehn und elf Uhr die Summe gab; wie er seine Seelenlage schilderte, so rührend, so wahr, daß der Angeklagte darunter

in Thränen ausbrach, daß das ganze Auditorium weinte, da mußte auch sie plötzlich einen matt durchsichtigen Schleier, der vor ihrer Pupille, ein paar flüssige Perlen, die an ihren langen Wimpern hingen, fortwischen, ehe sie weiter lesen konnte.

Er mußte sie ja jetzt verrathen. Was war sie ihm denn, die er hatte im Hazard verspielen können, warum schonte er sie — sie haßte ihn, weil er ihr das große Opfer, das Lebensopfer bringen wollte — und doch, die Verhandlung schloß und er hatte den Namen nicht genannt.

Ein jähes Erschrecken ging durch ihr Herz. Hat er geschwiegen, so liebt er sie, liebt sie heißer als sein Leben; dann kann er sie auch nicht so schändlich beschimpft haben, und Beppo hat gelogen.

Aber sie hat ja seine Lüge dem Vater mitgetheilt und dieser hat nicht widersprochen?

Wahrscheinlich war er auch betrogen. Schändlich, unerhört!

Und nun — was ist sein, Giuseppe's Schicksal?

Das Blatt schloß mit dem Schluß der Verhandlung. Das Urtheil war noch nicht gesprochen, als der Florentiner Korrespondent desselben mit Rücksicht auf den Abgang der Post seinen Bericht abbrechen mußte.

Hei, wie sie aufsprang! Die Glocke schrillte, daß alle Gemächer des stummen Hauses widerhallten.

„Meinen Hut, meinen Paletot, Caterina!“

Sie greift nach ihrem kleinen Geldtäschchen. Es ist nügend mit Geld und Noten versehen, sie wird einen ug nehmen und nach Florenz fahren, so eilig, wie

es der gewaltige Odem der ehernen Brust einer Lokomotive nur möglich machen kann. Noch ist das Urtheil vielleicht nicht gesprochen, sie müssen ihn ja verurtheilen, weil sie nicht wissen, was sie weiß, was sie aussprechen muß, ihn zu retten, den hochherzigen Mann, der sie so wahrhaft liebt! Wollte er ihr sein Leben zum Opfer bringen, warum soll sie feiger sein, und ihm, seiner Rettung nicht auch Alles opfern.

Und was stand für sie auf dem Spiel? Man wird tuscheln und flüstern und wird sich die romantische Geschichte erzählen, daß sie ihn um zehn Uhr empfangen und ihm 11,000 Franken zugesteckt; aber wenn auch alle Welt in Florenz: Skandal, Skandal! rufen wird, sie weiß, sie kann dem frei und verachtend entgegentreten! Und ist Florenz die Welt?

Den frechen Lügner aber, der sie mit seinem bübischen Betruge in die Ferne geschickt, dem es dadurch fast gelungen wäre, seinen Nebenbuhler dem Tode zuzuschleudern — o, wenn sie ihn trifft, wird sie ihn zerschmettern!

Es ist ein Sturm, ein Glück, ein Jauchzen der wiedergewonnenen Liebe in ihr. Schon ist sie angekleidet, eben will sie das Zimmer verlassen, da meldet Caterina:

„Il signor marchese dei Ginori!"

Ein jubelnder Schrei — sie stürzt der Thüre entgegen. Er ist freigesprochen — er kommt, in ihre Arme zu eilen, die sie ihm entgegen breitet. Da theilen sich die Portièren und vor ihr steht — Beppo.

Sie weicht zurück — er hat ihre geöffneten Arme noch gesehen.

„O Signorina Bianka!“ beginnt er. „Warum wird Ihr Antlitz plötzlich so finster, warum —“

Seine Stimme klang weich und flehend, sie läßt ihn nicht zu Worte kommen.

„Ist er freigesprochen — ist er verurtheilt?“ fragt sie.

„Ah, Sie wissen von dem Prozesse meines unglücklichen Vetters!“

„Heuchler!“ herrscht sie ihn an. „Ist er freigesprochen!“

Da blitzt ein Strahl dämonischer Freude aus seinen Augen.

„Er ist überführt, er ist geständig, man hat ihn verurtheilt!“ sagt er und kann seinen Triumph kaum verbergen, den Rivalen vernichtet zu wissen.

„Lüge, Lüge, Alles Lüge!“ ruft Bianka. Sie hat die teuflische Genugthuung in seinen Mienen wohl entdeckt, und ihr heißes Blut kocht auf vor Empörung und Grimm.

„Ebenso Lüge, wie die Geschichte, die Sie mir von dem Kartenspiel erzählt haben, von jener Karte, auf die ein Weib gesetzt worden sein soll! Wissen Sie, wohin ich jetzt gehe, Marchese?“

Er weicht einen Schritt zurück, als wolle er ihr die Thüre versperren.

„Nach Florenz!“ fährt sie fort. „Blinden Richtern die Augen zu öffnen, gewisse schurkische Pläne zunichte zu machen. Ah, Sie erblassen! O, ich hab' es in Ihren Augen gelesen vorhin, daß Sie den Nebenbuhler schon überwunden und vernichtet wähnen, noch ist er es nicht, die Hauptzeugin fehlte, die, welche ihm das Geld an jenem Abend gab — und die bin ich!“

„Signorina, Sie werden doch nicht gehen und Ihren Namen in die dunkle Affaire mischen?“ sagt er leise. „O, ich kann unmöglich zugeben, daß Sie sich so dem allgemeinen Geklatsch aussetzen.“

„Geben Sie Raum!“ ruft sie; sie sieht, wie er sich vor die Thüre stellt, um sie am Ausgehen zu verhindern.

„Nein!“ entgegnet er fest. „Ich stehe hier im Namen Ihres Herrn Vaters, der mir gewisse Hoffnungen zu hegen erlaubt hat. Ich darf es nicht geschehen lassen, daß Sie sich so kompromittiren!“

„Mich meiner Freiheit berauben? Mich?“ ruft sie wild. „Marchese, Sie scheinen ein Interesse daran zu haben, zu verhindern, daß der wahre Sachverhalt aufgedeckt werde. Wer weiß, wer der Mörder Ihrer Tante war!“

Da tritt er langsam näher, jeder Blutstropfen ist aus seinem Gesichte gewichen, jede Fiber gewaltsam verzerrt von einer fürchterlichen Drohung. Zugleich wühlt seine Hand konvulsivisch in seiner linken Brusttasche, in der er etwas verborgen zu haben scheint.

„Geben Sie diesem Verdachte nicht Ausdruck und geben Sie ihm nicht Raum in Ihrem eigenen Herzen!“ sagt er mit heiserer Stimme. „Ich warne Sie dringend! Niemand darf das von Beppo Ginori denken!“

Er ist dicht vor sie hingetreten, immer so, daß er ihr den Ausgang versperrt — entsetzt springt sie nach dem Tisch, zur Glocke. Auch er greift danach mit seiner Linken, schon hat er das schwere Silbergeräth an seinem langen Stiele erfaßt, da reißt sie es ihm mit einem ge-

waltsamen Ruck aus der Hand — sie sieht, wie er etwas Blinkendes aus seiner Brusttasche zieht. Statt zu schellen, wirft sie sich mit raschem Entschluß plötzlich auf ihn — sie schwingt die Glocke, in die sie halb hineingegriffen hat, beim Schwunge fällt von ihrem schönen starken Arm das sommerlich leichte Gewand zurück, und mit dem Metall schmettert sie einen fürchterlichen Schlag in sein Gesicht, so daß er taumelt, dumpf klirrend fällt das Silber auf den Marmorboden, und frei fliegt sie an dem Manne vorüber auf die Portière zu. Wie Beppo noch nach der stützenden Tischplatte tastet, kracht die Eichenthüre bereits zu und der Schlüssel dreht sich kreischend im Schloß.

Der Marchese steht einen Moment starr in ohnmächtiger Wuth, dann springt er knirschend gegen die Thüre, deren Riegel seinen kräftigen Tritten bald weichen sollen.

Bianka eilt indeß die Treppe hinab, „Caterina, Caterina!" rufend.

Aber das Mädchen erscheint nicht. Sie ist wohl inzwischen ausgegangen, Abendeinkäufe für den Haushalt zu machen, oder sie steht auch vielleicht plaudernd an der Ecke mit einem der schmucken, sonnengebräunten Bersaglieri, die so im Dämmerlicht zu Dreien und Vieren über den Platz schlendern und nach den hübschen Mädchen ausspähen.

Bianka stürzt in die Küche. Diese ist leer — sie ist allein mit dem Fürchterlichen in dem großen dunklen Hause, das die Tante allein bewohnt.*)

*) In Italien ist es fast durchgängig Sitte, daß wohlhabende Familien ihr Haus allein bewohnen.

Sie steht einen Moment lauschend und überlegend — schon knackt und kracht oben die Thüre unter den wuchtigen Stößen und Tritten des Gefangenen — da, ein stärkerer Krach, er scheint sie erbrochen zu haben, und von Angst gefaßt eilt Bianka mit plötzlichem Entschlusse hinaus über den Korridor auf die Straße.

Den Regenmantel ihrer Tante, der unten im Vorzimmer hängt, reißt sie im Vorbeieilen an sich, wirft den langen Schleier derselben über ihr Haar und zieht ihn tief in die Stirne. Draußen am Kanal springt sie in die erste beste Gondel.

„Nach dem Bahnhof, fünf Franken, wenn Ihr mich in zehn Minuten hinbringt!"

Sie steigt rasch die zwei Stufen in die Felze*) hinab und schiebt die Jalousien vor die Seitenfenster, nur einen schmalen Ausguck läßt sie übrig, sie weiß, der Verfolger wird sofort hinter ihr auftauchen. Aber sie darf sich nicht einholen lassen. Noch ist in Florenz das Urtheil über den Geliebten vielleicht nicht gesprochen — sie muß sofort dorthin, den verhängnißvollen Irrthum aufklären, sagen, daß *sie* ihm die Scheine gab — ihn retten!

Mit Feuereifer handhabt der Gondoliere sein Ruder.

„Die Signorina will noch zu dem Abendzug zurechtkommen, das wird schwer halten!" denkt er. „Aber fünf Lire sind schon einiger Anstrengung werth!" Und die Gondel fliegt wie ein Pfeil über die dunklen Wogen dahin.

---

*) Die Kammer der Gondel.

Beim Palazzo Foscari sieht Bianka, wie unter der Brücke hinter ihr, die oben in der Krümmung des Ufers verschwindet, eine andere Gondel hervorschießt, nur ein Blick und sie hat Beppo erkannt, der mit verschränkten Armen an der Spitze steht und die Entfernung zwischen ihnen mißt.

Beim Palazzo Barberigo biegen sie in den langen geraden Seitenkanal ein, der direkt zum Bahnhof führt.

„Sta li!“ ruft der Gondoliere heftig, fast wäre eine andere Gondel gegen die ihre angerannt, aber haarscharf fliegen glücklich die Fahrzeuge aneinander vorüber.

Und nun beginnt auf der geraden Strecke eine fürchterliche Wettfahrt.

Bianka starrt zurück. Ihr erster Gedanke war gewesen, sich an einen der Sicherheitswächter um Hilfe und Schutz zu wenden, aber die Zeit drängte. Zu dieser Stunde etwa muß der Abendzug nach Florenz abfahren. Sie sieht auf die Uhr an ihrem Gürtel; gewiß, es ist keine Zeit mehr zu verlieren.

„Gondoliere,“ ruft sie, „eilt, eilt! Wir müssen zum Abendzuge zurechtkommen!“

„Wir werden verfolgt, Signorina,“ antwortet der Mann. „Jene Gondel scheint es auf uns abgesehen zu haben. Ist es so, Fräulein?“

Bianka wirft einen schnellen Blick zurück. Beppo steht aufrecht vorn im Boot.

Von Zeit zu Zeit wendet er sich um und wirft aus seiner Börse, die er in die Hand genommen, etwas auf den Boden des Fahrzeuges, worauf dann jedesmal seine Gondel ein paar Meter Raum gewinnt.

„Ihr werdet mir beistehen, Mann," ruft Bianka halb bittend, halb befehlend, „wenn sie uns einholen sollten. Sie verfolgen mich, sie thun es in böser Absicht. Ihr werdet Lärm machen und die Sicherheitswächter anrufen!"

„Ich bin ein Galantuomo, Signora," gibt der Gondoliere stolz zurück. „Sie können sicher sein, Sie stehen unter meinem Schutze, so lange Sie in meiner Gondel sitzen!"

„Zehn Franken, wenn wir von ihnen nicht eingeholt werden," gibt Bianka als Antwort zurück, und der Gondoliere, der in ihrer Hand das Goldstück blinken sieht, setzt nun schon eine Ehre darein, seinen Vorsprung zu wahren und seinen schönen Schützling zuerst am Ziele abzusetzen.

„Der Zug wird jetzt fertig auf dem Bahnhof stehen!" ruft er, wie sie wieder in den Canal grande einbiegen.

Da pfeift auch schon drüben in der Station eine Lokomotive. Gleich darauf stürzt Bianka an's Land — eben schießt auch Beppo's Barke dahinten aus dem kleinen Kanal hervor — und in athemloser Hast läuft Bianka über den Platz auf das Portal zu, sie drängt sich durch die Menschen, die schon zurückfluthen, der Zug will sich bereits in Bewegung setzen; ein diensteifriger Schaffner reißt rasch noch ein Coupé zweiter Klasse auf, mit zwei energischen Tritten ist sie oben und sinkt ermattet auf die harten Kissen. Blinkende Perlen hängen an ihrer glühenden Stirne, ein paar Herren schließen rasch die Fenster, weil der Landwind über die Laguna her kühl in das Coupé dringt.

Da kommt der Schaffner, nach ihrem Billet zu fragen, und wie sie dasselbe nachlösen will, stellt sich heraus, daß sie in den Mailänder Zug gestiegen ist.

„Der Zug nach Florenz geht erst in dreizehn Minuten," sagt der Beamte. „Die Signora kann aber in Padua aussteigen und auf denselben warten."

Sie nimmt ein Billet bis Verona, um von da aus den großen Nachtschnellzug, der von Deutschland her kommt, zu benutzen. Denn wenn sie in Padua auf dem Bahnhof wartet, fällt sie Beppo in die Hände, der fraglos mit diesem Zug hinter ihr drein nach Florenz fährt. Zwar treffen sich der Schnellzug von Deutschland und der Venediger Schnellzug in Bologna doch und werden dort zusammenrangirt, aber sie ist wenigstens bis dahin vor ihm sicher und braucht nicht in Padua vor seinen Augen vom Perron in ein Coupé zu steigen, in das er ihr dann folgt.

Sie drückt sich in ihre Ecke und stellt sich schlafend, um der Konversation, die mehrere Herren gern mit ihr anknüpfen möchten, zu entgehen.

Darüber schläft sie wirklich ein und schreckt erst auf, als es an der Thüre ruft: „Verona! Verona!"

Ein bitterkalter Nordost pfeift durch die große Halle des von Lärm und Lokomotivenschnauben erfüllten Bahnhofs. Endlich — es ist elf Uhr Abends — kann sie in ihr Coupé steigen, das sie ganz für sich genommen hat, um allein zu sein. Bis Bologna ist sie nun sicher, dort aber vereinigen sich die beiden Routen und sicher erwartet sie Beppo dort.

Was dann? Sie weiß es noch nicht. Jedenfalls wird sie dort das Coupé wechseln und in einem besetzteren bei Mitreisenden Schutz und Anschluß suchen.

Sie zieht die Gardinen vor die Fenster und über die

Lampe und dann streckt sie sich auf den Kissen aus. Zum ersten Male empfindet Herrn Ferruccio's Tochter, fröstelnd vor Unbehagen, was es heißt, ohne die tausend Hilfsmittel und Erleichterungen des Reichthums zu reisen.

Sie kann nicht schlafen. Das Schicksal des Geliebten steht beständig in schreckhaften Bildern vor ihrer Seele, sobald sie die Augen schließt, und ihr Herz thut stürmische, gewaltige Schläge, die mit dem aufregenden Stampfen des Zuges und dem athemlosen, kurzen Rauchen der Maschine Takt halten. Endlich naht die Entscheidung! Es ist nach drei Uhr Morgens. Modena ist bereits vorbei, jetzt kommt Bologna.

Ein paar Momente verfällt sie in den unruhigen Schlummer nervöser Erschöpfung, dann fährt sie mit einem Schrei wieder auf. Ah, es war nur ein Traum, aber sie blickt noch lange scheu auf die rüttelnden Coupéthüren — eben hat sie den Schrecklichen dort eindringen sehen. Wieder zog er die Hand aus der Brusttasche und wieder blitzte es in derselben.

Aber es war ja nur ein Gaukelspiel ihrer wahnsinnig erregten Phantasie gewesen.

Da pfeift es lange, kreischend — das ist Bologna!

10.

Zur selben Zeit wälzte sich auch Herr Ferruccio unruhig auf seinem Lager.

Gestern Abend hatte der Champagner geholfen, den Tag über war er athemlos beschäftigt gewesen. Nachmittag war noch ein Geschäftsfreund aus Wien eingetroffen,

den er im Bargello, und in ein paar Kirchen herumgeführt, da Jener Florenz noch nicht kannte. So war die Nacht gekommen, erst gegen zwölf Uhr hatten sie sich getrennt, nachdem man bei Melini noch soupirt und ein paar Flaschen Montepulciano geleert.

War es das Souper, der Wein oder der fürchterliche Eindruck, den er im Bargello von jener berühmten, so grausam-realistischen Darstellung der „Pest in Florenz" mitgenommen, kurz — Signor Ferruccio lag in unruhigem Halbschlummer, und qualvolle Träume ängstigten ihn.

Bald schienen ihm aus den Ecken des Gemaches schwarzvermummte Gestalten gegen sein Bett herzuschleichen, die ihm das Schicksal der armen Marchesa Enrichetta bereiten wollten, weil sie nach seinem Gelde lüstern waren; bald träumte er, er sei krank und man wolle ihn in einer jener entsetzlichen Grabkammern unter die Pestkranken werfen, vor deren halbverwesenden Leibern er eine fürchterliche Angst fühlte. Aber es half ihm nichts, er lag wie gelähmt; man faßte ihn, er wollte schreien und bekam keinen Ton aus der zugeschnürten Kehle, er wollte sich wehren und konnte keines der erstarrten Glieder rühren.

Da — ein Stoß und er lag mitten unter den Grauengestalten; sie lehnten sich an ihn, sie schienen sich über ihn wälzen zu wollen, um ihre grünlichen, nackten Körper an seinem warmen Leibe vor der Erstarrung des Todes zu schützen, er schrie, er jammerte um Erbarmen, und eine dumpfe Stimme antwortete ihm: „Meineidiger Zeuge, hast Du Erbarmen geübt an dem Unschuldigen, dem Dein falsches Zeugniß den Tod gebracht hat?"

Er schrie lauter, von den gellenden Tönen erwachte er und fand sich in Angstschweiß gebadet auf seinem Lager. Alle seine Pulse klopften noch von der gräßlichen Vision, und jene drohende, unbarmherzige Stimme schien noch in seinen Ohren nachzuhallen.

Wie er genau hinhörte, war es die dumpfe Todtenglocke vom Campanile. Er erschauderte, griff nach der Klingel auf seinem Nachttisch und schellte heftig.

Der Diener eilte herein, und ein Alp fiel von der Brust des Millionärs.

„Ich kann nicht mehr schlafen, kleide mich an," sagte er.

Dann lief er hinaus in die eben anbrechende Morgenhelle, es war eine dumpfe, beklemmende Regenluft in den engen Straßen, zwischen den hohen Häusern. Er mußte in's Freie, und bald lag vor dem schnell Dahinschreitenden der weite Platz von Santa Maria Novella.

Eben traten drüben in das alte Portal ein paar frühe Kirchengänger, die er im Stillen beneidete, denen er unwillkürlich folgte.

Ihn trieb sein unruhiges Gewissen aus dem Schlafe, jedes Gräßliche, das er am Tage gesehen, benutzend, um ihn zu ängstigen, und Jene, welche nun in der dunklen Kirche, deren Riesenschiffe nur ein mattes, spärliches Licht von einigen Altarkerzen her empfingen, neben ihm standen, in groben Kitteln, die Mütze in den braunen Händen neben ihm, dem Millionär, sie holten sich Frieden und Gewissensruhe für den ganzen Tag, indem sie hier ein paar Minuten stumm und blöde in den Lichterglanz starrten

und dem Gesange der Priesterschaft hinter dem Altare lauschten, sich dann bekreuzten und knixend hinausgingen.

Und doch übte auch auf ihn das feierliche Mysterium des Gotteshauses einen beruhigenden Einfluß. Er nahm auf einer der braunen Bänke Platz und dachte nach.

Als er nach geraumer Zeit die Kirche verließ, war es draußen hell, und in seinem Innern stand ein Entschluß fest, auf irgend eine Weise das unrichtige Zeugniß, das er in der Sache der Tausendfrankenscheine gegen Giuseppe Ginori abgelegt, und worauf hin Jener verurtheilt worden war, zurückzunehmen, womöglich aber ohne sich dabei zu kompromittiren.

Ueberlegend, wie das zu machen sei, lenkte er seine Schritte um die Kirche herum, dem nahen Bahnhofe zu.

Es mußte fast die Zeit des Frühzugs nach Bologna sein, den der Wiener Geschäftsfreund zur Abfahrt hatte benutzen wollen.

— — — — — — — — — — — —

Gerade als in dieser Nacht Herr Ferruccio in seinen schwersten Träumen lag, stand seine Tochter ängstlich in ihrem Coupé an den Fenstern, deren Vorhänge sie dicht zusammengezogen hatte, und starrte durch eine schmale Oeffnung auf den Perron des Bahnhofes von Bologna, der von wirr durcheinander drängenden Reisenden, Postbeamten, Packträgern und Bahnpersonal erfüllt war, aus welchem Gewirr Bianka in jedem Augenblick den Verfolger auftauchen zu sehen befürchtete.

Und wirklich, der Zug von Venedig war kaum auf dem Nebengeleise eingelaufen, da sah sie ihn auch. Er strich rasch an der Perronwand entlang, sein scharfer Blick

flog von Coupé zu Coupé; jetzt hatte er das ihre gesehen, die Vorhänge reizten sofort seine Neugier, er kam quer durch das Gewühl, kam rasch auf das Coupé zu, aber ebenso rasch fuhr Bianka zurück, riß die Thüre nach der anderen Seite auf und sprang hinaus, zwischen die Schienen, zwischen die Züge, in eine totale Dunkelheit. Kaum hatte sie die Thüre wieder angedrückt, da hörte sie, wie man drüben öffnete. Er spähte hinein, dann flog die Thüre krachend wieder zu.

Eben setzt sich auch neben ihr der andere Zug wieder in Bewegung und sie muß hastig auf das Trittbrett springen, um nicht erfaßt zu werden.

Nun heißt es, das Coupé wechseln, ohne gesehen zu werden und ohne durch einen bösen Zufall in das zu gerathen, in dem er Platz genommen.

Der Regen prasselt oben auf das Hallendach, ein kalter, feuchter Wind fährt durch den weiten, offenen Bau, Bianka geht fröstelnd, an den Griffen sich haltend, auf dem Trittbrett von Coupé zu Coupé, um eins zu finden, in dem sie sich unter den Schutz Mitreisender stellen kann, und in dem man sie nicht neugierig anstarren wird, weil sie als Dame allein Nachts von der unrechten Seite her in ein Coupé steigt.

Beppo scheint noch nicht eingestiegen zu sein, denn in keinem der Wagen gewahrt sie ihn. Er steht wohl noch beobachtend auf dem Perron.

Jetzt ist sie beim letzten Waggon angelangt. Da ist ein Coupé mit dem Anschlag: È victato fumare.*) Ein

*) Rauchen verboten.

älteres Ehepaar sitzt darin, welches einen vertrauenerweckenden Eindruck macht; rasch entschlossen öffnet Bianka die Thüre und steigt dort ein.

Freilich war es auch die höchste Zeit, schon ertönt das Abfahrtssignal, und es geht wieder in die stürmische Nacht hinaus.

Die Schlünde der Apenninen nehmen den Zug auf. Bianka hat ein Gespräch mit der alten Dame anzuknüpfen versucht. Diese ist müde und mürrisch und will schlafen, da ist auch das Gespräch bald wieder verstummt.

Nun blickt Bianka ruhelos durch ihr Fenster; bald gähnt draußen ein weiter, tiefer Abhang dicht neben dem Geleise, bald steigt eine schroffe, drohende Felswand jäh neben den Schienen auf. Und dann kommen die Tunnels. Rasselnd stürzt sich der Zug in sie hinein; die meisten sind schon vorüber, nur der lange Tunnel von Pracchia steht noch bevor.

Da — ein Pfiff, der Zug verlangsamt seinen Lauf, die beiden alten Leute im Coupé werden plötzlich munter. „Pracchia!“ ruft der Mann und rafft seine Sachen zusammen. „Fast verschlafen,“ murmelt die Frau. Der Zug hält. „Pracchia!“ schreit der Schaffner durch die aufgerissene Thüre, „eine Minute!“ Die alten Leute grüßen kurz und verlassen das Coupé, auch Bianka will aussteigen, sie kann ja nicht allein bleiben, sie will in ein anderes Coupé, wo sie nicht völlig auf sich angewiesen ist, schon aber erschallt das Abfahrtssignal, die Thüre fliegt hart vor ihr in's Schloß, und obwohl sie ruft und sich müht, sie wieder zu öffnen, so stürzt der schlaftrunkene

Schaffner doch davon, und sofort setzt sich der Zug wieder in Bewegung.

Gefangen! Allein!

Und nun kommt auch gleich der große Tunnel von Pracchia!

Die ängstlichsten Minuten der Fahrt beginnen.

In jedem Augenblick fürchtet sie, die Thüre aufgehen, Beppo eindringen zu sehen. Und wenn er kommt, kommt er jetzt, um sie, die sein düsteres Geheimniß errathen, zu tödten.

Jetzt sind sie eingefahren in den endlosen Tunnel. Die Thüren schüttern, als wollten sie aufspringen. Bianka starrt mit ängstlichen Blicken von einer zur anderen — da — in der That — es tastet am Schloß — ein bleiches Gesicht mit sprühenden, funkelnden Augen erscheint hinter der Scheibe, matt von der Waggonlampe angeleuchtet — er ist's!

Aber schnell stürzt sie auf die Thüre zu, sie reißt sie an sich und hält sie krampfhaft mit der starken Rechten fest. Zugleich greift sie mit der Linken hoch, das Nothsignal zu geben.

Da sieht sie, wie er draußen den Revolver hebt, er hat ihn verkehrt und schlägt mit dem Kolben in die Scheibe, wüthend, so daß sie zerschlagen hereinklirrt in's Coupé und die Splitter wie Dolche in Bianka's rechten Arm dringen. Dann kehrt er den Revolver um, hebt ihn, zielt noch einen Moment mit einem tödtlich-höhnischen Blick auf sein Opfer —

Da kreischt vorn die Lokomotive. Man hat Bianka's Reißen an der Signalleine bemerkt — eben fährt der Zug

aus dem Tunnel heraus — brausend und mit ungeheurem Druck stürzt der Sturm, stürzt der schwere, prasselnde Regen über ihn her — fast verschlingt er den schwachen Knall eines Schusses. — — —

11.

Signor Ferruccio kommt nichts ahnend auf dem Perron des Bahnhofes an. Es ist schon reges Treiben überall, denn drüben bereitet sich der Bologneser Zug zur Abfahrt, und hier erwartet man das Einlaufen des Nachtschnellzuges von Verona.

Frappirt bleibt er plötzlich stehen. Eine Bahre der Misericordiasbrüder befindet sich vorn auf dem Perron, umstanden von ihren schwarzvermummten Trägern, die ihre spitzen Kapuzen über den Kopf gezogen haben, so daß nur ihre Augen durch die kleinen, runden Ausschnitte sichtbar sind.

„Erwartet man einen Kranken oder Todten mit dem Zuge?" fragt er den Stationsvorsteher, den er kennt.

Dieser bejaht.

„Es ist ein schändlicher Mordanfall verübt worden," berichtet er dann. „Eine einzeln reisende Dame in einem Coupé erster Klasse ist das Opfer desselben gewesen. Die Nachricht ist telegraphisch vorausgesendet worden, damit wir die Misericordiasbrüder für den Transport bestellen sollten!"

„Eine allein reisende Dame im Coupé erster Klasse?" denkt der Bankier. Seine Tochter wird doch nicht die unglückliche Idee gehabt haben, auf sein Telegramm von gestern hin zurückzukommen, oder etwa, weil sie von dem Prozeß Ginori vielleicht doch etwas erfahren?

„Man kennt die Dame nicht?" fragte er aufgeregt.

„Nein, der Anfall geschah, als der Zug eben aus dem großen Tunnel von Pracchia fuhr! Weiter wissen wir selber noch nichts, Herr Ferruccio!"

Der Millionär hat plötzlich den Geschäftsfreund gänzlich vergessen. Er geht raschen Schrittes bis zum äußersten Ende des Außenperrons vor, um dem Zuge entgegenzublicken.

Wenn nun wirklich seine Tochter — aber es wäre zu schrecklich, er mochte den Gedanken nicht ausdenken! Er riß den breiten Filz vom Kopf, er stand im leichten Regen, sein dünnes graues Haar flatterte im Hauch der Tramontana, die sich eben aufmachte, und aus seinen übernächtigen, tiefliegenden Augen blickte er mit erwartungsvoller Angst unverwandt die Schienen entlang dem Zuge entgegen.

Endlich wurde die Lokomotive in der Ferne sichtbar. Die Schienen dröhnten, die Maschine pustete an ihm vorüber; Alles sprang zurück, er aber schwang sich auf ein Trittbrett und kletterte an der Reihe der Waggons entlang; und die Beamten ließen ihn gewähren.

Und wirklich, wie er in ein Coupé mit halbverhängten Fenstern blickte, lag da sein Kind, mit einer Pferdedecke gegen die Morgenluft geschützt, mit fieberrothen Wangen; neben ihr der Sitz und der Boden waren blutbespritzt, einen Arm hatte sie in Binden, aber sie erkannte ihn, sie lächelte ihm matt zu und sagte langsam: „Er hat mich nicht getroffen, Vater — ich bin nur müde und angegriffen. Bringe mich nach Haus — ich friere — keine Angst, mich

haben nur die Splitter der Scheibe, die er zerschlug, geschnitten!" —

In der That hatte der Sturmwind in seinem plötzlichen Druck, als der Zug den Tunnel verließ, den ruchlosen Schützen zum Wanken gebracht und der Schuß war fehl gegangen. Als dann der Zug auf das Nothsignal hielt, hatte man nur noch einen Mann in den Tunnel hineinlaufen und verschwinden sehen, welcher beim Langsamerfahren von dem Trittbrett gesprungen sein mußte. In einem Coupé aber war die Scheibe zerschmettert, eine Kugel saß im zersplitterten Holze der Rückwand, eine Dame stand mit blutendem Arm und hielt sich mit der Hand an der Signalleine.

Man verband die Wunden auf der nahen Station, man gab ihr die einzige Decke, die da war; und da sie darauf bestand, ohne jeden Verzug nach Florenz zu kommen, telegraphirte man wegen der Misericordiasbrüder und setzte die Fahrt beschleunigt fort, um den Verzug einzuholen.

Aber jene edelmüthigen, freiwilligen Kranken- und Todtenträger, welche den Signor Ferruccio so sehr mit ihrem Anblick erschreckt hatten, waren vergebens gekommen. Der Millionär fuhr seine Tochter selbst heim.

Und wie Vater und Tochter im Wagen saßen, sagte Letztere: „Ich kam, für Giuseppe Ginori Zeugniß abzulegen. Wir sind es ihm schuldig, da er hochherzig genug war, meinen Namen nicht zu nennen. Ich weiß auch den wahren Schuldigen — es ist derselbe, der auf mich geschossen hat, weil er wußte, daß ich sein Spiel durchschaut

hatte und daß ich als Zeugin für seinen Vetter nach Florenz ging — es ist Beppo Ginori. Sobald ich erklärte, woher der Marchese Giuseppe das Geld bekommen, mußte der Verdacht auf Beppo fallen. Seine That gegen mich bezichtigt ihn stärker, als alle Verdachtgründe!"

„Ja," sagte Signor Ferruccio, und fuhr zärtlich über die Hand seiner Tochter, „es wird so sein, wie Du sagst. Aber denke nicht mehr daran, rege Dich nicht auf, mein Kind! Ich verspreche Dir, daß ich dem Staatsanwalt mittheilen werde, Du habest dem Marchese die Summe gegeben, womit ich völlig einverstanden und was ich vollkommen billigte; nur, daß ich davon erst heute infolge Deiner Abwesenheit erfuhr. Auf diese Weise wird Dir Niemand irgend etwas Böses nachsagen können. Und ich denke, Du hast Dein Vertrauen damals an keinen Unwürdigen verschwendet. So will ich Dir auch in Zukunft freie Hand lassen, über Dich und Deine Freiheit zu verfügen! Du bist reich genug, auch einen mittelmäßig begüterten Aristokraten zu heirathen!"

Herr Ferruccio war sehr nachgiebig und weich gestimmt. Er entsann sich seines Kalküls, infolge dessen er sich zwischen den beiden Ginoris für Beppo entschieden und brummte für sich: „Diesem Elenden hätte ich des leidigen Geldes wegen beinahe mein Kind verkauft!"

12.

Es war etwa vierzehn Tage nach jenem Morgen, an dem Signor Ferruccio seine Tochter vom Bahnhof heimgeholt hatte. Da standen in dem kleinen Balkonstübchen

des Wirthshauses am Gardasee in Torbole zwei Männer in feindseligem Gespräch einander gegenüber.

„Du siehst, ich habe Dich doch ausfindig gemacht, Beppo!" sagte eben der Eine, in dem wir Giuseppe Ginori wiedererkennen, obwohl sein Antlitz blaß ist von der ausgestandenen Haft und Seelenqual, und obwohl der tiefe Ernst in seinen Zügen sein ganzes Wesen um Vieles reifer und männlicher erscheinen läßt.

„Ja, und ich vermuthe, Du bist gekommen, so etwas wie eine Abrechnung zu halten — nicht?" erwiedert der Andere höhnisch.

„Nenne es, wie Du magst!" gibt Giuseppe finster zurück. „Wollte ich abrechnen, so stünde es schlecht genug um Dich und Deine Rechnung! Denn Deine Schuld war es nicht, daß ich glücklich freigesprochen worden bin, nachdem Herr Ferruccio seine Aussage modifizirt und nachgewiesen hat, daß ich die 11,000 Franken in seinen gezeichneten Noten aus seinem Hause zu jener Stunde empfing, da unsere unglückliche Tante starb."

„Natürlich mußt Du edelmüthiger Mann jetzt die arme tödtlich kompromittirte Bianka heirathen! Wenigstens lohnt sich nun doch die heroische Komödie: ‚Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht!' Teufel, zu jener Zeit zwischen zehn und elf Uhr warst Du also bei Signor Ferruccio's Töchterlein!" Und Beppo lachte heiser.

Giuseppe nahm seinen Spott mit einer verächtlichen Miene hin.

„Wenn eines Schurken Hohn kränken könnte," sagte er dann, „würdest Du mir für diese Worte büßen müssen!

Indeß, ich denke, die Mittheilung, daß Bianka Ferruccio nunmehr meine Verlobte ist, wird Dir eine genügende Strafe sein!"

„Wart', Bursch!" schrie Beppo und riß seinen Revolver aus der Tasche, „den Schurken sollst Du mir entgelten!"

„Gemach!" rief Giuseppe und richtete auch seinerseits einen Pistolenlauf auf den Gegner, ehe dieser noch anzulegen vermocht hatte. „Sobald Du die Waffe hebst, schieße ich! Man macht ja Mördern keine Visiten, ohne sich genügend bewaffnet zu haben!"

Beppo stand blaß und zähneknirschend da, er sah die schwarze kleine Mündung von Giuseppe's Pistole auf seine Stirn gerichtet, er fühlte sich überwunden.

„Gut gesagt!" stieß er hervor. „Nun also, was soll's?"

„Ich habe bis jetzt den Staatsanwalt noch nicht darauf aufmerksam gemacht, daß wir dieselbe Stiefelnummer tragen," sagte Giuseppe, „so daß Deine Füße in die Spuren im Garten des Villino Ginori ebenso gut hineinpassen, wie die meinigen! Ich habe noch nicht die Aussage gemacht, daß Du mich an jenem Abend in der Straße erwartetest, bis ich von der Tante herunterkam und Dich von mir noch in der Via Venezia verabschiedetest. Noch habe ich auch nicht das Gericht veranlaßt, von Dir einen Alibibeweis zu fordern für die Zeit zwischen zehn und elf Uhr in jener Nacht, oder einen Ausweis, woher Du gerade in dieser Stunde die achttausend Franken genommen, die Du vorher nicht hattest und die Du wohl jetzt noch bei Dir trägst. Und ebenso wenig wird Bianka aussagen, daß Derjenige, der im Tunnel von Pracchia auf sie schoß,

Beppo Ginori gewesen ist! Ich will Dich schonen, nicht Deinetwegen, sondern weil Du den ruhmvollen Namen unserer Ahnen trägst! Aber ich stelle dafür an Dich das Verlangen, daß Du diesen Namen von Stund' an ablegst, daß Du mit dem Gelde, das Du noch besitzest, nach der neuen Welt gehst und dort ein neues Leben unter fremdem Namen beginnst. Und ferner, daß Du Dich nie wieder in unserem Vaterlande blicken läßt. Ich will nicht, daß wirklich einmal ein Ginori ein schimpfliches Ende in Henkershänden nehme!"

Er hatte diese Worte fest und nachdrücklich gesprochen, die Waffe in ruhigem Anschlag auf des Anderen Stirn gerichtet und jede Bewegung desselben scharf überwachend.

„Und komme ich nun doch einmal zurück?" fragte Beppo lauernd, „etwa um mir mein Erbe von der Tante zu holen, das Du mir, wie es scheint, verkümmern willst?"

„Deinen Antheil an dem Gelde der Frau, die Du erstochen hast, sollst Du haben!" rief Giuseppe verächtlich. „Wenn Du es vermagst, dies Blutgeld anzurühren, so soll Dir kein Soldo davon vorenthalten bleiben. Aber wenn Du es wagen solltest, Deinen Fuß je wieder auf italienischen Boden zu setzen, so sei versichert, daß ich die Rücksicht, welche ich auf den Namen nehme, den Du leider trägst, fallen lasse und Dich dem Staatsanwalt übergebe."

Beppo überlegte einen Moment. Dann lachte er höhnisch auf.

„Das glaube ich Dir einfach nicht, mon cousin!" rief er. „Du würdest Dich dann in der gleichen Verlegenheit befinden, wie jetzt. Man möchte den Beppo nun gern

los sein und mittelst Drohungen über das große Wasser setzen, aber der ist Euch zu schlau. Ich gehe nicht vom Platze. Niemand, als Du und Bianka, könnte Mittheilungen machen, die mir schaden würden, und gerade Ihr Beide, glaube ich, werdet Euch hüten, zu reden. Ihr habt ja auch Recht: an einem ‚Prozeß Ginori‘ hat die Skandalchronik übergenug, warum einen zweiten insceniren und zwar gleich, nachdem der erste beendet? Darum, denke ich, wirst Du schweigen, wir werden in Frieden zusammen in Florenz leben und ich werde häufig Euer Gast sein!"

Das Uebermaß von Frechheit in diesen Worten Beppo's verfehlte seine Wirkung auf Giuseppe nicht. Ein jäher Zorn stieg in ihm auf.

„Augenblicklich wirst Du mir bei Deinem Namen schwören," knirschte er, „daß Du verschwinden willst aus der Welt der ehrlichen Leute, oder ich lasse Dich auf der Stelle verhaften!"

„So, so! Also wirklich?" höhnte Beppo, mit dem Blicke der zum Sprunge bereiten Tigerkatze den Gegner fixirend.

Noch immer stand Giuseppe mit erhobener Pistole, aber es wurde ihm schwer, so ruhig den Finger am Hahn zu halten und sein Arm begann bereits zu zittern. Sollte der listige Gegner etwa nur den Moment erwarten, wo seine Hand zu sinken anfing, um seinerseits dann plötzlich die Waffe, die er noch immer in der Rechten hielt, auf ihn zu richten? Dieser Gedanke fuhr Giuseppe durch den Kopf.

„Leg' Deinen Revolver fort!" befahl er.

Beppo erwiederte nichts, sondern sah ihn nur mit einem tückischen Blicke an.

„Gut, Du willst nicht,“ rief Giuseppe von Neuem, „so höre: ich zähle jetzt bis drei. Hast Du bis drei die Bedingungen nicht angenommen, unter denen ich Dich schonen und Dir Dein Vermögen auszahlen will, so mache ich —“

Er sprach nicht zu Ende, denn mit unglaublicher Geschicklichkeit und Plötzlichkeit hatte Beppo, ohne zu zielen und ohne den Arm zu heben, geschossen, und die aufwärts schlagende Kugel war Giuseppe gerade von unten in den Hals gedrungen. Nur ein heiserer Pfiff kam aus seiner Kehle, dann sank er hintenüber.

Im gleichen Augenblick aber ward die Thüre von außen aufgerissen — der Wirth und zwei der österreichischen Offiziere, die im Hause wohnten *), stürzten herein. Beppo wie sein Vetter hatten nicht daran gedacht, ihre Stimmen zu mäßigen, so mochten Jene den größten Theil des Streites gehört haben.

„Da liegt der Mörder meiner Tante!“ sagte Beppo kalt, als die drei Männer eindrangen, von denen die beiden Offiziere ihre Degen gezogen hatten. „Da liegt er, der auf meine Braut, Bianka Ferruccio, einen Mordanfall gemacht hat. Er ist von meinem Geschlecht, ein Marchese Ginori, und darum habe ich die Strafe an ihm selber vollzogen, ehe die Gerichte unsere Namen in die Oeffentlichkeit zogen!“

---

*) Torbole liegt noch auf österreichischem Gebiet, und es steht ein kleines Piket Husaren aus Riva im Dorfe.

Er hatte die Geistesgegenwart nicht verloren und versuchte sich den Fremden gegenüber für Giuseppe auszugeben.

„Sind Sie Edelleute, meine Herren Offiziere," fuhr er fort, „so werden Sie meine Beweggründe verstehen und meiner Abreise nichts in den Weg stellen. Sind Sie das nicht, so steht es Ihnen frei, mich zu verhaften!"

„So sind Sie der Marchese Giuseppe Ginori, mein Herr?" fragte der Aeltere der beiden Oesterreicher. „Derselbe, welcher wegen Ermordung seiner Tante in Florenz vor Kurzem angeklagt war?"

„Derselbe!" erwiederte Beppo bestimmt.

Der Oesterreicher lächelte ironisch.

„So erklären Sie mir, bitte, folgenden Widerspruch! Ich habe den Prozeß Ginori in Florenz wohl verfolgt. Sie wissen, wir sind hier halb italienisch im Trento, lesen italienische Zeitungen und interessiren uns für Alles, was drüben passirt, um so mehr, als oft genug Leute, welche ein böses Gewissen haben, von jenseit der Grenze zu uns herüber kommen und sich hier sicher glauben. Also: der Marchese Giuseppe dei Ginori ist erst am 17. Oktober seiner Haft entlassen worden und Sie befanden sich hier in Torbole bereits seit Anfang dieses Monats!"

Beppo erblaßte unwillkürlich.

„Nein, mein Herr, Sie täuschen uns nicht," fuhr der Husarenlieutenant fort. „Wir sind leider unfreiwillige Zeugen und Hörer des Streites gewesen, den Sie mit jenem Aermsten hatten; wir erkennen Ihre Stimme wieder und wir nehmen Sie jetzt als den Mörder Ihres Vetters und Ihrer Tante fest!"

Damit schritt er auf Beppo zu. Aber noch ehe er ihn erreichte, hatte dieser seinen Revolver erhoben, schnell wie ein Blitz. Schon krachte der Schuß — lautlos sank der Marchese zu Boden.

Die drei Männer wandten sich ab und dem leise röchelnden Giuseppe zu.

Beppo dei Ginori hatte im selben Moment, da die Detonation krachte und die Kugel in sein Gehirn drang, seinen Geist aufgegeben.

Anfang Februar des nächsten Jahres gingen in der Florentiner Gesellschaft Anzeigen herum, mittelst welcher der Marchese Giuseppe Ginori, Conte di Calegea, seinen Freunden anzeigte, daß am 5. des genannten Monats im alten Palazzo Ginori seine Vermählung mit der Signorina Bianka, Tochter des Herrn Ferruccio, stattfinden würde.

Die Kugel Beppo's hatte nur eine tiefe Narbe unter Giuseppe's Kinn hinterlassen, über welche jetzt der schwarze Kinnbart fiel. Sonst hatte sie ihm keinen dauernden Schaden gethan.

Auch die schöne Marchesa Bianka trägt am rechten Unterarm ein Paar Narben, die bisweilen zu sehen sind, wenn die Armbänder, die sie gewöhnlich bedecken, sich verschieben.

Beppo ruhte, als die Hochzeit stattfand, längst in einer stillen Ecke des kleinen Bergfriedhofs bei Torbole. Um seine blutige, dreifache Schuld wußte Niemand, als Die, welche ihm verziehen hatten.

Der Mann vom Rinn.

Historisches Charakterbild

von

P. Schwanfelder.

Durch den Preßburger Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich war Tirol, nachdem es vierhundert Jahre mit Oesterreich verbunden gewesen, 1806 an Bayern übergegangen. Aber das Volk empfand diese Aenderung als ein herbes Mißgeschick. Obwohl die Abtretung des Landes keinerlei Schmälerung seiner Rechte nach sich ziehen sollte, so wurde den biederen Tirolern doch von dem Minister Montgelas hart zugesetzt. Während unter österreichischer Herrschaft nur mäßige Abgaben gefordert, eine einfache und billige Rechtspflege gewährt, die Wehrpflicht auf die Vertheidigung des Landes beschränkt und die eigenthümlichen Rechte der Städte und Landgemeinden geschont wurden, schaffte man jetzt die alte Verfassung des Landes ab, verminderte die Feiertage, vermehrte die Steuern, führte die verhaßte Konscription ein und wollte sogar den Namen „Tirol" beseitigen. Dies Alles erregte unter den treu am Alten hängenden Tirolern eine tiefe Mißstimmung, und immer energischer gab sich unter ihnen das Verlangen kund, das neue Regiment abzuschütteln und zu Oesterreich

zurückzukehren. Ganz im Geheimen, ohne daß die Bayern etwas Derartiges ahnten, bereitete sich ein Aufstand vor, der um so rascher um sich griff, je günstiger man sich der Bewegung von Wien aus zeigte. Erzherzog Johann von Oesterreich, an den sich die unzufriedenen Tiroler zuerst gewandt hatten, sagte ihnen seine vollste Unterstützung zu und beauftragte den Freiherrn v. Hormayr mit der Ausarbeitung eines Planes zur Insurrektion.

So kam es im Jahre 1809 zu jenem Volkskrieg, dessen Hauptanführer, Andreas Hofer, eine der populärsten Heldengestalten geworden ist, von dem man noch heute singt und spricht, so weit die deutsche Zunge klingt. Aber der wackere Sandwirth, der für sein muthiges Vorgehen so traurig enden sollte, war nicht der Einzige, der sich an die Spitze des Kampfes stellte, es standen ihm noch mehrere Freunde zur Seite, die ebenso wie er Gut und Blut für das Vaterland einsetzten und einen heroischen Muth entfalteten, jedoch weniger bekannt geworden sind, wie Hofer.

Das Andenken an einen derselben aufzufrischen, soll die Aufgabe dieser Skizze sein. Joseph Speckbacher war nächst Hofer wohl die bedeutendste Persönlichkeit jener Tage. „Der Mann vom Rinn“ wurde er gewöhnlich genannt. Er war einer der Ersten, der, in das Geheimniß eingeweiht, sich mit ganzer Seele dem Unternehmen hingab und, von Ort zu Ort, von Hütte zu Hütte wandernd, begeisterte Anhänger warb.

Mit zweien seiner Vertrauten, Peter Hueber und Franz Anton Nessing, begab sich Hofer zu Anfang des Jahres 1809 nach Wien, um dort in nächtlichen Zusam-

menkünften mit dem Erzherzog Johann und seinen Räthen den Plan des Aufstandes zu entwerfen; nach ihrer Rückkehr aber begann der schwierigste Theil der Arbeit, indem es galt, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen, alle brauchbaren Landsleute dafür zu gewinnen und doch jedes Aufsehen zu vermeiden und das Geheimniß strengstens zu wahren. Hierbei war Speckbacher unermüdlich thätig, und seinem Bemühen war es zum großen Theile zu danken, wenn schließlich sechzigtausend Menschen, und darunter viele Frauen, Mitwisser des gefährlichen Vorhabens geworden waren, die ihr Geheimniß drei volle Monate so streng bewahrten, daß Niemand etwas davon erfuhr, der ihm nicht seine volle Gunst entgegenbrachte.

Wie Andreas Hofer, dessen Aeußeres aus zahlreichen bildlichen Darstellungen wohl Jedermann bekannt ist, war auch Speckbacher ein schöner, großer, schlanker Mann mit hochgewölbter Brust und breiten, starken Schultern, gekleidet in die malerische Tracht des Unterinnthales, mit dunkelbraunem Lodenrock oder kurzer Joppe, worunter die grünen Hosenträger und der breite Leibgurt hervorlugten, während schwarzlederne Kniehosen und kurze Schnürstiefel die Beine umhüllten, auf dem Kopfe aber jener breitkrämpige, grüne, mit Spielhahnfedern und Rautenkraut geschmückte Hut thronte, der noch heute als unerläßliche Zierde jedes echten Tirolers gilt. Ein tüchtiger Stutzen und ein großer Säbel an schwarzlederner Koppel bildeten seine Waffen, die ihre rechte Bedeutung für jeden ihm gegenüberstehenden Feind in dem feuersprühenden, mehr finsteren als heiteren Blick ihres Trägers erhielten. So

stand Joseph Speckbacher, vom Scheitel bis zur Sohle ein echter Mann der That, an der Seite Andreas Hofer's.

Als der Kampf zum Ausbruch kam, zählte er bereits 42 Jahre und hinter ihm lag eine Jugendzeit, in der seine überschäumende Kraft sich genugsam ausgetummelt hatte. Auf einem Hof der Gemeinde Terfens, zwischen Innsbruck und Hall, am 13. Juli 1767 geboren und frühzeitig seiner Eltern durch den Tod beraubt, war er bald ganz sich selbst überlassen. Einen Theil des Jahres beschäftigte er sich mit der Landwirthschaft, die meiste Zeit aber durchstreifte er als Wildschütz die Schluchten der Gebirge. Das war lohnender, als hinter Pflug und Egge einherzugehen, und entsprach mehr seinen Neigungen und Fertigkeiten. Denn schon als Knabe verstand er den Stutzen zu führen und als Jüngling übertraf so leicht keiner seiner Altersgenossen den „Speckbacher Seppel“, wo es galt, auf ein Stück Wild Jagd zu machen oder einen Vogel im Fluge zu erlegen. Weit über seinen Heimathsort hinaus war er wegen seiner kühnen Wagestücke, seiner ungemeinen Körperkraft und seiner Gewandtheit als Schütze bekannt. Bei einem der im Tirolerland gebräuchlichen Volksspiele, dem „Hosenlupfen“ oder „Schmeißen“, kam es einmal vor, daß ein herkulisch gebauter Knecht die stämmigsten Burschen von Hall zu Boden warf. Speckbacher hatte eine Weile still zugesehen. Endlich trat er in den Kreis der Zuschauer, ließ sich die linke Hand auf den Rücken binden und warf den bis dahin unüberwindlichen Gegner mit der Rechten allein nieder. Ein ähnliches Probestück seiner Ueberlegenheit legte er vor vier bayrischen

Jägern ab, die ihn eines Tages auf der Alm überraschten, als er eben, von einem Streifzug durch das Gebirge ausruhend, sich einen „Schmarrn" (d. h. Mehlkuchen) bereitete. Er nahm den Kampf mit allen vier Jägern auf, schlug einen nach dem andern zu Boden, und ehe sie sich wieder erholt hatten, war er davon.

Da trat ein Ereigniß ein, das seinem Leben eine entschiedene Wendung geben und zugleich den besten Beweis für den guten Kern liefern sollte, der bei aller Ungebundenheit doch sein innerstes Wesen ausmachte. Speckbacher hatte sein Herz an ein „lieb's Dirnd'l" verloren, das er um jeden Preis sein eigen nennen wollte. Das Mädchen war dem hübschen Burschen von ganzer Seele gewogen, aber die Mutter mochte von einem Wildschützen nichts wissen und machte es zur Bedingung, daß er dieses unredliche Gewerbe völlig aufgebe und eine geregelte Thätigkeit beginne. Ein Jahr lang müsse er zeigen, daß er dies vermöge, ehe er um das Mädchen werben dürfe. Speckbacher versprach es und hielt getreulich Wort. Er stellte den Stutzen in den Winkel und nahm Dienste als Holzarbeiter in der Saline zu Hall, wo er mit Axt und Säge ein Jahr lang schaffte, als hätte er nie ein anderes Instrument kennen gelernt. Als die Probezeit vorüber war, trat er mit der Geliebten — Maria Schmiederer war ihr Name — vor den Altar und übernahm den Hof seiner Schwiegereltern. Aus dem unstät umherschweifenden Wildling ward ein tüchtiger, solider Mann, dessen Brauchbarkeit man zu schätzen wußte, weshalb er auch bald in den Gemeinderath gewählt wurde.

Einen besseren Gatten und Vater als Speckbacher gab es nirgends; aber mit ebenso glühender Liebe wie an Weib und Kind hing er an seinem Vaterlande Tirol. So fand ihn die Bewegung von 1809 mit Leib und Seele bei der Sache. Als am 9. April dieses Jahres die Oesterreicher unter dem Marquis v. Chasteler die Ostgrenze überschritten und in das obere Pusterthal einrückten, rief Andreas Hofer die Männer zu den Waffen. Auf dem Sterzinger Moose kam es zum Treffen. Mit dem Landsturm der Gerichte Sarentheim und Passeyr griff Hofer die bayrischen Truppen an, schlug sie und nahm einen Theil derselben gefangen. Fast gleichzeitig überfiel (am 12. April) Speckbacher die bayrische Garnison zu Hall und erstürmte Innsbruck. Noch ehe Chasteler ankam, war ganz Tirol mit Ausnahme der Bergfeste Kufstein befreit. Zwar wurde Chasteler am 13. Mai bei Wörgel von den herbeigeeilten Franzosen geschlagen und Innsbruck mußte sich ihnen am 19. ergeben, aber Hofer im Verein mit seinem Genossen Haspinger bereiteten ihnen am 25. und 29. beim Berge Isel eine vollständige Niederlage, jagten sie wieder aus dem Lande und nahmen am 30. von Innsbruck wieder Besitz.

Bei den meisten dieser Kämpfe spielte Speckbacher als Anführer eine bedeutende Rolle. Wo er voranschritt, da folgte Alles voll Begeisterung und der Erfolg war sicher. Einer seltsamen Episode muß hiebei gedacht werden. In dem entscheidenden Treffen am Berge Isel (29. Mai), als der Kampf am hitzigsten tobte, drängt sich, nicht achtend der Gefahr, eine Knabe durch die Reihen der Kämpfenden.

Speckbacher steht eben an der Innbrücke unweit Volders und feuert auf den Feind, als er im dichtesten Getümmel seinen Namen rufen hört. Er blickt zur Seite und traut seinen Augen nicht: da steht sein elfjähriges Söhnchen, sein geliebtes „Anderl“, mitten im Pulverdampf und Kugelregen vor ihm und hält ihm seinen Hut entgegen, der bis zum Rande mit Bleikugeln gefüllt ist. „Um des Himmels willen, Bub', was machst Du hier?“ ruft Speckbacher verblüfft. — „Ach, lieb's Väterl,“ gibt der Kleine zurück, „Du sagtest ja, das Blei sei so theuer, da hab' ich die vom Feind herübergeschossenen Kugeln mit dem Messer aus der Erde gegraben und bring' sie Dir ....“ Wer ermißt die Gefühle, die in diesem Augenblicke die Brust Speckbacher's durchtobten? Nur mit Gewalt konnte der Knabe dann aus der Gefechtslinie entfernt und in Sicherheit gebracht werden.

Dieser Tag endete mit einem Sieg der Tiroler; aber für die Folge war das Glück nicht immer auf ihrer Seite. Es kam der Abschluß des Znaymer Waffenstillstandes, und die Oesterreicher räumten Tirol, Napoleon aber schickte eine Heeresmacht von 40,000 Franzosen, Bayern und Sachsen unter dem Marschall Lefèbre gegen die Aufständischen, um sie vollends zu vernichten. Die Aussicht, einer solchen Uebermacht Stand zu halten, war sehr gering, und Niemand konnte es Speckbacher verübeln, wenn er es jetzt im Hinblick auf Weib und Kinder für das Gerathenste hielt, den Kampf aufzugeben und in Oesterreich ein Asyl zu suchen. Aber der Gedanke kam nicht zur Ausführung. Sein Freund und Waffengefährte Andreas Hofer begegnete

ihm. „Auch Du, Seppel, verzagst?“ ruft ihm dieser wehmüthig zu, „auch Du willst mich, willst die Sache des Vaterlandes verlassen?“ ... Dieser Appell an Speckbacher's Herz genügt, um alle Ideen der Umkehr ihm aus dem Sinn zu schlagen. „Nein!“ ruft er entschlossen, „wir bleiben zusammen und führen weiter, was wir begonnen!“... Und auf's Neue greifen sie zu den Waffen. Am 13. August werden die Franzosen bei dem Berge Isel wiederum geschlagen, Tirol wird abermals frei, und Hofer übernimmt als kaiserlich königlicher Oberkommandant provisorisch die Regierung.

Speckbacher setzte auch jetzt wieder alle seine Kräfte ein für die Sache des Vaterlandes. Es galt, die Festung Kufstein den Händen des Feindes zu entreißen, weshalb dieselbe belagert wurde. Hiebei legte „der Mann vom Rinn“ glänzende Proben seiner Unerschrockenheit ab. Durch passende Verkleidung unkenntlich gemacht, wagte er sich persönlich in die Festung und unterhandelte mit dem Kommandanten, dann schlich er wieder heimlich hinein und verdarb die Löschapparate, bei einer anderen Gelegenheit erstickte er eine Granate mit seinem Hut und schnitt die unter den Mauern befindlichen Schiffe ab.

Wir erwähnten oben seinen jungen Sohn „Anderl“, den er aus den Schlachtreihen hinweggejagt und zu seiner Mutter zurückgeschickt hatte. Aber der Knabe war daheim nicht zu halten. Von Neuem entlief er der besorgten Mutter und eilte den Landesvertheidigern nach, und diese, erfreut über den hoffnungsvollen Sprößling ihres Anführers, behielten ihn bei sich, zogen ihn an wie Einen ihres

Gleichen und gaben ihm sogar einen leichten Stutzen in die Hand. Speckbacher war mit dieser Komödie nicht einverstanden. Aber der Bube bat so herzlich, dableiben zu dürfen, und die Mannschaft stand ihm so einmüthig bei, daß der Alte schließlich nachgab und den Jungen bei sich behielt. Dies sollte für Beide von trüben Folgen sein.

Im Verein mit Haspinger war Speckbacher mit seinen Schaaren in das Salzburgische eingedrungen, hatte am 25. September einen glücklichen Angriff auf die Päſſe Lueg und Luftenstein gemacht, die Bayern in die Flucht geschlagen und Hallein, sowie Berchtesgaden besetzt. Aber nun bot Napoleon Alles zur Unterjochung des Landes auf. Fünfzigtausend Mann wurden unter dem Oberbefehl des Vicekönigs von Italien gegen die Aufständischen vorgeschickt. Von Norden her sollte ein bayrisches Corps gegen Innsbruck ziehen, während zugleich ein Theil der italienischen Armee durch das Pusterthal nach Brixen marschierte, ein anderer von Trient aus durch das Etschthal nach Bozen vordrang.

Am 16. Oktober kam es bei Melleck in der Nähe von Reichenhall zu einem Treffen mit den bayrischen Truppen, bei welchem Speckbacher nicht Stand zu halten vermochte und nach einem blutigen Gefecht mit knapper Noth sich durchschlug. Sterbensmatt, aus mehreren Wunden blutend, hatte er einen steilen Gebirgspfad erklommen, als er sich vergebens nach dem Sohne umblickte. Der Knabe hatte auf der halsbrecherischen Flucht nicht zu folgen vermocht und war den nachsetzenden Feinden in die Hände gefallen. Ein herzzerreißender Schmerzensschrei aus Speck-

bacher's Munde verrieth den wenigen Gefährten, die ihm geblieben, was sein tiefstes Innere erschütterte. Mit Mühe nur vermochten ihn die Seinen zurückzuhalten, daß er nicht sein eigenes Leben auf's Spiel setzte, um das gefangene Kind zu befreien.

Inzwischen wurde der kleine Anderl von den bayrischen Soldaten auf dem Schlachtfelde umhergeführt, damit er seinen Vater, den man unter den Verwundeten suchte, ausfindig mache und den Siegern überliefere. Unter bitteren Thränen that dies der Knabe und als er an einen bis zur Unkenntlichkeit entstellten Todten kam, blieb er stehen und bezeichnete ihn laut weinend als den vermißten Vater. Man weiß nicht, ob er die Soldaten absichtlich irre führte, um die Verfolgung des flüchtigen Vaters aufzuhalten, oder ob er wirklich in dem Glauben war, vor der Leiche desselben zu stehen. Anderl wurde dann hinweggebracht und nach München transportirt, wo sich König Max den schönen Jungen vorführen ließ und ihn schließlich einer Erziehungsanstalt überwies.

Unaufhaltsam drangen die Bayern durch das Innthal vor und zogen bereits am 25. Oktober in Innsbruck ein. Vergebens wandte sich Speckbacher von Oberau aus an Hofer um Hilfstruppen; dieser hatte kaum noch Zeit, seine Mannschaften nach dem Berge Isel zurückzuziehen. Am 28. Oktober ließ Erzherzog Johann den erfolgten Abschluß des Friedens in Tirol verkünden und im Namen des Kaisers die Insurgenten auffordern, die Waffen niederzulegen. Hofer sah sich gezwungen, seine Unterwerfung zu erklären und die dargebotene Amnestie anzunehmen. Allein durch

spätere falsche Gerüchte von glänzenden Siegen der Oesterreicher, von der Annäherung des Erzherzogs Johann und eines 60,000 Mann starken schweizerischen Hilfsheeres verleitet, nahm er noch einmal den Kampf auf und stürzte sich dadurch in's Verderben. Er gerieth schließlich in Gefangenschaft und wurde am 20. Februar 1810 auf Befehl Napoleon's kriegsgerichtlich zu Mantua erschossen.

Wie aber erging es unterdessen seinem Freunde und treuen Genossen Speckbacher? In zahlreichen Schaaren durchstreiften die Feinde das Gebirge, um seinen Schlupfwinkel auszukundschaften und seiner habhaft zu werden. Wenn sie den „Feuerteufel", wie sie ihn nannten, fingen, so wollten sie „Riemen aus seiner Haut schneiden". Das hatten sie überall kundgegeben. Ein Preis von fünfhundert Gulden war auf seinen Kopf gesetzt, überall wurde zu seiner Ergreifung aufgefordert und zu diesem Zwecke sein Bild vertheilt. Unter unsäglichen Strapazen und Entbehrungen, hungernd und frierend, stahl er sich weiter auf unwegsamen Pfaden durch das Gebirge, um nach Oesterreich zu gelangen. Er kam aber nur bis Dux. Dort fiel er einem Verräther in die Hände, der den Feinden das Haus zeigte, in welchem der Verfolgte Unterkunft gefunden hatte, und nur durch einen verzweifelten Sprung vom Dache vermochte Speckbacher den Häschern zu entrinnen. Er zog sich dabei eine schwere Verletzung zu und mußte in diesem Zustande eilends das Weite suchen, ohne Geldmittel, ohne genügende Kleidung gegen die bereits eingetretene Kälte und ohne jeden sonstigen Beistand.

So irrte der Arme siebenundzwanzig Tage durch Eis und Schnee umher, oft des Stückchen Brodes entbehrend, um seinen Hunger zu stillen, und des Nachts unter freiem Himmel sich bettend. Einmal war er vier Tage ohne jegliche Nahrung geblieben. Sterbensmatt wagt er sich endlich aus der Oede des Waldes in die Nähe eines Dorfes. Da hört er Schritte nahen. Er verbirgt sich hinter einen Busch, um die Kommenden vorüberzulassen. Aber welch' ein Anblick wartet seiner! Ein vor Hunger und Kummer abgemagertes Weib mit drei Kindern zieht vorüber — sein Weib, seine Kinder. Von Haus und Hof vertrieben, suchen sie eine Stätte, die ihnen Schutz und Obdach bieten soll. Eine Weile lang lagen sich die Unglücklichen weinend in den Armen, dann raffte sich Speckbacher auf. Mit dem letzten Rest seiner Kräfte geleitete er Frau und Kinder nach einer einsam gelegenen Hütte, wo es ihm gelang, den Heimathlosen Aufnahme zu erwirken. Dann mußte er weiter. Denn kaum, daß er einen Tag gerastet und sich etwas erholt hatte, da hatten es auch schon die Bayern ausgespürt. Eine Höhle auf dem Gemshaken, einer der steilsten und wildesten Klippen, ward jetzt sein Zufluchtsort. Hier verbrachte er die noch übrige Zeit des Winters, entblößt von fast Allem, was ein Mensch zu seinem Unterhalte bedarf. Einmal, als er sich Holz suchen will, um sich ein wärmendes Feuer anzuzünden, trifft ihn eine von der Alpe herabstürzende Schneelawine und reißt ihn eine große Strecke mit fort in's Thal. Wie durch ein Wunder dem Tode entronnen, kommt er endlich wieder zu sich und es gelingt ihm, sich aus dem Schnee herauszuarbeiten,

allein er hat sich das Hüftbein verrenkt und ist nicht im Stande, in seine Höhle zurückzuklimmen.

Sieben Stunden lang schleppt er sich nun unter furchtbaren Schmerzen, auf allen Vieren kriechend, weiter fort bis nach Voldersberg, wo sich zwei vertraute Freunde finden, die es unternehmen, ihn im schützenden Dunkel der Nacht nach Rinn in sein Haus zu tragen. Das war ein höchst gefährliches Wagniß, denn auch dort lagen die Bayern und Speckbacher's Hof war voller Einquartierung. Dennoch gelang es, den hilflosen, zum Tode abgehetzten Mann ungesehen bis in einen vom Wohnhause etwas entfernt gelegenen Stall zu bringen, wo er liegen blieb, bis ihn Morgens früh sein treuer Knecht Georg Zoppel fand. Dieser brave Mensch, der in Abwesenheit seines Herrn Haus und Hof behütet und auch bereits dafür gesorgt hatte, daß Speckbacher's Frau und Kinder dahin zurückkehren durften, that auch jetzt Alles, was er vermochte, um den unglücklichen Verfolgten zu retten. Er grub in dem Stalle unter dem Stand der Kühe eine Grube, gerade groß genug, um den Mann darein zu betten, füllte sie mit Stroh aus und verbarg darin seinen Herrn, der bis an den Hals mit Spreu überdeckt wurde, so daß ihn Niemand so leicht gewahr werden konnte. Keiner erfuhr etwas davon, selbst Speckbacher's Gattin nicht. Allnächtlich schlich sich der Knecht zu ihm und brachte ihm die nöthige Nahrung. Und in dieser Lage blieb der Arme unausgesetzt sieben Wochen lang, bis er soweit wieder zu Kräften gelangt war, daß er am 2. Mai 1810 sein Versteck verlassen und seine Flucht weiter fortsetzen konnte.

Es glückte ihm nun auch, alle weiteren Gefahren zu überwinden und die österreichische Grenze zu erreichen.

In Wien ward ihm ein ehrenvoller Empfang zu Theil, man setzte ihm die Pension eines Obersten aus und ertheilte ihm den Auftrag, die für die Tiroler im Temesvarer Banat neu gestiftete Kolonie einzurichten. Seine Gattin aber wurde inzwischen verhaftet und dreizehn Wochen lang zu München in einem finsteren Thurm gefangen gehalten.

Noch einmal trat Speckbacher für die Sache seines Landes ein, und zwar nach dem Ausbruche des Krieges von 1813. Da eilte er nach Tirol, um abermals im Interesse Oesterreichs gegen Bayern und Franzosen thätig zu sein. Diesmal jedoch kam es zu keiner entscheidenden Waffenthat.

Um die Kraft des Volkes zu zersplittern, war Tirol in drei Theile getheilt worden, von denen der eine an Bayern, der zweite an das Königreich Italien und der dritte an die illyrischen Provinzen kam. Speckbacher erlebte es aber noch, daß sein theures Heimathland wieder mit Oesterreich vereinigt wurde, was nach dem Fall des französischen Kaiserreiches 1814 geschah. Der Mann vom Rinn durfte wieder einziehen auf seinem Hofe und im Verein mit seinem treuen Weibe sein Gut bebauen, wie er es vor dem Ausbruch der Unruhen gethan hatte. Auch sein geliebter Sohn „Anderl“, der trefflich gediehen und herangewachsen war, kehrte zurück und widmete sich mit Erfolg dem Bergbau. Allein nicht lange sollte Speckbacher Glück und Frieden genießen. Die furchtbaren Anstrengungen und fast übermenschlichen Strapazen, denen nur

ein so kräftiger Körper wie der seine so lange Widerstand bieten konnte, waren doch nicht ohne Einfluß auf seine Gesundheit geblieben. Er begann zu kränkeln und starb, kaum dreiundfünfzig Jahre alt, im März 1820 zu Hall.

In der Hofkirche zu Innsbruck, wohin auch die Gebeine Andreas Hofer's durch die Kaiser-Jäger gebracht wurden, findet sich Speckbacher's Grab neben dem Haspinger's, und eine Gedenktafel bezeichnet die Stätte, wo der Mann vom Rinn seine letzte Ruhestätte gefunden.

Die Armee der Calottisten.

Kulturhistorische Skizze

von

R. Trenkhorst.

Wenn man heute in englischen und deutschen Zeitungen von den Aufzügen und dem immensen Anwachsen der sogenannten Heilsarmee erzählen hört, wenn man den übermäßigen Aufwand von Thorheiten und Rohheiten bemerkt, welche an einen immerhin sittlich ernsten Zweck verschwendet werden, so wird man schwer begreifen, wie eine solche Vereinigung gerade bei den nüchternen, ernsten Engländern Boden gewinnen konnte, und man wird nicht glauben wollen, daß eine ganz ähnliche Organisation mitten im lustigen Paris ehedem bestanden hat.

Wir meinen die Vereinigung der sogenannten Calottisten, welche in den letzten Jahren der Regierung König Ludwig's XIV. von ernstgesinnten Männern gegründet wurde zu dem Zwecke, um unter der harmlosen Maske der Narrheit und des Scherzes eine sittenrichterliche, erziehende Wirksamkeit einer verdorbenen Gesellschaft gegenüber zu üben. Allerdings besteht zwischen den Calottisten und der heutigen Heilsarmee der wesentliche Unterschied, daß diese das Hauptgewicht auf die religiöse Bekehrung, jene allein auf die sittliche Besserung ihrer Zeitgenossen legten, indem sie zugleich auch alle literarischen Hilfsmittel, wie Kritik und Publizistik zur Erreichung dieses Zweckes heranzogen. In der vollkommen militärischen Organisation aber, in den lärmenden Aufzügen, in den öffentlichen tumultuarischen Versammlungen, endlich in dem Uebermaß von Narrheiten und Lächerlichkeiten, welche die gesammte Propaganda der Calottisten umgaben, wird sich kaum ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden finden lassen.

Die Gründung der später so mächtigen Calotte war eine zufällige, ihr schnelles Emporwachsen und ihre Begünstigung von Seiten des Publikums dagegen hatte in der Nothwendigkeit einer Reaktion gegen die allgemeine Verderbtheit ihre wohlberechtigte Begründung. Das gepriesene Zeitalter Ludwig's XIV. mit all' dem blendenden äußeren Glanze hatte zugleich ein Heer von Lastern groß gezogen, unter denen die schamloseste Schmeichelei gegen alle Höherstehenden, Ungerechtigkeiten in allen Zweigen der Verwaltung, Unsittlichkeit und eine ungemessene Duellsucht so recht eigentliche Pflegstätten in der besseren Ge-

sellschaft und am Hofe gefunden hatten. Wohl hatten ernste Männer, wie Bossuet, Fénelon und Andere ihre Stimmen warnend erhoben, aber ihr Ruf war vornehm belächelt oder in dem wilden Treiben des Pariser Lebens überhört worden.

Eines Tages befand sich in dem Hause des Garde-Obersten v. Torsac eine auserlesene Gesellschaft zu Tische. Einige derselben gehörten der höchsten Aristokratie an, wie der Prinz v. Leon, der Herzog v. Louvigni, der Chevalier v. Grammont, mehrere Offiziere, unter ihnen der wegen der Schärfe seines Mutterwitzes gefürchtete Oberst Aimon, und eine ganze Anzahl französischer Schöngeister von Ruf.

In diesem Kreise war man sich längst über die Schäden der Zeit klar geworden, man hatte auch schon oft genug über Maßregeln zu einer Besserung derselben nachgedacht, aber stets ohne Resultat. Das Gespräch kam wieder auf dieses Thema. Während desselben klagte einer der Anwesenden über Kopfweh, und ein Anderer machte darauf die nicht gerade geistreiche Bemerkung, daß dagegen das Tragen eines Käppchens am besten schützen würde. Während man noch darüber scherz'e, machte Aimon den Vorschlag, ein Regiment von Käppchenträgern (Calottisten) zu formiren und allen Denen ein Diplom zur Aufnahme in dasselbe zuzusenden, die sich durch anstößiges oder unsittliches Betragen, durch Lächerlichkeiten, kurzum durch ihr Thun und Treiben an ihren Mitmenschen versündigten, um sie so der Strafe des Spottes von Seiten der Oeffentlichkeit auszusetzen. Der Vorschlag fand allgemeine Billigung, und der anwesende Oberst v. Torsac wurde zum

General der Armee ernannt. Diese Wahl hatte ihren Grund in einer Prophezeiung, die ein Sterndeuter bei der Geburt Torsac's ausgesprochen hatte, daß derselbe dereinst an der Spitze eines unzähligen Volkes stehen würde. Freilich hatten die Tischgenossen Torsac's nur aus Scherz an diese mysteriöse Prophezeiung erinnert, ohne im Ernst daran zu denken, daß dieselbe bald in so eigenthümlicher Weise in Erfüllung gehen sollte, denn dem Befehle Torsac's gehorchten später in der That Tausende.

In der nächsten Zeit schritt man mit Eifer zur Organisation der Gesellschaft. Sie war rein militärisch, nur daß Alles dabei karikirt wurde. Die Armee zerfiel in die Kombattanten und die Ehrenmitglieder. Die Letzteren waren die unglücklichen Opfer des Witzes und der Satire der Ersteren, es waren alle Diejenigen, welche sich durch hervorstechende Fehler, Thorheiten, mochten sie nun in Schrift, Wort oder durch die That begangen sein, ausgezeichnet hatten und infolge dessen mit einem Diplom und Ehrenkäppchen von Seiten der Calotte beglückt wurden. Das Heer der Kombattanten bestand aus einem Generalstab, dessen Chef einer der bissigsten Satiriker von Paris war, und verschiedenen Brigaden. In diesen war Alles wiederum nach militärischem Muster eingerichtet. Es gab Offiziere und gemeine Soldaten, Armee-Redner und -Dichter, Aerzte, Todtengräber, Musikanten, die Regimenter hatten ihre eigenen Fahnen mit den eingewebten Emblemen der Narrheit, der Devise: „C'est regner que de savoir rire!" (Derjenige herrscht, welcher zu lachen versteht), dem Käppchen als Fahnenspitze, kurz es war bei diesem wunder-

lichen Heer der Calottisten Alles vorhanden und Alles karikirt, was ein Regiment im Kriege aufzuweisen hat.

Zunächst kündigten die Calottisten unter ihrem General Emanuel de Torsac durch ein offenes im Druck erschienenes Manifest ihre Konstituirung dem Könige und dem Staate an, indem sie erklärten, daß ihr Kampf sich gegen die Verdorbenheit und Thorheit ihrer Zeitgenossen richten werde, daß sie strengste Gerechtigkeit üben und Keinen, wes Standes und Person er immer sei, verschonen wollten. Man betrachtete die Sache am Hofe als einen guten Scherz, der etwas Leben in das ewige Einerlei von Paris bringen würde, und ließ die Calottisten in ihrem Treiben zunächst gewähren.

Bald erschienen die ersten Ernennungen zu Ehrencalottisten, und zwar diente eine eigene Zeitung des Vereins für die Publikation derselben. Sie waren in Form von Epigrammen abgefaßt und sprühten von Geist und Witz; bisweilen waren ihnen Karikaturen der betreffenden Persönlichkeiten beigefügt, und sie verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht. Zunächst wurden einige hochadelige Raufbolde, die lange genug die bessere Gesellschaft tyrannisirt hatten, vorgenommen.

Monsieur de Trüdain, der viele Duelle siegreich bestanden hatte, war einer von ihnen; der Spott reizte ihn so sehr, daß er einen der Calottisten, einen Schriftsteller, den er im Verdacht hatte, der Verfasser des Epigramms zu sein, offen herausforderte. Einige Tage später wurde der Raufbold von einem Haufen Calottisten überfallen und so derb durchgeprügelt, daß er längere Zeit das

Bett hüten mußte und später auf einen Stock gestützt hinkend wieder in der Gesellschaft erschien. Die nächste Kundgebung der Calotte brachte die Erzählung von der Bestrafung Trüdain's und ein Epigramm, worin es hieß, daß Trüdain aus dem Grunde jetzt mit einem Stocke erscheine, um den Märtyrern ähnlich zu sein, die auch stets mit den Werkzeugen ihrer Marter abgebildet würden. Der Spott folgte dem Raufbold überall hin, auf den Straßen zeigten die Knaben auf ihn, und endlich hielt er es in Paris nicht länger aus.

Der Erfolg dieses ersten Auftretens der Calotte war in der That so groß, daß die Duellsucht wesentlich nachließ, weil die Duellanten nicht mehr als Löwen des Tages angesehen wurden, sondern in Furcht sein mußten, den Fluch der Lächerlichkeit auf sich zu laden. Man kann sich denken, wie sehr die Calottisten durch dieses erste sittenrichterliche Auftreten in den Augen aller verständig Denkenden gewannen. Muthig gemacht richteten sie jetzt auch die Pfeile ihres Witzes höher hinauf, eine Dame des Hofes, die Anstoß erregt hatte, erhielt das verhängnißvolle Käppchen. Sie wandte sich an den König; Ludwig lachte und schüttelte den Kopf. „Madame, die Calotte steht nicht unter meinem Befehle, Sie müssen sich an den General derselben wenden!" sagte er achselzuckend. Damit hatten die Calottisten einen neuen Triumph verzeichnet, und als der König sich eines Tages sehr huldvoll an Oberst v. Torsac wandte und fragte, „ob er ihm nicht bald seine Armee vorführen wollte?" antwortete dieser sogleich: „Eurer Majestät Wunsch ist mir Befehl!"

Es machte kein kleines Aufsehen, als man einige Tage darauf durch Plakate erfuhr, daß die Armee der Calottisten an einem bestimmten Tage ausmarschiren werde, um auf dem Marsfelde die erste öffentliche Revue abzuhalten. Um die Aufregung der Pariser zu begreifen, muß man bedenken, daß ein großer Theil der höchsten Gesellschaft bereits Calottisten geworden war, daß sich sechs Herzöge, mehrere Prinzen und viele hohe und niedere Adelige bekanntermaßen unter das Kommando Torsac's gestellt hatten, und daß diese Alle an dem Aufzuge Theil nehmen wollten. Nach den Schilderungen dieses Aufzuges der Calottisten und Calottistinnen, der sogenannten Brigade der Vestalinnen, der sich von da an häufig wiederholte, muß derselbe ein außerordentliches Schauspiel gewesen sein. Ein betäubender Lärm aller möglichen Instrumente leitete den Zug ein und begleitete ihn; die Calottisten zogen in Uniform auf unter dem Feldgeschrei: „Favet Momus, luna influit!“ *) mit Fahnen und Standarten. Unter dem Klange von Fanfaren und Trommeln und dem wilden Geschrei der Menge defilirte die wunderliche Prozession vor den Gallerien des Louvre vorbei, überschritt am heutigen Konkordienplatze die Seine und gelangte nach dem Marsfelde, wo eine Revue über die Calottisten-Armee abgehalten wurde. Eine Ansprache Torsac's forderte die Anwesenden auf, seiner Armee beizu-

*) „Momus“ (der Gott des Tadels und Spottes) ist uns günstig, der Mond übt seinen Einfluß.

treten, die den Kampf gegen die Thorheit und Schlechtigkeit der Welt sich zur Aufgabe gemacht hätte.

Tage lang sprach man in Paris am Hofe und auf den Straßen nur von diesem Ereignisse, und je toller das System der Narrheit sich nach Außen hin bei den Calottisten zeigte, desto größer wurde von Tag zu Tag die Zahl ihrer Anhänger, und mit ihrer Macht wuchs auch naturgemäß die Kühnheit der Calotte.

Es war schon lange kein Geheimniß mehr, daß die berühmte Akademie nicht mehr wie ehedem der Sammelplatz der hervorragendsten Gelehrten des Landes war, daß sie vielmehr eine Clique ehrgeiziger, ignoranter Männer geworden war, die wahrhaft verdienten Gelehrten den Eintritt in dieselbe versagten. Es war so weit gekommen, daß man sich einen Sitz in der gelehrten Körperschaft kaufen konnte, und mit dieser Demoralisation ihrer Mitglieder mußte naturgemäß der Niedergang der Akademie selbst Hand in Hand gehen. Und doch war der Ruf der Akademie noch mächtig genug, um jeden Schriftsteller vor dem Versuche zurückzuschrecken, durch einen Angriff auf diese verrotteten Zustände einen Kampf mit derselben heraufzubeschwören. Die Calotte war es, die es zuerst wagte, schonungslos den Schleier von diesem Zerrbilde eines gelehrten Institutes herabzureißen.

Die Angriffe der Calottisten waren zunächst gegen einzelne Mitglieder wie Mallet, den betrügerischen ersten Commis des Kontroleurs der Finanzen des Marets und gegen einzelne Arbeiten derselben gerichtet. Als aber die Akademie darin eine Verletzung ihrer Würde erblicken zu

müssen glaubte und sich in hochmüthiger Weise der Angegriffenen gegen eine „Meute von Narren" annahm, gingen die Gelehrten der Calotte auch zum Angriff gegen das ganze Institut über. Derselbe fiel überaus empfindlich für die Akademie aus, indem die Calottisten voll Spott und Hohn die bombastische Sprache derselben für ihre Zeitung und ihre Veröffentlichungen adoptirten und dieselbe dabei so glücklich persiflirten, daß sie die Lacher auf ihrer Seite behielten.

Der Höhepunkt ihrer Kämpfe und zugleich das Ausgezeichnetste in Ironie und Persiflage, was man sich denken kann, war das Leichenbegängniß des Calottistengenerals Torsac; das Protokoll über dasselbe und die Leichenrede ist uns erhalten geblieben, und die Akademiker geriethen über diese Calottistische Feier in eine solche Aufregung, daß sie ihren großen Einfluß bei der Regierung dahin benutzten, um die Publikationen der Calotte mit Beschlag zu belegen. Die Calotte antwortete darauf sofort in der ihr eigenthümlichen Weise. In großartiger Narrenprozession zog die ganze Armee vor das Haus des berühmten Marschalls Villars, und Aimon, der neue Calottistengeneral, beklagte sich in wohlgesetzter Rede über diese Gewaltthat. Und in der That erreichten sie vollkommen ihren Zweck, Villars eilte selbst zum Großsiegelbewahrer und bewirkte bei demselben das Aufhebungsdekret der Konfiskation der calottistischen Schriften. „Ich sehe wohl," meinte der Minister dabei zu Aimon, „daß selbst Minister sich mit Ihrer Armee nicht entzweien dürfen!"

Der wohlthätige Einfluß der Calotte konnte von da an Niemandem mehr verborgen bleiben, und so lange Aimon die Zügel dieser interessanten Bewegung in Händen hielt, blieb auch das Auftreten der Calotte bei jeder Gelegenheit ihrem ursprünglichen idealen Prinzipe, unter der Maske der Narrheit durch strenge sittenrichterliche Kritik die Zeitgenossen zu bessern, treu. Erst mit dem Tode dieses Mannes begannen sich die ersten Anzeichen des Niederganges in der Macht der Calotte zu zeigen. Zwar nahmen der König und die Minister noch die Gedichte huldvoll in Empfang, in denen der Marquis S. Martin seine Ernennung zum Calottistengeneral anzeigte, aber der neue Führer war nicht im Stande, Männer von der Leitung zurückzuhalten, welche die Bewegung zu politischen Zwecken mißbrauchten. Und damit mußte der Calotte naturgemäß das Todesurtheil gesprochen sein!

Machte schon die Beleidigung des englischen Königs und seiner Minister durch die Calotte böses Blut, so brachten die Spottgedichte, die in dem Journal der Calottisten gegen den König Friedrich Wilhelm I., seine urwüchsige Strenge und seine Vorliebe für lange Soldaten erschienen waren, Frankreich beinahe in Verwickelungen mit dem Auslande. Friedrich Wilhelm verlangte nichts Geringeres, als die Auslieferung der Spötter, und drohte in seinem Zorne mit Repressalien. Nur mit Mühe gelang es, den aufbrausenden und empfindlichen Monarchen zu besänftigen, und der Kardinal Fleury sah sich durch diesen ärgerlichen Vorfall genöthigt, der Calotte ein- für allemal jeden Ausfall gegen fremde Staatsangehörige zu untersagen.

Dieses wohlgemeinte Verbot faßten aber die Führer der Calotte als einen unberechtigten Eingriff in ihre Rechte auf, es kam zu skandalösen Auftritten, bei denen ein großer Theil der Calottisten-Armee tumultuirend vor das Haus des Ministers zog, und das Ende vom Liede war das strenge Verbot der Calotte selbst. Es wäre sicher nicht möglich gewesen, dasselbe durchzuführen, wenn man nicht im Publikum der Sache selbst bereits müde gewesen wäre. In wenigen Jahren war die ganze Bewegung, die einst in Paris so gewaltiges Aufsehen erregt hatte und eine Macht im Staate gewesen war, vergessen; der wohlthätige Einfluß aber, den die Calotte auf die Pariser Gesellschaft in ihrer Glanzzeit unter der Maske harmloser Narrheit geübt hat, ist von den Zeitgenossen vollauf anerkannt worden.

Die Feinde des Bergmanns und seine Schutzmittel.

Von

Th. Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Berufsarten, die ebenso mühselig als gefährlich und dabei doch nur kärglich lohnend sind, steht der des Bergmanns wohl in erster Reihe. Tief im Innern der Erde, entrückt dem wohlthuenden Licht der Sonne, abgeschnitten von der frischen Luft, umringt von tausend Gefahren, die ihm jeden Augenblick den Tod bringen können, so arbeitet er im Schweiße seines Angesichts, um dem Schoß der Erde ihre mannigfachen Schätze abzuringen und zum Nutzen der Menschheit an's Licht zu fördern. Kein Jahr vergeht, in welchem nicht zahlreiche schreckliche Katastrophen in Bergwerken vorkommen, wobei oft Hunderte von Arbeitern entweder verschüttet werden oder durch Erstickung ein jähes Ende finden, und die öffentliche Mildthätigkeit zur Linderung der Noth angerufen werden muß, und gerade in neuester Zeit haben zahlreiche schreckliche Unglücksfälle in verschiedenen Bergwerken die allgemeine Theilnahme erregt.

Fragen wir nun, wer ist der gefährlichste Feind des Bergbaues, so lautet die Antwort: die schlagenden Wetter.

Unter „Wetter" versteht der Bergmann die in den Gruben vorhandene Luft, sowohl die reine als die unreine. Daß eine reine atmosphärische Luft, wie wir sie gewöhnlich auf der Erdoberfläche genießen, in den oft Tausende von Metern tiefen und dabei engen Schächten der Bergwerke nicht vorhanden ist, liegt in der Natur der Sache. Dringt die Luft auch durch die winzigsten Ritzen und somit bis in die tiefsten Tiefen, so hat sie doch da unten nicht die nöthige Strömung, um sich fortwährend in genügender Weise zu erneuern, was gerade hier um so unentbehrlicher ist, als der schädlichen Ausdünstungen gar viele und starke sind.

Die atmosphärische Luft besteht — abgesehen von verhältnißmäßig geringen Beimischungen von anderen Stoffen, insbesondere Kohlensäure und Wasserdampf — in der Hauptsache aus zwei Luftarten, nämlich Sauerstoffgas und Stickstoffgas, und zwar so, daß in 100 Kubikmeter Luft 21 Kubikmeter Stickstoff und 79 Kubikmeter Sauerstoff enthalten sind. Dieses Verhältniß der Zusammensetzung ist für Menschen und Thiere das zuträglichste, indem dabei das Athmen am leichtesten erfolgt, während dagegen in reinem Stickstoffgase der Mensch erstickt, wie schon der Name besagt, und zu starker Sauerstoffgehalt der Luft eine Ueberreizung der Lungen und des ganzen Organismus erzeugt.

In den Gruben der Bergwerke sind es verschiedene Gase, welche die atmosphärische Luft verderben: erstens Stickstoffgas. Da die im Erdinnern vorkommenden Mineralien den Sauerstoff der Luft begierig aufsaugen,

so entsteht ein Uebergewicht an Stickstoff. Dazu kommt Kohlenwasserstoffgas oder Sumpfluft, welche sich massenhaft in den Klüften der Flötze entwickelt und hervordringt. Letztere Luftart erregt, wenn sie in größerer Menge der atmosphärischen Luft beigemischt ist, Schwindel und Brustbeklemmung.

Der Bergmann spricht, wie schon bemerkt, nie von Luft, sondern stets von „Wetter". Er unterscheidet frische Wetter, das heißt reine Luft, matte Wetter, das heißt sauerstoffarme Luft, entstanden infolge des Brennens der Lichter, des Athmens und der oben erwähnten Oxydation von Gesteinsbestandtheilen. Ferner kennt die Bergmannssprache böse Wetter, auch wohl saure Wetter oder Schwaden genannt, und darunter ist die stark mit Kohlensäure versetzte Luft gemeint, die namentlich durch faulendes Holz entsteht und sich mehr an der Sohle der Grubenräume findet; das gefährlichste aber sind die schlagenden Wetter oder feurigen Schwaden, das heißt ein entzündliches Gemenge von Luft und aus Steinkohlenlagern austretenden Kohlenwasserstoffgasen. Wenn diese schlagenden Wetter auch nicht giftig wirken, so machen sie doch das Athmen höchst beschwerlich, und kommen sie mit einer offenen Flamme in Berührung, so führen sie eine Explosion herbei, die am stärksten ist, wenn das Kohlenwasserstoffgas den neunten Theil der Luft beträgt. Die dabei eintretende Erschütterung der Luft ist so heftig, daß die an der Stelle befindlichen Personen zu Boden geschlagen und zerschmettert werden.

Diese Gase, welche bei der Bildung der Steinkohlen

aus Pflanzenstoffen durch Verwesung und Vermoderung entstehen, strömen beim Anhauen der Steinkohlenflötze oft mit hörbarem Geräusch ähnlich dem Kriechen von Krebsen, langsam oder auch aus stärkeren Quellen (sogenannten Bläsern) heftig in die Grubenräume aus, sammeln sich an der Decke derselben an und können, wenn sie sich nicht in zu großen Mengen entwickeln, durch vorsichtiges Abbrennen unschädlich gemacht werden. Sind sie aber in reichlicher Menge vorhanden, so lassen sie sich nur durch eine kräftige Ventilation entfernen.

Zur Beschaffung von frischer Luft an die nöthigen Punkte in den Grubenräumen sind in allen Schächten sogenannte Wettermaschinen angebracht, welche theils atmosphärische Luft von der Erdoberfläche in die Tiefe führen (sogenannte Wetterbläser) oder die verdorbene Luft wegsaugen (Wettersauger).

Diese Einführung frischer Luft, die von höchster Wichtigkeit ist, nennt der Bergmann Wetterwechsel. Um letzteren beständig zu unterhalten, legt man sogenannte Wetterstollen an, das heißt Grubenbaue, welche etwas ansteigend von oben her in das Gestein getrieben und bis zur Grube geführt werden. Dabei sucht man es möglichst so einzurichten, daß die zu Tage liegende Oeffnung des Stollens, das sogenannte Mundloch, nicht an die Sonnenseite zu liegen kommt, weil sonst die Wärme, welche durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen erzeugt wird, dem Entweichen der bösen Wetter aus dem Schachte hinderlich sein würde. Besonders aber muß bei der Anlage der Baue darauf gesehen werden, daß die Ausgänge solcher

von einander entfernter Schachte, die unterirdisch verbunden werden, auf der Oberfläche in verschiedenen Ebenen liegen; denn da die Temperatur der äußeren Luft sehr selten mit der in der Grube übereinstimmt, so entstehen zwei Luftsäulen von verschiedener Schwere, von denen durch die dichtere die minder dichte und deshalb leichtere verdrängt und so eine ununterbrochene Zuführung guter Wetter bewirkt wird. Auch darf der Durchgang der äußeren Luft durch die Grubenräume nicht auf dem kürzesten Weg erfolgen, sondern dieselbe muß zu Umwegen durch alle Strecken gezwungen werden, was durch sogenannte Wetterthüren bewirkt wird. Als weitere Mittel, den Luftzug in den Gruben zu reguliren oder zu befördern, sind außerdem Wetterthürme in Gebrauch, das heißt: bei der Mündung zweier Schächte auf gleichem Niveau über dem einen Schacht aufgestellte Thürme, durch welche die nöthige Differenz des Niveau's hergestellt wird; auch bringt man über der Mündung eines Schachtes einen Aufsatz (Wetterhut) an, um den Wind aufzufangen und in die Grube zu leiten.

Oft aber ist die Oertlichkeit derart, daß sich ein natürlicher Wetterzug nicht für sämmtliche Grubengänge einrichten läßt, und dann muß ein künstlicher angebracht werden, welcher mit Hilfe der Wärme zum Ziele zu kommen sucht. Zu diesem Zwecke werden inner- und außerhalb der Bergwerke sogenannte Wetteröfen, das heißt von Mauerung umschlossene Räume, auf deren Rost ein Feuer brennt, angelegt, die eine solche Lage erhalten, daß die kalte Luft alle Baue durchströmt, bevor sie in den über

dem Feuer befindlichen luftverdünnten Raum gelangt. Noch eine andere Methode der Luftzuführung ist die durch das Einfallen eines Wasserstrahls in einen tiefen Punkt der Grube, da das Wasser Luft aufnimmt, die es wieder abgibt, sobald ein Strahl desselben auf einen festen Körper niederfällt, an dem er zerstiebt.

Man sieht, der grübelnde Menschenverstand hat auf Grund physikalischer Erfahrungen eine Menge von Vorkehrungen ausfindig gemacht, um die unerläßlichste Funktion des Bergmannes in der Tiefe, das Athmen, trotz aller feindlichen Einflüsse in Gang zu erhalten. Allein alle diese Hilfsmittel erweisen sich doch nicht immer als ausreichend.

In den meisten Fällen, das heißt bei sauren und matten Wettern, ist es das Grubenlicht, welches den Bergmann warnt. Ist die Luft auch nur in geringem Maße mit Kohlensäure überladen, so nimmt die Flamme eine röthliche Trübung an, und dann ist es Zeit, daß er sich zurückzieht, denn wenn die Menge der Kohlensäure ein Viertel der Luft beträgt, dann erlischt das Licht ganz. Bei schlagendem Wetter aber erfolgt sofort eine Explosion, und der Bergmann ist unrettbar verloren. Da nun aber ein Beleuchtungsmittel bei der Arbeit im dunklen Schachte unentbehrlich ist, so wäre die Thätigkeit des Bergmannes sehr in Frage gestellt, wenn die Wissenschaft nicht auch hier mit einer höchst nützlichen Erfindung eingetreten wäre.

Dies ist die von dem englischen Chemiker Humphry Davy 1815 erfundene und nach ihm benannte Sicher-

heitslampe. Ihre Konstruktion beruht auf der Eigenschaft von Metalldrahtgewebe, dem Umsichgreifen der Flamme zu wehren, und soll den Bergmann vor den schlagenden Wettern schützen, welche, wie schon erwähnt, explodiren, sobald man sich denselben mit einem offenen Lichte nähert. Bei der Davy'schen Sicherheitslampe ist die Flamme der Grubenlaterne von einem allseitig geschlossenen Cylinder aus engmaschigem Drahtgeflecht (115 Oeffnungen auf 1 Quadratcentimeter) umgeben und dadurch vollständig von der äußeren Luft abgeschlossen. Dringt nun das explosive Gasgemisch in die Lampe ein, so entzündet es sich zwar in derselben, allein die Flamme schlägt nicht durch das Drahtgewebe nach außen, weil ihr durch das Metall zu viel Wärme entzogen wird.

Diese Lampe ist längst in allen Bergwerken eingeführt, und ohne sie fährt kein Bergmann in die Grube; allein Unglücksfälle infolge schlagender Wetter haben deshalb doch nicht aufgehört.

Kommt der Bergmann mit einer solchen Lampe an einen Ort des Schachtes, der etwas Kohlenwasserstoffgas enthält, so verlängert sich sofort die Flamme. Beträgt der Gehalt an dem gefährlichen Gase den zwölften Theil der Luftmenge, so füllt sich der ganze Drahtcylinder mit einer schwachen blauen Flamme, innerhalb welcher man die Flamme des Dochtes hell und glänzend fortbrennen sieht. Steigt der Gehalt auf ein Sechstel oder ein Fünftel des Volumens, so verschwindet die Flamme des Dochtes in der Flamme des schlagenden Wetters, die dann den Cylinder mit sehr starkem Lichte erfüllt. Ist aber das

Verhältniß so, daß ein Drittel Wasserstoffgas vorhanden ist, so erfolgt in der Lampe eine die Flamme erstickende Explosion, jedoch ohne daß sich dieselbe nach außen fortpflanzte.

Diese stufenweis eintretenden Kennzeichen wären also genügend, dem Bergmann bei gehöriger Aufmerksamkeit und Vorsicht als Warnungssignale zu dienen und ihn in Momenten der Gefahr zur Rettung zu führen, zumal durch eine besondere höchst sinnreiche Einrichtung mittelst Platindraht auch im Falle des Erlöschens der Lampe doch noch ein Lichtschimmer verbleibt, mit Hilfe dessen der Bergmann den Rückweg finden kann. Woher kommt es nun also, daß dieses Schutzmittel, wie es scheint, dennoch oftmals versagt? Da bei solchen Katastrophen Keiner lebend davon kommt, so ist die Untersuchung über diese Frage sehr erschwert und kann sich nur auf Vermuthungen erstrecken. In vielen Fällen mag eine defekte Lampe die Schuld tragen, wenn ein Bergmann mit einer solchen an einem gefährlichen Orte arbeitet, und dann werden die übrigen an derselben Stelle anwesenden Leute infolge der entstehenden blitzartigen Explosion mit in's Verderben gerissen. Oder der Bergmann ist unvorsichtig genug, die Lampe zu öffnen, um vielleicht am Dochte etwas zu ändern, obwohl dies streng verboten ist. Aber die beständige Nähe der Gefahr macht den Menschen nur zu oft leichtsinnig und verwegen. Jedenfalls kann man annehmen, daß immer eine Unregelmäßigkeit und eine zweckwidrige Behandlung der Lampe vorlag, wenn trotz ihres Gebrauches eine Katastrophe eintrat.

Ein anderer Bergtechniker, Namens Müseler, konstruirte eine Lampe, welche bei Anwesenheit von schlagenden Wettern und bei starker Bewegung erlischt, so daß die Arbeiter gezwungen sind, einen gefährlichen Ort sogleich zu verlassen. Diese namentlich in Belgien, Nordengland und Wales vielfach eingeführte Lampe ist aber etwas komplicirt und gibt wenig Licht. Ebenso hat man verbesserte Konstruktionen der Sicherheitslampe (oder des „Geleuchtes", wie der Bergmann sagt) von Düsmenil, Stephenson, Herold, Morison, Elvin, Reuland, Heubach u. A., welche in dieser oder jener Beziehung vortheilhafter sind, im Wesentlichen aber die Davy'sche nicht erheblich übertreffen. Sie alle schützen nur so lange, als die Maschen des Drahtgewebes unversehrt bleiben und nicht in's Glühen kommen.

Neuere Untersuchungen haben übrigens ergeben, daß sich die Flamme der schlagenden Wetter nach außen hin fortpflanzt, wenn die Luft durch einen Sprengschuß oder dergleichen stark erschüttert wird. Auch dieser Umstand dürfte mitunter die verhängnißvolle Veranlassung zu einem Grubenunglück gegeben haben. Ueberhaupt wirken hier wohl noch manche an sich für ungefährlich gehaltene Erscheinungen mit ein. So wird von Sachverständigen als zweifellos angenommen, daß bei der furchtbaren Katastrophe in den Kohlengruben von Camphausen im März 1885 der feine Kohlenstaub, mit welchem die Luft in den dortigen Schächten mehr als in manchen anderen Bergwerken stark geschwängert zu sein pflegt, eine Hauptursache der Explosion gewesen sei. Ein nachhaltiges Gegenmittel gegen diesen Uebelstand hat man bis jetzt nicht, namentlich da nicht, wo die Qualität

der Kohle so zum Zerstäuben geneigt ist, wie bei den Saarkohlen. Wohl aber haben die auf Veranlassung der preußischen Regierung in neuester Zeit speziell über diesen Punkt angestellten Untersuchungen ergeben, daß die Anwendung von gewöhnlichem Pulver zu Sprengungen in Bergwerken, die reich an Kohlenstaub sind, oder in denen sich schlagende Wetter leicht entwickeln, überaus gefährlich ist, während dagegen im Dynamit ein Sprengmittel vorhanden ist, welches den gefährlichen Kohlenstaub weder für sich allein, noch bei gleichzeitiger Anwesenheit gewisser Mengen von Grubengas zur Entzündung bringt. In all' den oben bezeichneten Bergwerken sollte daher die Anwendung des gewöhnlichen Schießpulvers untersagt werden.

Die Explosionen durch schlagende Wetter sind aber nicht die einzige Feuersgefahr, welche den Bergbau bedroht; nicht selten entzünden sich auch in Steinkohlen-, wie in Braunkohlengruben die Kohlenflötze von selbst und es entstehen dann unterirdische Brände, die unter Umständen einen ganzen Schacht ergreifen und vernichten können. Hie und da mögen wohl vulkanische Einflüsse dabei im Spiele sein; mit ziemlicher Sicherheit nimmt man dies zum Beispiel in Planitz bei Zwickau in Sachsen an, wo ein solcher Brand schon Jahrhunderte lang fortdauert, allen Löschversuchen getrotzt hat und beständig nach der Oberfläche der Erde hin eine so starke Wärme ausströmt, daß darauf eine großartige Treibhausgärtnerei mit vorzüglichem Palmenhaus angelegt werden konnte. Diese letztere erhielt sich mehrere Jahrzehnte hindurch in Flor, mußte aber in letzter Zeit aufgegeben werden, da der Boden bedeutende Ein-

senkungen erlitt und das mit der Gärtnerei verbundene Wohnhaus einzustürzen drohte. Im vorigen Jahrhundert äußerte sich der unterirdische Brand dort noch viel heftiger als jetzt, aus verschiedenen Erdspalten drangen unabläßig dicke Rauchsäulen hervor, im Winter blieb nirgends Schnee liegen, und die Häuer (Bergleute), welche in benachbarten Gruben arbeiteten, konnten vor Hitze keine Kleider anbehalten, ja, die Schuhe fielen ihnen gewöhnlich nach einiger Zeit versengt von den Füßen.

Diesen Zustand, der sich in den Gruben durch einen eigenthümlichen stechenden, den Athem benehmenden Geruch ankündigt, bezeichnet die Bergmannssprache mit „brandigen Wettern".

Häufig werden die Entzündungen beim Aushauen der Gruben dadurch herbeigeführt, daß die äußere Luft zu den erhitzten Flötzen dringt; im Uebrigen soll die Zersetzung von Schwefelkiesen, mit welchen die Kohlenlager in der Tiefe immer mehr oder minder durchsetzt erscheinen, der Entstehung eines Brandes sehr günstig sein. Namentlich alte, verlassene Grubenfelder gerathen, wenn sie nicht gehörig ausgeräumt und wieder zugeworfen und verdämmt werden, leicht von selbst in Brand. Die meisten Steinkohlenbergwerke und viele Braunkohlenschächte in Böhmen, am Habichtswald und auf dem Westerwalde haben solche unterirdische Brandfelder aufzuweisen.

Allein nicht nur der Gefahr des Erstickens und Verbrennens ist der Mensch ausgesetzt, der die Eingeweide der Erde nach Schätzen durchwühlt, auch das Wasser gehört zu seinen Feinden, und schon so mancher ergiebige Schacht

hat sein jähes Ende — wie der Bergmann spricht — durch „Versaufen" gefunden. Die aus den Gesteinen hervorbringenden und aus mannigfachen Ursachen im Innern der Gruben sich ansammelnden Wasser aus den Bauen zu entfernen, ist daher eine Hauptaufgabe des Schachtbetriebes. Auch in dieser Beziehung hat die Technik der neueren Zeit mit Hilfe der Dampfmaschinen ganz außerordentliche Fortschritte gemacht, und hiebei sind es namentlich die sogenannten Plungerpumpen, welche sich als höchst zweckdienlich erwiesen haben. Dieselben kamen zuerst in Zinnerzgruben in Cornwallis, dann auch in Steinkohlenschächten in Schlesien und Saarbrücken mit Erfolg zur Anwendung, und haben seitdem noch in vielen anderen Bergwerken Eingang gefunden.

Schließlich noch ein Wort über die Beleuchtung der unterirdischen Gänge in Bergwerken, die natürlich auf die Grubenlichter der Bergleute nicht beschränkt bleiben kann. Sind diese letzteren auch dem Arbeiter „vor Ort" unentbehrlich, so bedürfen doch die Hauptstrecken und Füllplätze einer umfassenderen Beleuchtung, und zu diesem Behufe dienten in den letzten Jahrzehnten fast durchgehends Gaslaternen, welche durch entsprechende Leitung aus Apparaten von oben her gespeist wurden. Allein auch das ist nun bereits ein überwundener Standpunkt. Die Elektrizität hat auch hier schon vielfach siegreich das Gas verdrängt, und ebenso wie man in neuerer Zeit Bahnhöfe, Tunnels, Leuchtthürme, Verkaufshallen, freie Plätze und Fabriksäle erfolgreich mit elektrischem Lichte erhellt, ebenso hat man dasselbe auch für den Bergbau nutzbar gemacht und damit

sowohl in Bezug auf allgemeine Helligkeit und Schönheit des Lichtes als auf Reinhaltung der Luft und Ausschluß der Feuersgefahr einen bedeutenden Fortschritt gemacht.

Alles in Allem genommen, ersieht der freundliche Leser aus diesen kurzen Andeutungen, unter welchen vielgestaltigen Gefahren die Schätze der „Mutter Erde" aus ihrem Schoße geholt werden müssen, und daß, soviel auch Wissenschaft und Technik in immer steigendem Maße zum Schutze des Bergmannes zu leisten vermögen, es doch niemals gänzlich gelingen wird, den Aufenthalt in der Tiefe zu einem gesicherten und die „Dämonen des Berges" gänzlich unschädlich zu machen.

Das Haus Soissons.

Historische Skizze

von

Th. Justus.

(Nachdruck verboten.)

Unter allen Ereignissen, die im Anfang der Regierung Ludwig's XIV. die elegante Gesellschaft von Paris in Erregung versetzten, hat kaum eines solches Aufsehen gemacht, als die Kunde von der Vermählung der gefeierten Olympia Mancini, der Nichte des allmächtigen Kardinals Mazarin, mit dem Grafen Eugen Moritz v. Soissons.

Keinem am ganzen Hofe war es ein Geheimniß, daß der König selbst eine lebhafte, ja leidenschaftliche Neigung für die schöne und geistvolle Italienerin empfand. Es gab ihrer nicht Wenige, die geglaubt hatten, daß über kurz oder lang das königliche Diadem ihre stolze Stirne schmücken werde, Andere freilich, die den leicht entzündlichen und wankelmüthigen, dabei aber doch von dem Bewußtsein seiner hohen Würde allezeit erfüllten Sinn des jungen Herrschers besser kannten, hatten stets an der Ansicht festgehalten, daß der König an eine Heirath nicht denke — und sie hatten Recht behalten.

Es war am Tage der Hochzeit. Die feierliche Vermählung der schönen Olympia mit dem Grafen v. Soissons

hatte bereits stattgefunden, und die glänzende Hochzeitsgesellschaft wogte durch die prächtigen Räume des Hotels Soissons. Da entstand am Eingange des Saales plötzlich eine Bewegung; zu beiden Seiten wichen die Gäste ehrerbietig auseinander und ein Flüstern: „Der König!" ging durch ihre Reihen. Und in der That, unter dem Thürbogen erschien die Gestalt des jugendlichen Herrschers. Mit dem ihm eigenen leichten und doch so unbeschreiblich vornehmen Anstande schritt Ludwig XIV. nach einem halb flüchtigen, halb verbindlichen Gruße zur Rechten und zur Linken auf das Hochzeitspaar zu.

„Ah, mein Herr Graf v. Soissons, ich frage Sie, ist es loyal, daß man seine nächsten Freunde ausschließt von seinem höchsten Fest- und Ehrentage?"

„Sire," stammelte der Graf betroffen, „ich wußte in der That nicht —"

„Daß es mich freuen würde, Zeuge Ihres Glückes zu sein? O, das bedauere ich! Aber Sie, Madame, nicht wahr, Sie haben es gewußt, und Sie zum Mindesten sind nicht überrascht, daß es mich drängt, Ihnen meine Glückwünsche zu Füßen zu legen?"

Die Gräfin verneigte sich tief. „Sire, mein Herz ist stets von dem Bewußtsein durchdrungen gewesen, welch' ein köstliches Besitzthum die Freundschaft" — sie betonte das Wort leicht — „des Königs von Frankreich ist."

„Aber doch nur die auf Treue gegründete Freundschaft, Madame, und zum Zeichen dieser Treue gestatten Sie mir, Ihnen ein kleines Andenken zu überreichen, das Sie erinnern möge an Ihren König und an den heutigen Tag."

Er übergab ihr bei diesen Worten einen aus Diamanten gebildeten Blumenstrauß, ein Meisterstück der Juwelierkunst, wie es in dieser Vollendung noch keiner von all' den Anwesenden jemals gesehen.

Während die Gräfin sich über des Königs Hand beugte, um sie zu küssen, und ihr Gemahl aufrichtige Dankesworte sprach, wandte sich der König mit einer gnädigen Anrede den übrigen Gästen zu, aber immer wieder kehrten seine Huldigungen zurück zu Derjenigen, welche heute die Königin des Festes war und die in dieser Stunde mit einem Gefühle stolzer Freude und Genugthuung sich bewußt ward, sie stehe in seiner Schätzung höher denn je.

Diesem ersten Besuche des Königs im Hotel Soissons folgte eine Reihe anderer. Kaum jemals öffneten sich an den Empfangsabenden die glänzenden Räume der Gräfin, ohne daß unter den Gästen auf längere oder kürzere Zeit auch der König erschienen wäre. Die auffällige Gunst, welche er der schönen, geistvollen Frau zuwandte, war nur zu sehr geeignet, Feinde und Neider zu erwecken. Jahre lang widerstand Ludwig ihren Einflüsterungen, aber endlich siegte doch die Kabale. Man wußte den König zu überzeugen, daß allerhand Intriguen, die man gegen ihn angezettelt, von keinem anderen Orte ihren Ausgangspunkt könnten genommen haben, als vom Hotel Soissons, und ein Dekret des Königs verbannte plötzlich die Bewohner desselben auf unbestimmte Zeit vom Hofe und wies ihnen eines ihrer Güter im Süden Frankreichs zum Aufenthaltsorte an.

Die Gräfin war wie zerschmettert von diesem Schlage,

während ihr Gemahl die Ungnade des Königs leicht ertrug. Er, der in seiner edlen Einfachheit niemals daran gedacht, sich um die Gunst der Großen zu bewerben, fühlte sich wohler in der Freiheit des Landlebens, als unter dem Druck der goldenen Ketten, mit denen er an den Hof gefesselt gewesen. Mit sehr gemischten Gefühlen hielt er daher, nachdem die Verbannung fünf Jahre gewährt, das königliche Schreiben in seiner Hand, das in äußerst gnädigen Ausdrücken ihn und seine Gattin nach Paris und an den Hof zurückberief. Nur schweren Herzens entschloß er sich, dem Befehl des Königs zu folgen und nach Paris zurückzukehren.

Kaum hatten die beiden Gatten, nachdem sie von dem König in auszeichnender Weise empfangen worden, sich in Paris wieder heimisch gemacht, als der Graf durch einen schnellen Tod den Seinen entrissen ward, tief und aufrichtig betrauert von seiner Gattin, heiß beweint von seinen Kindern.

So lange es die übliche Trauerzeit erheischte, blieb das Hotel Soissons für Feste jeglicher Art geschlossen. Dann aber fing die Gräfin an, ihre Salons den Freunden wieder zu öffnen, und auch Ludwig XIV. erschien wieder häufig in ihren Cirkeln.

Auch an dem Abend, wo zum ersten Male nach des Grafen Tode die gesellige Zusammenkunft im Hotel Soissons wieder den Charakter eines wirklichen Festes trug, schien Alles darauf hinzudeuten, daß der König dasselbe mit seiner Gegenwart beehren werde. So oft die großen Doppelthüren sich öffneten und der Hausintendant die Namen der

Eintretenden verkündete, erwarteten sämmtliche Gäste, daß der des Königs von seinen Lippen fallen werde. Allein immer noch vergebens. Wieder einmal stampfte der silberbeschlagene Stab des Huissiers auf den Boden, wieder wandten sich die Blicke mit einer gewissen Spannung der Thüre zu, aber nicht der König war es, der in der Oeffnung derselben erschien, sondern zwei ältere Herren überschritten die Schwelle. Der Eine war der als Mensch wie als Staatsmann in gleich hoher Achtung stehende Graf de Lionne; der Andere, dessen Name in dem Gemurmel der Konversation den Meisten nicht deutlich zu Gehör kam, war eine durchaus fremde Erscheinung. Graf de Lionne, nach allen Seiten verbindlich grüßend, durchschritt rasch die verschiedenen Gruppen, um sich mit seinem Begleiter der Herrin des Hauses zu nähern.

„Erlauben Sie mir, gnädigste Gräfin," sagte de Lionne, mit feinem, ritterlichem Anstande ihr die Hand küssend, „Ihnen einen alten Bekannten vorzustellen und denselben so auf die denkbar angenehmste Art in unseren Kreisen wieder heimisch werden zu lassen."

Einen Augenblick verweilten Madame Olympia's Blicke halb verwundert auf den etwas müden und welken Zügen des Neuangekommenen, dann streckte sie ihm beide Hände entgegen: „Vardes, mein theurer Marquis, wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen!"

„Gestern erst bin ich nach Paris zurückgekehrt, Madame," versetzte der Angeredete, die beiden Hände der schönen Frau in halb zärtlicher, halb ehrerbietiger Weise küssend, „aber nachdem ich mich den Majestäten vorgestellt,

wohin hätte mein Weg da anders gehen können, als zu Derjenigen, die ich in meinem Herzen stets meine theuerste Freundin genannt?"

Sie hieß ihn Platz nehmen an ihrer Seite und sprach lebhaft und angeregt zu ihm; wünschte sie doch die Empfindungen möglichst zu verbergen, die in diesem Augenblicke auf sie einstürmten. War das Vardes, der schöne, geistreiche, glänzende Vardes, der einst die Zierde, das belebende Element des ganzen Hofes gewesen war? Zu diesem gealtert, ja fast gebrochen aussehenden Manne hatte sich der lebensprühende Cavalier verwandelt, der seine einstige Intimität mit dem Könige mit langjähriger Verbannung hatte büßen müssen? Er las die Gedanken von ihrer Stirn und sagte melancholisch: „Ach, Gräfin, die Jahre, die man fern von diesem unvergleichlichen Paris verlebt, zählen nicht doppelt, sondern drei- und vierfach. Mich haben sie zum alten Manne gemacht."

Die Mitternachtsstunde war längst überschritten, und Einige aus der Gesellschaft begannen an den Aufbruch zu mahnen, als der Graf de Lionne auf eine Fensternische zutrat, in der, halb von den schweren dunkelrothen Sammetvorhängen verdeckt, sich die kleine, schmächtige Gestalt eines etwa siebenzehnjährigen Jünglings zeigte.

„Ah, mein junger Freund, hat man einmal die Freude, Sie in den Salons Ihrer Frau Mutter zu erblicken? Man ist es leider allzusehr gewohnt, Sie sich in das Studium der Kirchenväter versenkt vorzustellen!"

„Wenn Sie statt dessen sagten, in das Studium des Cäsar und des Tacitus, so würden Sie der Wahrheit un-

gleich näher kommen, Herr Graf!" entgegnete der Jüngling, aus dessen unschönem, olivenfarbigem Antlitz ein Paar mächtige dunkle Augen sich auf den Sprecher richteten.

„Ah!" sagte der Graf überrascht, „ich glaubte aus dem Munde des Königs gehört zu haben, daß Sie dem geistlichen Stande —"

„Aus dem Munde des Königs!" unterbrach ihn der junge Mann, und seine eigenthümlich geformte kurze Oberlippe kräuselte sich verächtlich; „aus meinem Munde, Herr Graf, hat immer und allezeit Jeder, der darnach gefragt, hören können, daß ich niemals den geistlichen Stand als Beruf wählen werde."

Der Aufbruch ward in diesem Augenblicke allgemein; Bardes trat zu dem Grafen, um ihm mitzutheilen, daß die Karossen vorzufahren begännen. Als sie dann, nachdem sie von der Dame des Hauses sich verabschiedet, neben einander in dem Wagen saßen, fragte der Marquis: „Wer war der junge Mensch mit dem unschönen, aber bedeutenden Gesicht, mit dem ich Sie im Gespräch fand?"

„Das war Madame Olympia's jüngster Sohn," entgegnete de Lionne, „und ich sage Ihnen, Marquis, dieser junge Mensch wird dereinst noch Vieler Blicke auf sich ziehen und mehr als nur vorübergehend von sich reden machen!"

„Möglich!" meinte Bardes. „Wenn er den Ehrgeiz seiner Mutter geerbt hat, so kann er es zu etwas bringen, da er sich ja der Gunst des Königs —"

„Der König, mein theurer Bardes," unterbrach ihn

Graf de Lionne mit tiefem Ernst, „der König wird das Haus der Gräfin Soissons nie wieder betreten."

„Sie erschrecken mich!" rief Vardes aus, „ist etwas vorgefallen?"

„Marquis, Sie sind der älteste Freund der Gräfin, Sie haben ihr einstmals sehr nahe gestanden. Darum lege ich Ihnen die dringende Bitte an's Herz: wachen Sie über ihre Sicherheit! Ihr droht ein Schlag, so unheilvoll und vernichtend, wie noch keiner sie getroffen. Meine Zunge ist gefesselt, mich bindet ein Ehrenwort, das ich nicht brechen darf. Den einzigen Anhalt, den ich Ihnen geben kann, ist ein Name. Er lautet: Desgrais!"

„Desgrais, der furchtbare Gefreite der Kriminalpolizei in Verbindung gebracht mit einer Dame wie die Gräfin v. Soissons — es ist nicht möglich! Was für eine teuflische Kabale ist hier in Scene gesetzt worden?"

„Ich kann Ihnen leider nicht die geringste Auskunft weiter geben," sagte der Graf traurig. „Nur das rufe ich Ihnen zu: wollen Sie handeln, so handeln Sie bald! In kurzer Zeit möchte es zu spät sein!"

Den Kopf in die Hand gestützt, saß in vorgerückter Abendstunde die Gräfin v. Soissons einsam in ihrem Boudoir vor dem Kamin und sah nachdenklich dem Erlöschen der Kohlen zu, als ein leises Geräusch sie aufblicken machte. Fast unmerklich öffnete sich in der Ecke des Kabinets eine Tapetenthüre, welche den Zugang zu einer in die Mauer eingelassenen schmalen Treppe bildete.

Die letztere ward, außer von der Gräfin selbst, nur von ihrer vertrauten Kammerfrau und auch von dieser nicht anders, als in ganz besonderer Veranlassung betreten. Unangenehm berührt durch die unwillkommene Störung wollte die Dame eben fragen, was es gebe, als sie auf einmal gewahrte, daß nicht ihre Kammerfrau, Madame Bernard, sondern die Gestalt eines Mannes in dem Zimmer stand. Erschrocken fuhr sie aus ihrem Sessel in die Höhe.

„Verzeihung, Gräfin!“ sagte der Eingetretene, den Mantelkragen niederschlagend, „ich bin es, der Marquis de Vardes, der in dringenden Angelegenheiten zu Ihnen kommt.“

„In der That, Marquis, diese Angelegenheiten müssen sehr dringender Natur sein,“ entgegnete sie befremdet, „da Sie zu so ungewöhnlicher Stunde in so ungewöhnlicher Weise Gehör bei mir suchen!“

„Lassen Sie uns die Zeit nicht mit nutzlosen Vorreden verschwenden!“ bat er gepreßt. „Gräfin, Ihre Ehre, Ihre Freiheit, vielleicht Ihr Leben ist in Gefahr. Ich komme, um Sie zu beschwören: fliehen Sie noch in dieser Nacht, ich habe alle Vorbereitungen getroffen, um Ihnen sicheres Geleit zu verschaffen. Auf belgischem Boden erst dürfen Sie sich für gerettet halten, und Lüttich muß das vorläufige Ziel Ihrer Flucht sein.“

Die Gräfin war einen Schritt zurückgetreten. „Ich verstehe Sie nicht!“ sagte sie stolz. „Für meine Ehre wäre zu fürchten? Freiheit und Leben will ich vorläufig noch ganz aus dem Spiele lassen. Ich frage Sie aber,

wer wagt es, die Ehre der Gräfin v. Soissons anzutasten? Und gäbe es Jemand, der frech genug dazu wäre — verlangen Sie etwa von mir, ich sollte in solchem Falle feige das Feld räumen, ohne auch nur zu fragen, was für elende Anklagen man gegen mich vorzubringen die Stirn hat?"

„O, mein Gott!" stöhnte er, „die Zeit verrinnt, und die Minuten sind so kostbar, so unersetzlich! Olympia Mancini, haben Sie jemals Ursache gehabt, mich für Ihren Freund zu halten, so beantworten Sie mir eine einzige Frage: haben Sie je jemals in irgend einer Beziehung zu jenem Weibe gestanden, das unter dem Namen Voisin sich in den Akten der Kriminaljustiz eine so fluchwürdige Berühmtheit erworben?"

Ein jähes Zucken erschütterte Olympia's stolze Gestalt; Bardes sah es und rang in stummer Verzweiflung die Hände.

„Ja!" sagte sie nach einem tiefen Athemzuge, „ich gestehe es mit Schamröthe, einmal, ein einziges Mal habe ich das Quartier jenes elenden Weibes im Faubourg St. Germain aufgesucht."

„Und was, Gräfin, ich beschwöre Sie, suchten Sie in jener Höhle des Verbrechens?"

„Ich war thöricht genug, Bardes, mir durch jenes Weib, von dessen Prophetengabe man mir so wunderbare Dinge erzählt, einen Blick in die Zukunft verschaffen zu wollen. Der Ehrgeiz ist meine Leidenschaft, ich leugne es nicht, und so wünschte ich zu wissen, ob sich die Huld des Königs in gleicher Weise mir wieder zuwenden werde, wie sie es vor meiner Verbannung gethan. Darum und

nur darum ließ ich mich verleiten, die Voisin aufzusuchen; daß sie eine abgefeimte Verbrecherin sei, ahnte ich ja damals noch nicht. Dieser Schritt war thöricht, unüberlegt, ich leugne es nicht; wer aber ist befugt, seinethalben Rechenschaft von mir zu fordern?"

Bardes schüttelte traurig den Kopf. „Ach, Madame, es ist nicht das erste Mal, daß ein scheinbar unbedeutender Schritt die verhängnißvollsten Folgen nach sich zieht! Der Kommissär Picard, Louvois' Geschöpf, behauptet, erst jetzt, bei nochmaliger genauer Nachsuchung ein Buch gefunden zu haben, und dieses Buch — ich bin fest überzeugt, es war längst in seinen Händen und man bedient sich desselben, sei es in seiner ursprünglichen, sei es in gefälschter Gestalt, so oft die Gelegenheit es wünschenswerth erscheinen läßt — dies Buch enthält das Verzeichniß aller derjenigen Personen, welche jemals den Rath und die Hilfe der Voisin nachgesucht haben. Sie dürfen es sich nicht verhehlen, daß bei dem schändlichen Gewerbe, welches die Voisin betrieb und dem die Wahrsagerei nur als Deckmantel und Aushängeschild diente, der Kriminalpolizei alle Diejenigen, die mit jener Person in irgendwelcher — geschäftlichen Beziehung standen, bis auf Weiteres als Mitschuldige gelten. Zu groß ist die Zahl Derjenigen, welche aus den Händen dieser zweiten Brinvilliers die — „Successionspulver", die Wittwer- und Wittwentränke erhalten haben!"

„Unerhört!" rief die Gräfin außer sich, indem sie beide Arme zum Himmel erhob, „so wagt man, meinen reinen Namen anzutasten!"

„Noch mehr, Madame! Meine Zunge sträubt sich, die Beschuldigung auszusprechen, aber ich wiederhole nur eine Aeußerung, die mein Gewährsmann aus dem Munde des gegenwärtig allmächtigsten Mannes am Hofe, des Ministers Louvois, vernommen: ‚Die Gräfin wird sich zu verantworten haben, ob ihr Besuch bei der Voisin nicht mit dem so auffallenden und plötzlichen Tode ihres Gemahls in Verbindung stand.‘“

Ein Schrei brach aus der Brust der Gräfin, so markerschütternd, daß Vardes zusammenfuhr. „Louvois, Marquis? Sagten Sie Louvois? O, nun ist mir das ganze höllische Komplott klar. Louvois haßt mich und strebt mit allen Mitteln dahin, mich zu verderben, weil ich seinem Sohne, diesem offenkundigen Wüstling, die Hand meiner Tochter verweigerte. Teuflischeres hätte kein Dämon der Hölle ersinnen können! Ich den vergiften, zu dem ich von dem ersten Tage unserer Ehe an als zu einem Urbilde von Reinheit und Selbstlosigkeit aufgeblickt habe! Es ist wahr, ich brachte keine Liebesleidenschaft mit in diese Ehe, aber ich habe meinen Gatten verehrt und werde ihn verehren, so lange noch ein Athemzug in mir lebt! Führen Sie mich zu Louvois, Marquis! Ihm in's Angesicht will ich's sagen, daß er ein tückischer Bösewicht ist, durch die Straßen von Paris will ich's schreien, falls der König sich weigern sollte, mir die eklatanteste Genugthuung zu verschaffen!“

„Gräfin,“ brach Vardes aus, „es ist Alles, Alles vergebens. Vielleicht in dieser Stunde schon, spätestens am morgenden Tage wird im Kabinet des Königs der Ver-

haftsbefehl unterzeichnet, der Sie — der Bastille überliefert. Nichts kann Sie diesem Schicksal entziehen, nichts Sie retten, als augenblickliche, schleunige Flucht!"

Ihre Augen öffneten sich weit, wie ein Steinbild starrte sie ihn an. „Ja, Sie haben Recht!" sagte sie dann tonlos, „wenn man gegen eine Frau von meinem Stande einmal einen Verhaftsbefehl erlassen hat, so wird man das Verbrechen auch vollenden und mich das Schaffot besteigen lassen."

„Sie willigen also in die Flucht, Madame?" drängte Bardes.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen!" rief sie, beide Hände vor ihr Antlitz schlagend, aus, während ein konvulsivisches Schluchzen ihren Körper erschütterte.

„Gut, ich gebe Ihnen eine Viertelstunde Zeit zum Einpacken Ihrer Pretiosen, sowie Ihrer unentbehrlichsten Effekten; mit dem Morgengrauen müssen Sie schon weit von Paris entfernt sein. In einer Viertelstunde erwarten Sie mich unten an der kleinen Pforte, zu welcher jene Treppe hinunter führt. Vermeiden Sie Alles, was Aufsehen erregen könnte, ziehen Sie Niemand von der Dienerschaft in's Vertrauen. Picard hat seine Spione überall. Ein Wort, eine Miene kann Alles verderben."

„Aber meine Kinder, meine armen Kinder!" rief die unglückliche Frau händeringend. „Darf ich denn nicht wenigstens von ihnen noch Abschied nehmen?"

„Nein!" rief Bardes, sich gewaltsam zur Härte zwingend. „Sie haben die Wahl jetzt, Madame: entweder Sie fügen sich meinen Anordnungen oder Sie verschwinden vielleicht

schon binnen heute und morgen hinter den Mauern der Bastille, aus denen, Sie sagen es selbst, für Sie kein Weg wieder zur Freiheit führt. Fassen Sie Muth, theure Gräfin, ich hoffe mit voller Zuversicht, daß Sie binnen Kurzem aller Gefahr enthoben sein werden."

Mit unhörbaren Schritten verließ der Marquis jetzt unter abermaliger Benützung der geheimen Treppe das Haus. Eine Strecke weit glitt er in dem Schatten einer Mauer dahin, bis sich seitwärts von ihm ein leises Hüsteln vernehmen ließ. „Parole?" fragte er flüsternd.

„Madonna de la Grace!" lautete die Antwort.

„Alles richtig!" gab der Marquis zurück, „laßt den Wagen am Eingange der Rue d'Enfer halten und erwartet mich dort mit meiner Begleiterin."

Der Mann war verschwunden, als hätte die Erde ihn eingeschluckt, während der Marquis ungesäumt nach jenem Seitenpförtchen im Hotel Soissons zurückkehrte, um hinter einen Mauervorsprung gedrückt, mit angehaltenem Athem das Erscheinen der Gräfin zu erwarten. Mit jeder Minute, die verrann, klopfte sein Herz lauter und ungestümer.

Langsam verfloß Minute auf Minute. Und jetzt, jetzt endlich öffnete sich die Pforte. „Gelobt sei Gott!" kam es von den Lippen des Harrenden. Er faßte die Hand der Gräfin und fort ging es, leise und athemlos, durch ein Gewirr von engen krummen Gäßchen, in das niemals zuvor der Fuß der Gräfin sich verirrt hatte. An der Ecke der Rue d'Enfer hielt ein mit zwei Pferden bespannter geschlossener Wagen; zwei kräftige Arme hoben die ihrer

Sinne fast beraubte Frau hinein, der Schlag ward geschlossen und fort ging es in Nacht und Dunkelheit hinein. Hätte die Gräfin den Namen des Mannes gewußt, der sich im letzten Augenblicke und nachdem er einige rasche, leise Worte mit dem Marquis gewechselt, zu dem Kutscher auf den Bock geschwungen hatte — sie würde zurückgefahren sein. Es war — Desgrais, der in der Tracht eines einfachen Arbeiters bis über die Bannmeile von Paris hinaus dem Wagen das Geleite gab, um jedes Anhalten durch die Polizeimannschaften zu verhindern. Das Geld des Marquis hatte eben seine Schuldigkeit gethan — aber nicht bei Desgrais allein; ein vorausgesandter Kurier, der auf's Freigebigste zahlte, hatte überall Relais bestellt. So kam es, daß nirgends ein Aufenthalt entstand, nirgends die Reise eine Unterbrechung erlitt. Am Abend des dritten Tages ward die Grenze von Belgien passirt und nun erst konnte die schwer heimgesuchte Frau sich für gerettet halten. —

„Bringen Sie meiner würdigen Schwiegermutter, der Prinzessin von Carignan, die Kunde, wodurch man mich zur Flucht genöthigt hat, und bitten Sie dieselbe, meinen armen Kindern die Mutter zu ersetzen" — das waren die letzten Worte gewesen, welche die Gräfin an ihren treuen Freund und Beschützer gerichtet. Der greisen Prinzessin, welche stets die Schwiegertochter sehr hoch gehalten, waren dieselben wie ein heiliges Vermächtniß. Auf's Liebevollste wurden die drei Enkelkinder, die noch in der Hut des väterlichen Hauses gewesen waren, von ihr aufgenommen. Nach Lüttich gelangten in dieser Beziehung nur die allerberuhigend-

sten und trostvollsten Nachrichten. Im Uebrigen aber schien das Schicksal der armen Gräfin keine freundlichere Wendung nehmen zu wollen. Endlos lang schleppte sich der Prozeß hin, den man gegen sie angestrengt, ohne daß ihr die heiß ersehnte Genugthuung zu Theil ward. In ihrer Qual und Ungeduld verstieg sie sich sogar zu dem Anerbieten, daß sie zurückkehren und sich freiwillig dem Gerichtshofe stellen werde, wenn man ihr das feierliche Versprechen gebe, sie nicht vor dem Urtheilsspruche schon der Bastille zu überantworten. Allein mit Härte und Hohn ward — auf Louvois' Veranlassung — diese Bedingung verworfen. Nun sie einmal durch die Flucht entkommen war, wollte er sie im Exil wissen.

Fast tiefer als alles Andere schmerzte die arme Mutter die Behandlung, welche man ihren Kindern zu Theil werden ließ. Louvois' roher Haß verfolgte die unglückliche Frau sogar noch in ihren Kindern, und durch ihn bestimmt ließ Ludwig XIV. all' die reichen Besitzungen des Hauses Soissons einziehen. Zugleich mit dieser Unglückspost traf ein Brief, von der zitternden Hand der alten Prinzessin von Carignan geschrieben, bei der Gräfin ein, und der Inhalt desselben schmetterte sie vollends zu Boden. Die alte Dame theilte ihr mit, Eugen habe, der unerträglichen Bedrückung und der schreienden Ungerechtigkeiten, die man ihm zugefügt, müde, Frankreich heimlich verlassen, unter dem Schwur, niemals wieder dahin zurückzukehren, als mit den Waffen in der Hand. In verzweiflungsvollem Schmerz entrang sich den Lippen der gequälten Frau der glühende Wunsch, dieser Sohn möge dazu ausersehen sein,

an Frankreich und dem König zu rächen, was ihr und ihrem Hause Schweres und Schmachvolles widerfahren war. — — —

Selten wohl ist ein Wunsch in so ausgedehntem Maße in Erfüllung gegangen, wie der, welchen heiße Leidenschaft der so schwer heimgesuchten Gräfin v. Soissons erpreßte. Ludwig XIV., der stolzeste und mächtigste König der Christenheit, dessen Laufbahn bis dahin eine ununterbrochene Kette von Glanz, Glück und Ehren gewesen, ward durch den Sohn Olympia's gedemüthigt in einer Weise, wie selbst seine erbittertsten Feinde es nicht für möglich gehalten. Denn dieser Sohn ward der berühmteste Feldherr seines Jahrhunderts, ein Mann, dessen Thaten die Geschichte mit unvergänglichen Lettern auf ihren Tafeln verzeichnet hat und den man unter dem Namen Prinz Eugen von Savoyen kennt.*) Die Gräfin v. Soissons, die sich nach Brüssel begeben hatte und dort, geliebt und gefeiert, lebte, verfolgte mit Gefühlen, wie sie stolzer nie ein Mutterherz geschwellt haben mögen, die glänzende Siegeslaufbahn ihres Sohnes. Die Blicke ganz Europa's waren auf den „kleinen Abbé", wie Ludwig ihn vormals spottweise zu nennen liebte, gerichtet. Höchstädt, Turin, Oudenaarde und Malplaquet bildeten im spanischen Erbfolgekriege, welcher Frankreich so brennende Wunden schlug, die unverwelklichen Blätter in seinem Ruhmeskranze, und

*) Eugen Moritz, Herzog von Savoyen, Olympia's Gatte, hatte von seinem Oheim mütterlicherseits den Titel eines Grafen v. Soissons geerbt. Der Sohn nahm den ursprünglichen Stammnamen der Familie wieder an.

als Madame Olympia's Augen sich im Tode schlossen, da flog über ihre Züge noch ein seliges Lächeln bei dem Gedanken, daß ihr Leben werth war, gelebt zu werden, um ihres großen Sohnes willen.

Die alte Königsstadt Polens.

Skizzen aus Krakau.

Von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Eine der interessantesten Städte Oesterreich-Ungarns ist entschieden das alte Krakau. Eine Fülle historischer Erinnerungen ist mit der alten Polenhauptstadt verwoben, die Jahrhunderte lang Residenz, Krönungs- und Begräbnißstätte der polnischen Könige war. Krakau sah das Emporsteigen der polnischen Macht, es gedieh und blühte unter den Fittichen des weißen Adlers und verfiel, als seine Flügelschläge erlahmten, um erst unter österreichischer Herrschaft zu neuer Blüthe zu erstehen.

Elf Jahrhunderte umfaßt die Geschichte der Stadt, und der ersteren Kennzeichen prägen sich noch heute auf ihrem altersgrauen Antlitz auf — Polenthum und Deutschthum stießen hier zusammen und erprobten bald im friedlichen Wetteifer, bald im harten Kampf ihre Kräfte und Fähig-

keiten — Magyaren und Tataren drangen plündernd und brennend in die Veste ein, der schwarze Tod wüthete in ihren Mauern, Schweden und Russen brandschatzten die Stadt, aber alle Feinde vermochten ihre Lebensfähigkeit nicht zu vernichten, die größtentheils auf ihrer glücklichen Lage im fruchtbaren Weichselthal an der Mündung der Rudawa und an den großen gen Osten führenden Handelsstraßen beruht.

Die polnischen Chronisten schreiben die Gründung der Stadt einem sagenhaften Herzog, Namens Krok (Krakus) zu, dem Stammvater des ältesten slavischen Fürstengeschlechtes. Derselbe tödtete der Sage nach den grausen Drachen, der in einer heute noch gezeigten Höhle des Schloßberges hauste, und gründete um 700 n. Chr. auf dem Berge Wawel eine Burg, zu deren Füßen nach und nach die Stadt Krakau entstand. Um die Wende des Jahrhunderts kam die schnell emporgeblühte Stadt unter polnische Herrschaft und wurde zur Hauptstadt des Polenreiches. Schon um 1250 zog König Boleslav deutsche Kolonisten heran und stattete sie mit großen Vorrechten aus, ja verlieh ihnen und ganz Krakau deutsche Gesetze, indem er das Magdeburger Recht daselbst einführte. Wladislaw I. erhob Krakau zur Residenz und ließ sich 1320 daselbst krönen, aber zur höchsten Blühte gelangte die Stadt unter dessen Sohne Kasimir I. 1333 bis 1370. Dieser gab Krakau festere, trotzige Mauern, erbaute an Stelle des alten hölzernen Schlosses den großen Palast auf dem Wawel — er stiftete die Universität, legte den Grund zu dem überraschenden Kirchenreichthum und gründete jenseits der Weichsel die Vorstadt Kasimierz.

Handel und Wandel gedieh, die großen, fast ausnahmslos deutschen Kaufhäuser häuften durch den ergiebigen Zwischenhandel mit Rußland riesige Summen an, die Fuggers, die Bethmann, die Virzings und Turzas waren Handelskönige im wahrsten Sinne des Wortes. Es ist uns eine interessante Beschreibung eines Gastmahls erhalten, das Herr Nikolaus Virzing im Jahre 1363 dem Kaiser Karl IV. zu Ehren in den festlich geschmückten Rathhaushallen gab, als dieser zur Hochzeitsfeier mit der Enkelin des großen Polenkönigs in Krakau weilte. „Da nahte sich," schreibt der Chronist unter Anderem, „ein auserlesener Zug durch den mittelsten Bogengang: viele Diener leuchteten mit hellstrahlenden, wohlriechenden Fackeln dem Haushofmeister vor, der auf purpursammtenem Kissen ein reich geschmücktes Kästchen trug. Ihm folgten vier andere Hausbediente, die mit sichtbarer Anstrengung eine mächtige verdeckte Silberschüssel trugen, eine große Anzahl niederer Diener, die mit dem Nachtisch beladen waren, schlossen den Zug, hinter dem das Volk hereinströmte, da die Pforten geöffnet waren, damit es schauend Theil an der Freude der Großen und Edlen habe. Mit Mühe stellten die Diener das gewaltige Silbergefäß auf die schwer aufseufzenden eichenen Bretter der Tafel, der Wirth aber erhob sich, auf seinen Wink verschwand der gewichtige Deckel und der Inhalt der Schüssel glänzte den erstaunten Gästen in funkelnden neugeprägten Goldstücken entgegen. „Gnädige, hochgeborene, hochwürdige und wohlgeborene Herren," begann der ehrsame Kaufherr seinen Spruch, „Ihr befindet Euch in einem Lande, da

weder der Weinstock seine Gaben bringt, noch seines Gewürz die Luft durchströmt — Polens Reichthum ist aber über der Erde das Korn und unter ihr Eisen und Salz, endlich der Fleiß seiner Bewohner unter dem Schutz des Vaters des Vaterlandes. So Ihr, liebwerthe Gäste, die Früchte desselben nicht verschmähet, so wollet Euch bedienen mit denselben nach Belieben, so viel einem Jeden gefällt!" Darauf wurde Jedem der Gäste die Schüssel dargereicht, nur Kasimir selbst nicht, und der Kaiser und die Kaiserin hätten zuerst einen recht kaiserlichen Theil des absonderlichen Konfekts genommen, Karl von Anjou und der König vou Cypern die Wammstaschen vollgepfropft. Woldemar von Dänemark zählte hundert Goldstücke mit großer Bedächtigkeit ab, worauf die Herzöge von Bayern, Schweidnitz, Pommern und Masovien tüchtig zugriffen, bis der letzte Rest verschwunden war, ohne daß die Diener Mühe gehabt hätten, die Schüssel an den sehnsüchtig harrenden Nebentafeln herumzureichen.

Kasimir I., genannt der Große, gab aber Krakau noch eine andere eigenthümliche Färbung, die es bis auf den heutigen Tag behalten hat — unter ihm nämlich begann die überaus starke Einwanderung des jüdischen Elements. Der Sage nach soll er das Volk Israel aus Liebe zu der schönen Jüdin Esther ungemein begünstigt haben, in Wirklichkeit hoffte er aber durch die Heranziehung der Juden wohl nur den Handel und die Geldwirthschaft zu entwickeln. Er räumte ihnen die oben genannte Vorstadt Kasimierz ein, die noch heute das Ghetto von Krakau ist.

Jedenfalls erreichte Krakau unter ihm und seinen nächsten Nachfolgern seine höchste Blüthe. Alte Beschreibungen und Bilder schildern die Stadt als ein merkwürdiges Gemisch stattlicher Paläste und reicher Bürgerhäuser, die in vielgieblicher Architektur meist noch aus Holz aufgeführt, aber im Inneren mit großem Luxus ausgestattet waren. Schon erhob sich der stolze Bau der Marienkirche am Ringplatz, in dessen Mitte als mächtiges Lagerhaus die sogenannten „Tuchlauben" aufgeführt waren; schon standen die Kirchen Johannes des Täufers, des St. Andreas und Aegidius, und das alte Königsschloß überragte bereits die herrliche Schloßkirche zum heiligen Wenzel, den edelsten Kirchenbau des ganzen Landes. Die Universität, 1364 gegründet, befand sich in demselben alterthümlichen Gebäude, in dem sie heute noch untergebracht ist, war sehr besucht und besonders durch ihre reiche Bibliothek in ganz Europa berühmt. Gelehrte und Künstler umgaben allezeit den Thron der Jagellonen, und das königliche Hoflager verbreitete Ueppigkeit, Reichthum, aber auch Gesittung und Bildung in die Stadt.

Mit der Verlegung des Königssitzes nach Warschau im Jahre 1610 erhielt Krakau den ersten harten Schlag, dem nun schnell weitere vernichtende folgen sollten. Die fortgesetzten Schwedenkriege ruinirten den Handel, schwere Steuern und Kontributionen zerrütteten den altererbten Wohlstand, und am Ausgange des 18. Jahrhunderts zählte die Stadt, deren Mauern einst über 80,000 Menschen umschlossen hatten, nur noch 9450 Einwohner. Bei der dritten Theilung Polens im Jahre 1795 ging Krakau in

österreichischen Besitz über, wurde dann 1815 noch einmal eine kleine selbstständige Republik und fristete als „freie unabhängige und streng neutrale Stadt Krakau mit ihrem Gebiet" ein Scheindasein bis 1846, wo sie endlich für immer als natürliches Glied des Königreichs Galizien von Oesterreich in Besitz genommen wurde. Seit jenem Jahre hat sich ihre Einwohnerschaft fast verdoppelt, sie zählt heute 67,000 Seelen.

Krakau ist eine von den Städten, deren äußerer Anblick großartig wirkt, die aber im Inneren nur zum Theil halten, was jener verspricht. Ihr Panorama macht den Eindruck einer wahrhaft königlichen Residenz: aus einem weitläufigen Häusermeer, das in üppiges Grün eingebettet erscheint, tauchen kühn emporstrebende Thürme auf, zahlreiche massige und doch edel geformte Bauten zeichnen sich aus dem Gewirr der Straßen ab, und sie alle überragt das zinnengekrönte, mächtige Schloß auf dem Berge Wawel, um dessen einen Hang sich die Stadt in weitem Halbkreis schmiegt, während der andere von der langsam dahin fluthenden Weichsel bespült wird. In weiter Ferne steigen die blauen Höhen der Karpathen empor, die fruchtbare Ebene, die sie rings umgibt, scheint im Wohlstand zu blühen.

Ganz anders das Innere der Stadt. Wohl fehlt es nicht an stattlichen Gebäuden, wohl lassen sich dort Zeichen regen Verkehrs und blühenden Wohlstandes erkennen, aber das Totalbild erinnert doch weit mehr an irgend eine Provinzialstadt, als an die stolze Königsstadt Polens. Die Straßen sind meist eng, schlecht gepflastert und

schmutzig, die Mehrzahl der Häuser, selbst in den besseren Stadttheilen, hat etwas eigenthümlich Verwahrlostes an sich, ein blaugrauer, athembeschwerender Dunst scheint auf dem Ganzen zu liegen. Nur der „Ring", der schöne Marktplatz, im Centrum der Stadt, macht eine Ausnahme; hier, wo die elegantesten Läden die Erdgeschosse einnehmen, wo das ganze öffentliche Leben Krakau's sich konzentrirt, gewinnt man einen einigermaßen großstädtischen Eindruck, der aber sofort erblaßt, wenn man in eine der sich vielfach kreuzenden Querstraßen einbiegt. Seltsam kontrastiren mit der Gegenwart die stolzen Zeugen vergangener Tage. Gerade in diesem Gegensatz liegt aber der Hauptreiz Krakau's.

Das großartigste Monument, das sich hier das Polenthum setzte, ist die Schloßkathedrale mit ihren das heute als Lazareth und Kaserne eingerichtete Schloß selbst weit überragenden Thürmen. Es ist ein wunderbar reicher Bau, an den sich tausend begeisternde Erinnerungen knüpfen, ja die in ihm befindlichen Denkmäler erregen sogar unzweifelhaft ein größeres Interesse, als der Bau selbst, hat doch fast jeder Stein seine historische Bedeutung für die Geschichte Polens, und da das Polenreich in der Zeit seines Glanzes mehr als einmal bestimmend in die Geschicke Europa's eingriff, auch für die ganze gebildete Welt. Die Kirche ist in edlem gothischen Styl gebaut, dessen Reinheit allerdings durch zahlreiche Ein- und Anbauten vielfach beeinträchtigt wurde; an beiden Längsseiten des üppig ornamentirten Schiffes, in dessen Mitte der heilige Stanislaus unter einer von vergoldeten Säulen getragenen Kuppel in silbernem

Sarkophage ruht, sind nämlich allmählig achtzehn Einzelkapellen angefügt worden, in welchen die Gebeine der größten polnischen Könige und der bedeutendsten nationalen Helden ihre letzte Heimstätte fanden. Da ist das Grabmal von Wladislaw Jagello, der zuerst Polen und Litthauen zu einem mächtigen Reiche vereinte, da ist die reiche Kapelle König Siegmund's und der kostbare Sakophag Kasimir's des Großen — eine unvergleichliche Fülle reichster Skulpturarbeiten und geschmackvollster Ornamentik in edlen Steinarten, in Bronze, Silber und Gold scheint über die kleinen Räume ausgegossen, neben den zierlichen Arbeiten mittelalterlicher Kleinkunst, neben vortrefflichen Gemälden italienischer Meister prangen in hehrer Schönheit ausgezeichnete Werke der Bildhauerkunst, so z. B. die Statue des segnenden Christus von Thorwaldsen!

Unter dem Chor aber öffnet sich der Eingang zu der uralten königlichen Gruft, die, noch ein Bestandtheil des ursprünglichen ersten Kirchenbaues, eine mächtige Krypta im romanischen Styl ist. Hier ruhen in einem schwarzen Marmorsarkophag die irdischen Ueberreste des Türkenbesiegers Johann Sobieski, der Wien befreite und Europa durch seine Tapferkeit rettete, hier ruht der Fürst Joseph Poniatowski, der im edlen Glauben an die Treue eines Bonaparte sich Napoleon I. anschloß, weil dieser ihm die Wiederherstellung Polens zusicherte, und der den Heldentod in den Fluthen der Elster am Tage der Vernichtungsschlacht von Leipzig fand — hier ruht endlich Thaddäus Koszciuszko, der letzte große Feldherr seines Vaterlandes und sein treuester Sohn! Ihm hat das dankbare

Polen noch ein anderes Denkmal errichtet, großartiger und erhabener als jedwedes Monument in Bronze oder Marmor. Wenn man hinaustritt aus den Thoren des Schlosses und hinüberschaut über den breiten Weichselstrom, hinüber in die üppig grüne Ebene, dann zeichnet sich am Horizont der Bronislawa-Berg ab. Auf seinem Gipfel erhebt sich, einer mächtigen Pyramide gleich, ein zweiter Hügel: ein künstlich aufgethürmter Berg, den nationale Begeisterung dem tapfersten Vertheidiger der vaterländischen Selbstständigkeit widmete. Ganz unten, im Grunde des Hügels, befindet sich mit Polenblut getränkte Erde von allen den Schlachtfeldern, auf denen der Heerführer gegen die weit überlegenen russischen Heere focht, und über ihr häuft sich Boden aus allen Theilen Polens vom äußersten Norden bis zu den Höhen der Karpathen. Ja mehr als das: aus allen Gegenden der Erde, die sein Fuß nur betrat, von den Ufern des Rheinstromes und von der Themse, aus Paris und Konstantinopel, aus der Schweiz, wo der Held starb, und selbst aus Amerika, wo er unter Washington seine militärische Laufbahn eröffnete, sandten die Söhne Polens Erde nach Krakau zur Errichtung des Koszciuszkohügels, und die höchsten Personen des Landes verschmähten es nicht, zum Spaten zu greifen, die vornehmsten Damen mischten sich unter die Arbeiter, bis das große, eigenartige Werk vollendet war.

Der Schloßkathedrale schließen sich die übrigen Kirchen Krakau's würdig an, reich im Innern ausgestattet, sind sie meist auch in ihrer äußeren Architektur von überraschender Schönheit. Die herrliche Marienkirche mit ihrem groß-

artigen Hochaltar, dem weitberühmten Meisterwerk des Nürnberger Holzschnitzers Veit Stoß, die trotz mancher Ueberladung schöne St. Annakirche, sowie das uralte, dem heiligen Andreas geweihte Gotteshaus, sie sind alle und mit ihnen noch zahlreiche andere, auf die hier eingehen unsere Leser ermüden hieße, ausgezeichnet durch eine ebenso eigenartige Bauweise, wie historisch interessant und eng verwoben mit der Geschichte der Stadt und des Landes.

Aber das alte Krakau hat unserer Zeit nicht nur herrliche Kirchen, es hat ihr auch Gebäude profaner Bestimmung überliefert, die in ihrer Bauart noch heute zur vollen ungeschmälerten Bewunderung herausfordern. Die Universität mit ihren schönen Arkadenhöfen und vor Allem die Tuchlauben auf dem Ring müssen hier an erster Stelle erwähnt werden. Die letzteren, die in Gestalt eines langgestreckten Gebäudes den mächtigen Marktplatz in zwei Hälften theilen, gehören unzweifelhaft zu den schönsten Resten der mittelalterlichen Baukunst. Seit 1879 durch eine gründliche Restauration von entstellenden Anbauten, die sie bisher verunzierten, befreit, zählen sie heute zu den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der Stadt und bilden zugleich eine Art Bazar, der in seiner Vermischung des Polen- und Deutschthums von großer Originalität ist. Im oberen Stock befindet sich die Bildergallerie des Kunstvereins, die in neuerer Zeit, seitdem der berühmte Krakauer Meister Matjeko eine im nationalpolnischen Sinne thätige Schülerzahl um sich versammelt hat, meist sehr interessante Gemälde aufweist.

Ein Bild Krakau's würde nicht vollständig sein, wenn

man nicht der Krakauer Judenschaft gedenken wollte, gibt es doch wohl kaum eine zweite größere Stadt, in der wie hier mehr als ein Drittel der Einwohnerschaft dem Stamme Israel angehören. Ja man kann in gewisser Beziehung sagen, daß dieses eine Dritttheil dem heutigen Krakau seine Lokalfärbung verleiht: während der gebildete Pole und Deutsche dem Straßenleben ziemlich fern bleibt, füllt der Jude im langen Kaftan, um die Schläfen noch die charakteristischen altpatriarchalen Löckchen, die Gassen. In den Hotels, in den Cafés und Restaurationen spielt der unvermeidliche jüdische Kommissionär, hier Faktor genannt, die Hauptrolle, auf den Straßen überfällt den Fremden alle zwanzig Schritte eine der sogenannten „Wechslerinnen" mit ihrem Anerbieten, „zum höchsten Tageskurse" die ausländischen Geldsorten umzusetzen. Diese Leute handeln mit Allem, sie kaufen und verkaufen alles Denkbare vom Rittergut bis zur Stiefelwichse — im Aeußeren unansehnlich, verfügen sie oft über kolossalen Reichthum — unermüdlich, unabweisbar, und für Jeden, der in Krakau geschäftlich zu thun hat, auch fast unentbehrlich, sind sie trotz ihrer kriechenden Unterthänigkeit die eigentlichen Herren der Stadt. Und nun muß man sie draußen sehen im eigentlichen Ghetto: in Kasimierz! Schmutz überall, schmutzig die Häuser, schmutzig die Läden, schmutzig die Gassen — und in diesem Schmutz eine sich stets erneuernde, unendlich geschäftige Menschenmasse, die nichts kennt, als nur die Jagd nach dem Gulden! Die Armseligkeit dieses wogenden Menschenstromes läßt sich durch nichts beschreiben, aber sie wirkt doppelt, weil Jedermann weiß, daß sie nur eine

scheinbare ist, daß die Männer mit den langen, ehrwürdigen Bärten und den Röcken, die so abgeschabt sind wie ihr Gewissen, oft Hunderttausende besitzen, daß diese Frauen mit den melancholisch resignirten, verkümmerten Physiognomien in Sammet und Seide gekleidet gehen könnten, wenn sie nur wollten! Und über dem Allem eine drückende, beklemmende Atmosphäre, ein unnennbares, undefinirbares Gemisch von tausend Gerüchen — man athmet erleichtert auf, wenn man endlich die Weichselbrücke wieder vor sich sieht und Kasimierz den Rücken kehren kann.

Kein Besucher der alten Polenstadt wird ihr Valet sagen, ohne eine Sehenswürdigkeit zu besichtigen, die zwar nicht direkt zu Krakau gehört, aber doch mit dem Reichthum der Stadt und deren ganzen Handel eng verwachsen ist: die Salzbergwerke des nahen Wieliczka nämlich. Das riesige Bergwerk — es gibt in der That kein Werk von auch nur annähernd gleichen Dimensionen — ist bereits seit 1233 im Betriebe und nur dadurch ist sein Umfang und seine räumliche Ausdehnung zu erklären. Einer großen unterirdischen Stadt gleich dehnt es sich nahezu 4000 Meter in der Richtung von Osten nach Westen und fast 1000 Meter weit von Norden nach Süden, in sechs unter einander liegenden Stockwerken aus, deren tiefstes mehr als 280 Meter unter die Oberfläche der Erde hinabreicht. Die Länge der gesammten Gänge beträgt 680 Kilometer, annähernd so weit wie von Krakau nach Wien, auf einer Strecke von circa 13 Kilometern ist in den Schachten eine eigenartige Pferdebahn im Betrieb, und ein besonderer „Bahnhof", in dem

sogar das Büffet nicht fehlt, nimmt die Besucher im dritten Stockwerk auf.

Die Festigkeit des Steinsalzes gestattete den Bau kühner, zum Theil nicht ohne künstlerischen Geschmack ausgeführter Kammern und Säle tief unter der Erde, und diese sind es besonders, die den Besuch der Werke so überaus anziehend machen. Auf 392 Stufen gelangt man zunächst in das oberste Stockwerk und tritt in die herrliche St. Antonius-Kapelle, die im Jahre 1675 ausgemeißelt wurde. Ihre gesammte Ausschmückung ist aus Steinsalz gefertigt, aus Salz sind die Wände und Säulen, aus Salz die Statuen und der Altar, aus Salz sogar das Kruzifix auf demselben. Dann geht es Trepp auf, Trepp ab, bald durch enge Stollen, bald durch weite Hallen, bis plötzlich rauschende Musik ertönt und man in den mächtigen Tanzsaal gelangt, den sechs gewaltige Kronleuchter aus schimmerdem Salz tageshell erleuchten. Wieder wandert man durch tiefes Dunkel weiter, überschreitet auf schmalen Brücken Schluchten und Hänge und steht auf's Neue unerwartet in einem Riesenraum: bengalische Lichter flammen hoch oben, dreißig Meter über unserem Haupte auf, sausend und sprühend steigen die Raketen in die Höhe und die schimmernden Wände scheinen in einem Feuermeer zu erglühen. So löst ein Wunder das andere ab, aber der schönste Eindruck bleibt bis zuletzt: die Fahrt über den grünschimmernden Salzsee unter den Klängen ernster Weisen und in einer feenhaften Beleuchtung der gewaltigen Höhlung, deren Höhe das Auge scheinbar nicht ermessen

kann. Feierlich klingen die getragenen Töne über das Wasser, der Schimmer von Hunderten von Kerzen bricht sich in den glänzenden Salzkrystallen und spiegelt sich zauberhaft wieder auf der dunklen Fläche des See's! Die Wanderung nimmt eine Zeit von über zwei Stunden in Anspruch, aber sie ist so überaus reich an Abwechselung, sie bietet so viel des Neuen und Fesselnden, daß man kaum begreift, wo die Zeit geblieben ist, wenn der Führer das Grubenlicht schwenkt und zur Tagfahrt einladet, die sich vermittelst der trefflich eingerichteten Fahrstühle in kaum einer Minute ausführen läßt, wenn man das mühevolle Erklettern der steilen Stiegen im Danielowicz-Schacht verschmäht.

Von der Bedeutung der Werke gibt der statistische Zahlennachweis über ihre Produktionsfähigkeit den besten Beweis: nicht weniger als 1,200,000 Centner Steinsalz werden alljährlich von circa 700 Arbeitern in ihnen gewonnen, seit mindestens 600 Jahren ist der Betrieb ein fast ununterbrochener, und doch ist ein Erschöpfen der Gruben nicht abzusehen. Wenn man aber weiß, daß nach den eigenen Angaben der Bergverwaltung die Förderung des Centners Salz nur circa 24 Kreuzer kostet, während derselbe einen Verkaufswerth von 4 bis 8 Gulden hat, kann man die Erträge ermessen, welche einst die Krone Polens den Werken verdankte, und jetzt Oesterreich aus Wieliczka zieht.

In etwa einer Stunde führt uns der kleine polnische Einspänner mit seinem wackeren, unermüdlich trabenden Pferdchen nach Krakau zurück. Noch einmal taucht die

thurmreiche Stadt vor unserem Auge auf, noch einen Gruß winken wir zum Berge Wawel und zu den hochragenden kreuzgekrönten Spitzen der 43 Kirchen hinüber, noch einmal müssen wir hindurch durch die engen Straßen und die drückende Atmosphäre von Kasimierz — dann rollt der Wagen vor das Portal des Nordbahnhofs, und wir sagen Krakau, der alten Königsstadt, Lebewohl!

Mannigfaltiges.

Der weiße Zelter Gerda's v. Vogtsberg. — Wenn man den Rhein hinab fährt, gewahrt man unterhalb Bingen die Burg Rheinstein, welche mit ihren zierlichen Thürmen und Zinnen auf schroffem Felsgipfel hoch empor ragt. Prinz Friedrich von Preußen ließ dieselbe in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts durch den Baumeister Kuhn erbauen, welcher dem Plan zu dem neuen Schloß theilweise die noch erhaltenen Fundamente der alten Burg zu Grunde legte. Als der Bau vollendet war, gab der Prinz der neuen Burg den Namen Rheinstein, während die alte „Vogtsberg“ hieß. An diese knüpft sich folgende Sage. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts lebte in der Burg ein Ritter v. Vogtsberg, der Letzte seines Namens, denn er besaß keinen Sohn, sondern nur eine einzige Tochter, Gerda. Dieser fehlte es nicht an Freiern, aber unter den Rittern, die um ihre Hand geworben, hatte sich noch Keiner ge-

funden, der dem alten Vogtsberg als Schwiegersohn recht gewesen wäre. Gerda war mit dem Verfahren des Vaters sehr einverstanden, denn ihr Herz hatte bereits gewählt, aber der Mann, dem sie ihre Liebe geschenkt, durfte erst recht nicht wagen, bei ihrem Vater um ihre Hand zu werben, da er ganz arm war. Dieser Mann, der junge Ritter Kurt v. Reichenstein, der nichts sein Eigen nannte, als die halbverfallene Burg seiner Väter, war der nächste Nachbar von Vogtsberg, so daß er und Gerda schon als Kinder zusammen gespielt hatten. Gerda war eine zu gehorsame und fromme Tochter, um gegen den Willen des Vaters die Gattin des Geliebten zu werden, und es war keine Hoffnung vorhanden, daß dieser je seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit einem so armen Ritter geben würde. Sie hütete daher streng das Geheimniß ihrer Liebe, damit sie wenigstens wie bisher frei und ungehindert mit Kurt verkehren könnte, denn der alte Vogtsberg, welcher keine Ahnung hatte, wie es zwischen diesem und seiner Tochter stand, hieß den jungen Mann, dessen frisches, fröhliches Wesen ihm gefiel, immer willkommen, so oft er auf der Burg vorsprach. Da brachte eines Tages Kurt v. Reichenstein von einem Kriegszuge, den er im Heergefolge des Bischofs von Mainz mitgemacht, als Beute einen schneeweißen Zelter nach Hause, der so fromm und zugleich feurig war, daß er beschloß, ihn Gerda zu schenken, vorher wollte er ihn aber noch besonders gut zureiten, eine Kunst, in der er Meister war. Das Pferd zeigte sich nun so merkwürdig gelehrig, daß er aus Freude an dieser außergewöhnlichen Klugheit des edlen Thieres ihm allerlei Kunststücke beibrachte. Er lehrte es die Vorderfüße zu beugen, wenn man es besteigen wollte, ohne Zügel jedem Wort des Reiters zu gehorchen und auf seinen Ruf ihm, wohin es auch sei, zu folgen, so daß der Zelter, wenn Kurt oben auf der Zugbrücke seiner Burg stehend, dem unten am Fuß des Berges grasenden Thiere zurief, gleich

einer Ziege, sofort den Felsen hinankletterte. Gerda hatte eine große Freude, als Kurt ihr das schöne Thier schenkte, und der alte Vogtsberg war so habgierig, daß er der Tochter gern gestattete, die kostbare Gabe anzunehmen. Da nun freundliche Worte nichts kosten, so war er zum Dank für das reiche Geschenk besonders herzlich und zuvorkommend gegen Kurt, so daß dieser die Zeit gekommen wähnte, wo er es wagen dürfe, um Gerda zu werben. Nun wohnte in der Nähe zu Lorch damals der einzige männliche Verwandte, den er noch besaß, ein steinreicher Junggeselle, der dort ein so lustiges Leben führte, daß er bisher das Heirathen darüber vergessen hatte, und diesen bat er jetzt, wie es die damalige Sitte forderte, sein Freiwerber bei dem Ritter v. Vogtsberg zu sein. Der Onkel fand sich auch willig dazu, und ritt schon am nächsten Tage nach Vogtsberg, um daselbst um Gerda für seinen Neffen zu werben, aber als er die schöne, holderblühte Jungfrau erschaute, erwachte plötzlich in seinem Herzen die Liebe, und statt für Kurt v. Reichenstein, bat er für sich selbst um ihre Hand. Der Vater, in dessen Augen der große Reichthum des alten Freiers die Jugend und alle übrigen ihm fehlenden Eigenschaften ersetzte, gab ihm denn auch ohne Zögern sogleich sein Jawort. Vergebens warf sich Gerda dem Vater zu Füßen und beschwor ihn, sie nicht zu dem verhaßten Ehebund zu zwingen, all' ihr Bitten und Flehen vermochte nicht seinen Willen zu ändern, und er kündigte ihr an, daß er, um dem Wunsch des ungeduldigen verliebten Bräutigams zu willfahren, die Hochzeit schon auf den Johannistag anberaumt habe, sie möge sich also zur demnächstigen Trauung bereit halten. Gerda war in Verzweiflung, und da sie sich keinen Rath mehr wußte, so machte sie ihre Gürtelmagd zur Vertrauten ihrer Liebe für Kurt v. Reichenstein, und schickte ihm durch diese Botschaft von dem Geschehenen. Kurt ließ ihr zurücksagen, sie möge ruhig sein, er werde schon Mittel und Wege finden, sie

dem aufgedrungenen Bräutigam zu entreißen, der sein Vertrauen so schändlich getäuscht habe, er bäte sie nur, auf dem Wege zur Kirche (in damaliger Zeit ritten die auf ihren Burgen wohnenden Adeligen meist zur Hochzeitsfeier) kein anderes Pferd, als den ihr von ihm geschenkten Zelter zu reiten, und recht darauf zu achten, daß sie möglichst nahe an Burg Reichenstein vorüber käme. Auf diese tröstende Botschaft des Geliebten hin trocknete Gerda ihre Thränen und zeigte dem Bräutigam ein heiteres Gesicht. Am Morgen des Hochzeitstages ließ sie sich ohne ein Wort der Klage von ihren Mägden bräutlich schmücken und bestieg dann ihren weißen Zelter, der, als sie sich nahte, mit den Vorderbeinen niederkniete. Mit brennenden Wangen und ängstlich pochendem Herzen ritt sie zwischen Vater und Bräutigam dahin, eifrig in jedes Dickicht spähend in der Hoffnung, den Geliebten mit seinen Mannen hervorbrechen zu sehen, denn sie dachte nicht anders, als daß er die Absicht habe, sie mit Gewalt zu entführen. Aber Alles blieb still, schon lag der Wald hinter ihnen, in der Ferne blinkte bereits das Kreuz auf dem Thurme der Kirche, in der sie getraut werden sollte, und zur Rechten erhoben sich auf steilem Felsen die düsteren, halbzerfallenen Mauern von Burg Reichenstein. Gerda gab ihrem Pferd einen leisen Schlag, daß es in ein paar raschen Sprüngen sie aus der Mitte von Vater und Bräutigam an den Fuß des Felsens trug, auf dessen äußerste Spitze eben Kurt hinausgetreten war und einen lauten Lockruf erschallen ließ. Bei dem ersten Ton seiner Stimme warf der Zelter den Kopf herum, wieherte freudig, und wie eine Ziege kletternd trug er Gerda leicht und sicher, die Hufe auf jeden vorspringenden Stein setzend, den Felsen hinan, wo Kurt die Geliebte mit offenen Armen empfing und dann rasch mit ihr über die Zugbrücke schritt, die hinter ihnen aufgezogen ward. — Der alte Vogtsberg, der Bräutigam und die ganze Hochzeitsgesellschaft standen zuerst wie erstarrt, dann aber stieß der Onkel

Kurt's einen Wuthschrei aus, und seinem Pferde die Sporen so heftig in die Seite stoßend, daß das Blut hervorquoll und es sich hoch aufbäumte, zwang er es, dem Zelter Gerda's nach die Felsen hinan zu klimmen. Aber kaum war das schäumende, keuchende Thier eine kleine Strecke hinauf gelangt, als es ausglitt und sich mit seinem Reiter überschlug, der mit gebrochenem Genick als Leiche unter demselben hervorgezogen ward. Der alte Vogtsberg starrte mit bleichem Antlitz auf den todten Mann, der in der nächsten Stunde sein Schwiegersohn hatte werden sollen, und von Schrecken und Grauen ergriffen umstanden die Hochzeitsgäste die Beiden. Da ging oben die Zugbrücke wieder herab, Gerda erschien an der Hand Kurt's auf derselben, und vor sie hin trat ein Priester in vollem Ornat, der angesichts der unten in lautlosem Staunen verharrenden Hochzeitsgesellschaft über das junge Paar die Trauformel sprach, was Vogtsberg, der noch immer die Sprache nicht wieder gewonnen zu haben schien, geschehen ließ, ohne Einspruch dagegen zu erheben. Dann führte Kurt seine ihm eben angetraute Gattin den Felsen herab, und Beide warfen sich vor Gerda's Vater auf die Kniee, seine Vergebung erflehend. Vogtsberg, welcher einsah, daß jetzt, nachdem das junge Paar durch den Segen der Kirche unauflöslich verbunden, nichts mehr zu thun war, und zugleich rasch überlegte, daß Kurt v. Reichenstein durch den Tod seines Onkels nun ebenso reich war, wie dieser es gewesen, zeigte sich nach kurzem Zögern ganz geneigt, ihm und seiner Tochter zu vergeben. Er stellte jedoch die Bedingung, daß das neuvermählte junge Paar nicht in Reichenstein, sondern bei ihm in Vogtsberg wohnen sollte, worauf Kurt um so lieber einging, als seine düstere, verfallende Burg ihm gar kein passender Aufenthalt für seine schöne junge Gattin dünkte. Ihren weißen Zelter nahm Gerda natürlich mit hinüber nach Vogtsberg, wo er bis zu seinem Lebensende von den dankbaren Gatten auf das Beste verpflegt

wurde, und nach seinem Tode ließen sie ein Konterfei des treuen Thieres von einem geschickten Bildhauer in Stein oberhalb des Burgthores einmeißeln. Franz Eugen.

Ein nicht ausgeführter Befehl. — In der Zeit, als Italien dem französischen Kaiserreiche unterworfen war, brach unter einem Regiment der Garnison von Livorno eine Meuterei aus, die um so mehr Napoleon's Unwillen erregte, als sie gerade hier schlimme Folgen hätte nach sich ziehen können. Er haßte nichts mehr, als solche Insubordination und beschloß, sie um jeden Preis niederzuschlagen und an den Rädelsführern ein furchtbares Exempel zu statuiren. Joachim Murat, der das Regiment früher kommandirt, ward unverzüglich nach Livorno gesandt, diesen peinlichen Auftrag auszuführen. Als er ankam, hatte sich der Aufstand schon von selbst gelegt. Indessen des Kaisers Befehle waren streng, und Strafe mußte erfolgen. Murat ließ daher das Regiment antreten und forderte, daß die Anstifter der Meuterei ausgeliefert würden, widrigenfalls zehn Mann durch das Loos bestimmt und erschossen werden sollten. Die Soldaten ergaben sich in stummer Resignation ihrem Schicksal und erklärten endlich, sich jeder Strafe bereitwillig unterwerfen zu wollen, die der Kaiser über sie verhänge, nur möge der General sie nicht zwingen, Angeber ihrer Kameraden zu werden. Murat konnte nicht nachgeben, die Loose wurden also gezogen. Die zehn Unglücklichen sollten schon abgeführt werden, als drei Soldaten zugleich aus dem Gliede traten und sich als die Anstifter der Revolte bezeichneten. Es waren drei unter den Waffen ergraute, in heißen Kämpfen erprobte Krieger, die in ihrem jetzigen Auftreten solche Reue und Zerknirschung zeigten, daß Murat tief bewegt ward. Eine Zeit lang stand er schweigend da, dann befahl er, die drei Schuldigen in's Gefängniß abzuführen und am folgenden Morgen zu erschießen.

Um Mitternacht desselben Tages, als schon Alles zur Ruhe

und nur der abgemessene, gleichmäßige Schritt der Patrouillen und der Ruf der Schildwachen auf den Wällen zu hören war, saß Murat in seinem Zimmer, vor ihm standen jene drei graubärtigen Soldaten, die Mütze in der Hand und wie Kinder weinend. Es war nicht der Tod, den die Helden von Arcole und Marengo fürchteten, es war die Schande, den Tod des Verräthers zu sterben, die ihnen in bitterer Reue die Thränen hervorpreßte. „Hört!" sagte Murat, „ich glaube, Ihr bereuet Eure That ernst und aufrichtig, und ich will Euch daher das Leben retten. Morgen mit Tagesanbruch werdet Ihr zur Exekution hinausgeführt werden nach jenem bekannten Platze außerhalb der Stadt. Ich werde Sorge tragen, daß keine Zuschauer zugegen sind. Das Peloton wird auf Euch seine Salve abgeben, jedoch mit blinden Patronen, dann müßt Ihr niederfallen und unbeweglich liegen bleiben, bis die zu Eurer Exekution kommandirten Soldaten wieder abmarschirt sind. Ein zuverlässiger Mann wird Euch dann in einem dicht verschlossenen Wagen an Bord eines Schiffes bringen, welches morgen nach Amerika geht. Hier ist für Jeden von Euch eine Börse mit Geld. Wollet Ihr versprechen, Euch demgemäß zu verhalten?" — —

Alles lief glücklich nach Murat's Anordnungen ab, und Napoleon wußte ihm später Dank, daß die Angelegenheit nur dreien seiner Soldaten das Leben gekostet habe. Der wahre Verlauf blieb bis zum Jahre 1830 Geheimniß. An einem rauhen Herbsttage dieses Jahres wurde der Prinz Achille Murat, damals Rechtsanwalt in New-Orleans, in einer der dortigen Vorstädte auf einem Spaziergange von einem heftigen Regenschauer überrascht. Er suchte Schutz in einem ihm nächstgelegenen schlichten kleinen Hause. Die einzigen Bewohner waren ein Mann mit seiner Frau und zwei Kindern. Der Mann zeigte ein ernstes, doch gutmüthiges Gesicht und jene Haltung, die den alten Soldaten sofort erkennen ließ. Der Prinz bemerkte, daß

sein Wirth ihn starr anblickte und auffallend bewegt schien; doch achtete er nicht weiter darauf, sondern nahm an dem niederen Herde Platz und ließ seine Blicke in dem Gemache mit der bloßen Neugierde eines Mannes, der augenblicklich nichts Besseres zu thun hat, umherschweifen. Er bemerkte an den Wänden einige grobe Abbildungen von Napoleon's Generalen und Schlachten; zwei mit Lorbeeren geschmückte Porträts darüber stellten Murat als General und als König dar. „Haben Sie früher in Frankreich gedient?" fragte der Prinz. — „Ja, mein Herr," erwiederte sein Wirth nicht ohne Verwirrung. — „Wo und unter wem?" — „In Italien unter General Murat." Der Sohn des Soldatenkönigs hielt dem Kriegsgefährten seines Vaters die Hand hin. „Ihren Namen, mein Braver?" — „Claude Gérard, und darf ich fragen, wer —" — „Ich bin Achille Murat." — „So ist es doch wahr und mein Auge hat mich nicht getäuscht! Sie sind der Sohn meines Generals, meines Königs, meines Retters! Daß ich noch lebe, daß ich Weib und Kinder mein nennen darf, ihm verdanke ich es, ihm allein." Darauf erzählte der alte Soldat die obige Geschichte, die er oft durch Segnungs- und Dankesausrufe unterbrach. So lange der Prinz in Amerika verweilte, fühlte er sich nirgends heimischer, als in der Hütte des alten Waffengefährten seines Vaters. Bd.

Bosheit und List einer Krähe. — Herr Collenot schreibt der „Revue scientifique" Folgendes: „Man hatte mir eine sehr zahme Krähe vom Lande geschenkt, von der man sich gern wegen ihrer Bosheit befreien wollte. Ich verbannte sie in meinen Garten, aber sobald sie mich auf einer Bank sitzen sah, placirte sie sich sogleich an meine Seite, um sich den Hals krauen zu lassen. Es war wunderbar zu sehen, wie sie den Kopf niederbeugte und dann die Federn auf dem Schnabel wieder in Ordnung brachte, während sie ihre Augen mit einer weißen Membran geschlossen hielt, schon bevor sie noch gekrauet wurde.

Oft hatte ich an meiner Seite auf der Bank eine sehr zutrauliche Katze und zu meinen Füßen einen alten Jagdhund, der gewöhnlich schlief. Gegen diese Beiden war der Vogel ganz von Neid erfüllt, und sein ganzes Streben war darauf gerichtet, sie zu entfernen. In Bezug auf die Katze hatte er leichtes Spiel; er griff dieselbe offen und frei und mit tüchtigen Schnabelhieben an und trieb sie bald in die Flucht. Allein so leicht war der Hund nicht zu beseitigen, und die Art und Weise, wie der Vogel auch hier seinen Zweck zu erreichen suchte, läßt seine wohl überlegte List und Schlauheit klar und deutlich erkennen.

Langsam näherte er sich, doch immer von hinten, meinem treuen Begleiter und versetzte plötzlich dem Schwanze desselben einen kräftigen Schnabelhieb. Wüthend sprang der Hund empor und verfolgte seinen Gegner, der pfeilschnell und mit lautem Geschrei entfloh und sich auf einem Baum der Umgebung niederließ. Der Hund nahm darauf seinen früheren Platz wieder ein und überließ sich abermals dem Schlummer. Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als auch sein Feind geräuschlos vom Baume herabkam und sich mit äußerster Vorsicht ihm wieder näherte. Ich hatte ein wachsames Auge auf sein Manöver, und sobald er den Hund fast wieder erreicht hatte, weckte ich diesen durch einen leisen Pfiff. Er erhob den Kopf und betrachtete den Vogel, welcher sich nun stellte, als ob er sich gar nicht um den Hund kümmere, obgleich er ihn nicht einen Augenblick aus dem Auge verlor, und sofort einen Kiesel aufhob, den er auf jede nur mögliche Art in seinem Schnabel drehte und wendete und so ganz mit seiner Arbeit beschäftigt schien. Der beruhigte Hund überließ sich auf's Neue sorgloser Träumerei. Sowie die Krähe dies bemerkte, fiel auch sofort der emporgehobene Stein aus ihrem Schnabel und mit vorsichtigen Schritten bewegte sie sich nach der Nähe des gehaßten Schwanzes. Ich pfiff, der Hund richtete abermals den Kopf empor, und die Krähe, klug sich nach

„rückwärts konzentrirend", nahm wiederum einen Kiesel auf, den sie mit derselben heuchlerischen Miene wie vorher im Schnabel wendete, bis der Hund seine schlafende Stellung wieder eingenommen hatte.

Diese durchtriebene listige Handlungsweise setzte die Krähe längere Zeit fort. Endlich ließ ich sie gewähren, und sie versetzte nun dem Schwanze des Hundes mehrere so kräftig rasch auf einander folgende Schnabelhiebe, daß sich der Hund in der That eiligst aus dem Staube machte. Der Vogel, nunmehr Herr des Terrains, hüpfte vor Freude laut krächzend auf die Bank und setzte sich in Positur, um meine Liebkosungen entgegen zu nehmen. Wenn ich seiner Einladung nicht entsprach, so wurde ich durch einen leichten Schnabelschlag auf den Schenkel daran erinnert; beharrte ich jedoch in meiner Theilnahmlosigkeit, so steigerte das Thier seine Erinnerungen nach und nach bis zu dem Grade, mir wehe zu thun. Bisweilen wurde ich böse, und dann entfernte sich die Krähe schreiend von meiner Seite; bald jedoch war sie wieder neben mir und erneuerte ihr Gesuch. Ich krauete sie dann und niemals wurde sie es überdrüssig. — Zuletzt befreite auch ich mich von diesem Vogel, denn meine kleine Tochter war der Gegenstand seines Neides geworden, und ich hatte daher alle Ursache, einen Unfall zu befürchten. Hsch.

Die Weltzeit. — Ueber Einführung einer einheitlichen „Weltzeit" berieth im Oktober 1883 zu Rom und im Oktober 1884 zu Washington ein internationaler Meteorologenkongreß, zu welchen aus allen Staaten der civilisirten Welt Delegirte herbeigeströmt waren, um gemeinsam u. A. über zwei nahe verwandte Fragen schlüssig zu werden, welche das Interesse aller Kulturländer in Anspruch nehmen. Die erste Frage betraf die Regulirung der geographischen Längenangaben durch Festsetzung eines bestimmten Anfangsmeridians. Bislang rechneten die französischen Kartenwerke nach dem Meridian von Paris, die eng-

lischen nach dem von Greenwich, während die Deutschen einen ihrem Vaterlande fernen Längengrad, den von Ferro, als ersten Meridian betrachteten. Diesem Uebelstande ist nun durch die beiden oben erwähnten Kongresse abgeholfen worden, indem man allgemein beschloß, fernerhin von dem über die Sternwarte von Greenwich gehenden Längengrade die Zählung der Meridiane zu beginnen. Betreffs der zweiten Frage aber machten sich so große Meinungsverschiedenheiten geltend, daß sehr zu bezweifeln steht, ob diese Angelegenheit so bald erledigt werden wird. Es handelt sich dabei nämlich um nichts Geringeres, als um die Einführung einer „Weltzeit", die Durchführung des Problems, daß die Uhren der ganzen Welt überein gehen. Aber selbst wenn die Bestimmung der Weltzeit einstweilen auch noch in weiter Ferne liegt, so ist sie doch nur eben noch eine „Frage der Zeit", und vielleicht verfließt kein Jahrzehnt mehr, bis damit der Anfang gemacht wird. Vergegenwärtigen wir uns daher einmal, welche Umwälzungen die Einführung dieser neuen Zeitrechnung herbeiführen würde. — Man unterscheidet in Zukunft nicht mehr Tages- und Nachtstunden, sondern zählt die Stunden von 1 bis 24 durch, woraus dann Bezeichnungen wie 13½ Uhr, 22¾ Uhr 2c. entspringen würden, welche in der Nautik und Astronomie ja längst gebräuchlich sind und auch im Publikum jedenfalls bald Anklang finden würden, da durch sie manche Irrthümer beseitigt werden. Auf den Fahrplänen würden nicht mehr die Nachtstunden von den Tagesstunden durch besondere Merkmale unterschieden zu werden brauchen; die Bezeichnung „Vor- oder Nachmittag", „Abends", „Morgens" im Brief- und Depeschenstyl könnte fortfallen 2c. Ein einheitlicher Anfangsmoment der Tageszeit müßte natürlich festgestellt werden und das eben war ein Streitpunkt zwischen jenen beiden Kongressen. Während man auf dem Kongreß zu Rom den Wechsel des Tages auf den Mittag zu legen wünschte, um eine Uebereinstimmung

mit dem alten Brauch der Astronomie und Nautik zu erzielen, war man in Washington der Ansicht, nach dem Greenwicher Meridian den Tag von Mitternacht zu Mitternacht rechnen zu müssen. Für das bürgerliche Leben wäre das Letztere auch wohl das Angenehmste; allein es ist doch auch dabei zu berücksichtigen, daß eben nur für die Bewohner unter dem Meridian von Greenwich der Tag in der wirklichen Mitternacht, wenn die Sonne in der unteren Kulmination steht, beginnen würde. Für alle übrigen Orte modifizirt sich der Tagesanfang und ebenso der Mittag nach Maßgabe ihres Längenunterschiedes von Greenwich. So würde z. B. für Berlin um 11 Uhr 16 Minuten die Sonne am höchsten stehen, in Petersburg erreichte sie 2 Stunden 2 Minuten eher als in Greenwich ihren höchsten Stand. Man hätte sich also nur den Längenunterschied des eigenen Wohnortes von Greenwich zu merken, um daraus leicht den Beginn des neuen Tages, resp. den wahren Mittag berechnen zu können. Da die Sonne scheinbar in einer Stunde einen Weg von 15 Grad am Himmel zurücklegt, so beginnt also für die Leute, welche unter dem 15. Grade östlicher Länge von Greenwich wohnen, der Tag um 1 Stunde früher; wer 90 Grad westlicher Länge von Greenwich wohnt, dem geht die Sonne 6 Stunden später auf, als den Bewohnern von Greenwich, also um 12 Uhr, während sein Tag um 6 Uhr beginnt. Am unbequemsten würde der Tages- und Jahreswechsel von den Bewohnern Australiens empfunden werden, denn dort fällt derselbe in die zweite Nachmittagsstunde, vollzieht sich etwa um 14 Uhr. Indeß diese Leute könnten sich mit den hiesigen Astronomen trösten, welchen durch diese neue Zeiteintheilung ihr ganzes eigentliches Arbeitsfeld zerrissen und zwei Tagen zugetheilt wird. Das ist nun scheinbar eine Unbequemlichkeit für viele Industrielle und Gewerbetreibende; allein es ist eben nur scheinbar eine Unbequemlichkeit; in Wirklichkeit würde sich das Publikum sehr rasch an die Veränderung ge-

wöhnen und es nicht mehr komisch finden, wenn die Sonne um 10 Uhr oder um 15 Uhr ihren höchsten Stand erreicht, da wir in unseren Gewohnheiten absolut nichts zu ändern brauchten, indem die verschiedenen Verrichtungen nur auf eine anders benannte Tagesstunde verlegt würden, in Wirklichkeit aber zur selben Zeit geschehen wie früher. Wenn wir dagegen in der Zeitung von einem Naturereigniß (Erdbeben, Nordlicht, Kometenerscheinung &c.) lesen oder von einer um so und so viel Uhr gehaltenen Rede den telegraphischen Bericht einsehen, so wissen wir, ohne weitere Umrechnungen vornehmen zu müssen, gleich, was bei uns zu dieser Zeit geschah, resp. zu welcher Zeit das Ereigniß in Wirklichkeit passirte. Wer weite Reisen zu machen hat, dem wird der Vortheil der neuen Zeitrechnung sofort auffallen; hat er doch nicht mehr nöthig, an jeder Grenze seine Uhr anders zu stellen, sondern weiß genau, wie lange Zeit er zu seiner Reise gebrauchte. Für den Eisenbahn- und Telegraphenverkehr ist die Einführung der Weltzeit von hervorragender Bedeutung und es ist daher wohl erklärlich, daß gerade diejenigen Leute, welche auf den Wechsel des Aufenthaltsortes angewiesen sind, mit Spannung die Entwickelung dieser Frage verfolgen. Aber auch für die an der Scholle haftende Menschheit ist ihre Lösung von großem Vortheile. Vor Kurzem hörten wir bei einem Gespräch über die „Weltzeit" den Einwand, daß durch ihre Einführung ja alle unsere Uhren unbrauchbar würden. Das ist keineswegs der Fall, denn alsbald würde sich Jedermann daran gewöhnt haben. während der zweiten Hälfte des Tages zu der von der Uhr angegebenen Stunde noch zwölf hinzuzufügen und die Zeit somit doch richtig abzulesen. Wer's aber nicht kann, der möge an's untere Ende der Ziffern von I bis XII seines Zifferblattes die Zahlen von XIII bis XXIV notiren und sich während der zweiten Hälfte des Tages nach diesen richten. N. Wechsel.

Ein Citat zu rechter Zeit. — Bekanntlich schuf die eiserne Hand Peter's des Großen das neu errichtete Staatsgebäude des russischen Reiches, dessen Fundament die Selbstherrschaft des Zaren bildete. Nach der Vernichtung des Strelitzencorps fand der Kaiser bei der Gefügigkeit des Senats nur schwachen Widerstand seiner gewaltigen Reformationspläne. Der Einzige, der ungescheut dem Gebieter zu widersprechen wagte, war der Fürst Jakob Dolgoruky, der auch meistens den oft allzu absoluten Willen des Monarchen im Sinne der Gerechtigkeit zu beschränken vermochte. Eines Tages lag dem Senat ein Ukas Peter's vor, dem der Fürst seine Zustimmung aus Gründen der Billigkeit verweigerte. Von dem leicht aufbrausenden Zar gedrängt und selbst beleidigt, ließ sich der unerschrockene Verfechter des Rechtes hinreißen, das verhängnißvolle Blatt mit der Unterschrift des Kaisers zusammengeballt zu Boden zu werfen. Zornflammend riß der gekränkte Herrscher das Schwert aus der Scheide, den Kühnen zu durchbohren, aber statt dem ihm bedrohenden Streiche zu entfliehen, trat der Fürst dem hochgereizten Autokraten ruhig entgegen und bot ihm seine Brust zum Stoße dar. „Willst Du den Alexander spielen, Zar," sagte er mit lauter Stimme, „magst Du auch Deinen Clitus finden!" Die Anspielung auf den Jähzorn des großen Makedoniers, der selbst des besten Freundes nicht geschont, entwaffnete sofort den heftigen Jähzorn, jene Untugend, die neben besseren Eigenschaften Peter I. mit dem von ihm als Heros verehrten Makedonier gemein hatte. Der Stahl entsank seiner Hand, und den Fürsten in seine Arme schließend, bat der Kaiser Dolgoruky vor allen Zeugen dieses Auftrittes um Verzeihung, mit dem Versprechen, bei ähnlichen Vorkommen der Stunde zu gedenken, die ihn beinahe des treuesten seiner Freunde durch eigene Schuld beraubt hätte. H—d.

Die Banianen. — Eine der interessantesten Bevölkerungsgruppen des in neuester Zeit oft genannten Zanzibars sind die

Banianen, d. h. Hindu von der Kaste der Kaufleute, welche sich an der ostafrikanischen Küste angesiedelt haben. Diese Leute essen, gemäß ihrer Religion, niemals Fleisch, Fisch, Eier oder irgend etwas, was Leben gehabt hat, sondern leben ausschließlich von Mehl, Gemüsen und Milchspeisen. Der Gebrauch von Löffeln, Schüsseln und Tellern ist ihnen verboten, daher sie mit den Fingern von Baumblättern essen, welche sie nach jedem Mahle wegwerfen, denn die Blätter dürfen nur ein einziges Mal gebraucht werden. Da der Gebrauch des Fleisches den Banianen durch ihre Religion streng verboten ist, kann man sie mit einem Knochen oder Stück Fleisch leicht vertreiben. Jeder, der sich nicht zum banianischen Glauben bekennt, wird von den Leuten als unrein angesehen. Wenn daher ein Fremder die Speise eines Banianen anzurühren sich erlaubte, so würde dieser Letztere eher vorziehen zu sterben, als davon zu essen. Die Banianen trinken zudem auch kein anderes Wasser als das, welches sie aus dem Brunnen ihres Hauses bekommen, oder selbst an der Quelle schöpfen. In ihrer Kleidung und all' ihren Sachen sind sie sehr schmutzig. Die Banianen glauben an die Seelenwanderung, daher schonen sie alle Thiere, besonders die Kühe sind ihnen heilig. Am Tage nach einer Beerdigung machen sie große Ausgaben, um mit Manioc, Bataten, Mais ꝛc. alle Kühe zu füttern, welche sie zusammen bekommen können, damit die Seelen der Verstorbenen, welche darin wohnen, nicht verhungern müssen. Für das liebe Rindvieh ist das Land der Banianen also in mehrfacher Hinsicht ein wahres Paradies. C.

Fatale Geburtstagsfeier. — Aus Brasilien theilt uns der zuverlässige Reisende J. J. v. Tschudi folgenden merkwürdigen Vorfall mit. Ein armer Mann hatte durch einen sterbenden Spanier, den er lange in seiner Hütte gepflegt hatte, die genaue Angabe des Ortes erhalten, wo während des Befreiungskrieges 1822 eine Kriegskasse vergraben worden war.

Die Regierung wußte wohl mit Bestimmtheit, daß ein Offizier bei seinem Rückzug eine Kriegskasse eingegraben hatte, aber das Wo? war die kitzelige Frage, und man hatte schon sehr häufig an verschiedenen Stellen vergeblich darnach gesucht. Der Mann, ein Halbindianer, der nun im Besitz der genauesten Ortsangabe war, machte sich, nachdem er seinen Gast beerdigt hatte, auf den Weg und fand die bezeichnete Situation leicht. Er wußte bestimmt, daß er längs des Fußes eines Felsens zu graben habe. Er eröffnete einen Graben und schaufelte nun Tag und Nacht emsig. Schon hatte er einen 20 Ellen langen Stollen ausgeworfen, als ihm die Arbeit etwas hart zu werden anfing; er erinnerte sich zugleich, daß heute sein Geburtstag sei, und von der Ueberzeugung ausgehend, daß er diesen nothwendig feiern müsse, kehrte er nach seiner Hütte zurück, um die Arbeit erst am nächsten Tage wieder aufzunehmen. Ein anderer Mann aber, der ebenfalls lange nach dem Gelde gesucht und die Arbeiten des gewissenhaften Schatzgräbers aus sicherem Versteck täglich beobachtet hatte, nahm in der Nacht dessen verlassenes Werk auf, und nachdem er den Graben kaum zwei Ellen weiter aufgeworfen hatte, stieß er auf vier mit spanischen Thalern und Goldunzen gefüllte kleine, lederne Koffer. Es waren zwei vollständige Maulthierladungen Geld. Noch in der nämlichen Nacht brachte der glückliche Finder mit Hilfe eines verschwiegenen Kameraden seinen Fund in Sicherheit. Man kann sich die Ueberraschung denken, als der ursprüngliche Besitzer des Geheimnisses nach seiner „Geburtstagsfeier" die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen wollte und das Nest schon ausgehoben fand. „Ich kenne den Finder des Schatzes persönlich," versichert Herr v. Tschudi, woraus wir entnehmen, daß wir es hier nicht mit einer erdichteten Anekdote zu thun haben. Hsch.

Eine gefährliche Führerschaft. — Ein berühmter englischer Arzt besuchte einst die große Irrenanstalt zu New-York,

um die dortigen Einrichtungen kennen zu lernen. Der Dirigent hatte ihm die Erlaubniß ertheilt, sich beliebig in dem weitläufigen Institut umzusehen und ihm gestattet, so oft zu kommen, als es ihm beliebte. In einer Abtheilung begegnete ihm einmal ein Herr, den er um eine Auskunft bat, die jener nicht nur in bereitwilligster und erschöpfendster Weise ertheilte, sondern sich auch erbot, den Arzt durch die übrigen Theile des Gebäudes zu begleiten, was dieser gern annahm. Der Mann erwies sich dem Engländer gegenüber sehr zuvorkommend und gefällig, so daß der Arzt manchen gewünschten Aufschluß durch ihn empfing. Vor der Zelle eines Wahnsinnigen blieb der Führer plötzlich stehen. „Der Inhaber dieser Stube," sagte er, „bildet sich ein, er sei Gott der Sohn; der Narr, wäre er das, so müßte ich es doch wissen, da ich Gott der Vater bin!" Der Fremde merkte jetzt natürlich, daß er es mit einem Geisteskranken zu thun hatte, bei welchem sich zeitweise lichte Stunden zeigten, denen aber, wie das bei derartigen Kranken häufig vorkommt, immer wieder die alten Wahnvorstellungen folgten. „Du scheinst zu zweifeln!" schrie der Irre wüthend, als der Arzt schwieg, „gut, so will ich Dir Beweise bringen. Hier, sofort springst Du zu diesem Fenster hinab und Du wirst mit meiner Hilfe unbeschädigt auf die Straße gelangen; hegst Du aber Mißtrauen, so werfe ich Dich hinunter, damit Du meine Macht erkennst." Es war im dritten Stockwerk des hohen Gebäudes. Einige Sekunden sah der Führer sein Opfer mit wildem Blicke an, dann plötzlich packte er den Arzt mit Riesenkraft und wollte ihn zu dem Fenster emporheben. Hier konnte nur ein glücklicher Einfall retten. — „Wenn Du weiter nichts von mir verlangst, als das," versetzte dieser mit scheinbarer Ruhe, „so will ich gern Deinen Willen erfüllen. Aber noch viel mehr würde ich Dich bewundern, wenn Du mir erlauben wolltest, auf die Straße hinab zu gehen und von unten herauf zu springen." Das leuchtete dem Wahnsinnigen ein, willig ließ er den

Fremden gehen, der seiner Geistesgegenwart sein Leben verdankte. An seiner Stelle erschienen bald darauf eine Anzahl Wärter, die den unglücklichen Irren in Gewahrsam nahmen und unschädlich machten. M. L.

Ein Königsbegräbniß bei den Mongolen. — Man trägt die Leiche des Herrschers in ein aus Backsteinen aufgeführtes Gebäude, das mit vielen steinernen Bildern ausgeschmückt ist. Mit der Leiche begräbt man Gold- und Silbermünzen, kostbare Kleider und andere Sachen, deren man in einem anderen Lande etwa bedürftig sein könnte. Bei der Feierlichkeit müssen viele Menschen ihr Leben lassen. Man wählt die schönsten Kinder beiderlei Geschlechts aus, die so viel Quecksilber verschlucken müssen, bis sie sterben; dann behalten sie, sagen die Mongolen, ihre frische Gesichtsfarbe und sehen aus, als ob sie leben. Diese Leichen stellt man um den todten Körper des Königs, den sie im Tode wie im Leben bedienen sollen, denn sie halten in den Händen Fächer, Pfeifen, das Schnupftabaksdöschen und andere derartige Dinge, ohne welche ein Tatarenfürst nicht sein kann. Damit alle diese begrabenen Schätze nicht geraubt werden, hat man ein sinnreiches Mittel erdacht. Man stellt in das Gewölbe eine Art Bogen, der bei der Berührung eine Menge Pfeile zugleich abschleudert. Diese mongolische Höllenmaschine ist derartig angebracht, daß die Pfeile sämmtlich den Menschen treffen, welcher es wagt, die Eingangsthüre zu öffnen. Das Abschnellen des ersten Pfeils übt einen Druck, welcher bewirkt, daß der zweite losgeht, der zweite wirkt in derselben Weise auf den dritten und so fort bis zum letzten. Wer also aus Neugier oder Habsucht jene Thüre öffnet, wird in demselben Augenblicke von Pfeilen durchbohrt niedersinken. Dergleichen gefährliche Maschinen stehen bei allen Bogenhändlern feil und die Chinesen kaufen sie manchmal, um damit ihre Wohnungen zu schützen, falls sie längere Zeit vom Hause abwesend sein müssen. R. O.

Ein aufgeklärtes Wunder erzählt ein Zeitgenosse aus dem Leben des durch seine Frömmigkeit so berühmt gewordenen Abbé Lamennais, der zur Zeit Ludwig's **XV.** in Paris lebte. Der ernste Zug der Frömmigkeit und freigebigster Wohlthätigkeit beseelte den Abbé schon in den ersten Jahren seiner theologischen Laufbahn, so daß er den größten Theil seines monatlichen Gehalts von 100 Livres unter die Armen vertheilte und am Ende des Monats unfreiwillig fasten mußte. Er schränkte sich infolge dessen für seine Person so sehr als möglich ein und theilte sogar seine Stube mit einem anderen jungen Geistlichen, um billiger zu wohnen. Einst war wieder das Ende eines Monats mit seiner vollständigen Ebbe in der Kasse des jungen Abbé gekommen. In aller Morgenfrühe eilt er hinaus, um seine Messe zu lesen; er hatte sich sehr eilig angezogen, aber das Eine wußte er mit Bestimmtheit, daß er keinen Groschen in der Tasche besaß. Gleich auf der Straße stellt ihn eine unglückliche Frau mit der Bitte um ein Almosen um Gottes willen; verlegen sagt Lamennais ihr offenherzig, daß er selbst keinen Heller besitze und vertröstet sie auf den kommenden Monat. Die Alte aber läßt sich nicht abweisen, beschwört ihn, wenn er nicht helfe, müsse sie Hungers sterben, und bitte ihn, er möchte doch noch einmal in seinen Taschen nachsehen, mit Gottes Hilfe würde sich schon noch etwas für ihre Armuth finden. Lamennais, um sie zu überzeugen, kehrt seine Hosentasche um, aber wer beschreibt sein Erstaunen, als wirklich zwei Thalerstücke herausfallen. Hier ist ein Wunder geschehen, denkt der Abbé, gibt der Armen die beiden Thaler und eilt in die Kirche. Mit gehobenem Gefühle schreitet er dann nach Hause; aber an der Thüre empfängt ihn schon scheltend sein Stubengenosse. „Wie kommst Du in aller Welt dazu," ruft er, „meine Hose anzuziehen; Du hast mich in eine schöne Verlegenheit gebracht; es steckt mein letztes Geld, zwei Thaler darin, die ich meiner Wäscherin heute morgen versprochen hatte. Die

gute Alte hat mir schön zugesetzt. Nun gib nur her, damit ich sie zufrieden stelle!" Die Ernüchterung des armen Abbé war groß, er war wie aus den Wolken gefallen, denn das Wunder war doch zu prosaisch aufgeklärt. J.

Sinnreicher Aberglaube. — Bei dem Stamme der Seneka-Indianer herrscht ein sehr poetischer Gebrauch. Wenn ein Mädchen stirbt, so sperren sie einen jungen Vogel ein, solange, bis er beginnt zu singen. Dann setzen sie ihn in seinem Käfig auf das Grab der Todten, beauftragen ihn mit Grüßen, Küssen, zärtlichen Worten an die Verstorbene, und öffnen darauf die Thüre seines Gefängnisses, um ihn freizulassen. Wenn er nun sich hoch in die blaue Luft aufschwingt, und fortfliegt, so glauben sie, daß er die Flügel nicht eher rasten läßt, die Augen nicht früher schließt, als bis er im Land der Geister anlangt, um dort all' die Grüße, Küsse und Zärtlichkeiten zu überbringen, die man ihm aufgetragen hat. K. N.

Eine eigenthümliche Belohnung. — Von den Sienesen wird eine Anekdote erzählt, die, wahr oder unwahr, jedenfalls eine große kulturhistorische Wahrscheinlichkeit besitzt. Ihr oberster Feldherr hatte sie einst aus schwerer Noth gerettet, indem er ihnen die Freiheit, die durch eine langjährige Belagerung auf dem Spiele stand, durch Bekämpfung ihrer Feinde wiedergab. Sie berathen, wie sie dies Verdienst belohnen sollen, sie berathen lange, aber, wie es scheint, erfolglos. Denn selbst, wenn sie ihn zum Herrn der Stadt erheben, so ist er nach ihrer Meinung nicht genug entschädigt. Endlich macht einer von ihnen den Vorschlag, sie sollten ihn tödten, um ihn dann — als Stadtheiligen verehren zu können. Und so geschah's, denn der Vorschlag fand Anklang, ihr Retter und Befreier ward getödtet, um dann als Stadtheiliger verehrt zu werden. J. D.

Schlimme Mode. — Als sich die Mode der Reifröcke in des Wortes eigentlichster Bedeutung breit machte, sprach ein

französischer Mönch ebenso kurz als inhaltreich dagegen. „Liebe Zuhörerinnen," sagte er, „wie Ihr wißt, gibt es nur zwei Wege, auf denen die Menschen dahingehen. Der eine, breit, — es ist der Weg der Verdammniß und er führt zur Hölle; der andere, eng und schmal, — der Weg des Heiles, und auf ihm gehet man zum Himmel ein. Auf diesem aber könnet Ihr nicht durchkommen, weil Ihr Euch so breit macht, daher rathe ich Euch, machet Euch schmäler!" J. D.

Bestrafte Unwahrheit. — Ein Herr eilt den Perron entlang und sucht noch einen leeren Platz in dem stark besetzten Zuge. Endlich findet er in einem Coupé neben einem dicken Herrn noch einen Platz frei — doch nein, auf letzterem steht eine schwarze Reisetasche. — „Besetzt?" — „Ja, mein Freund ist nur eben fortgegangen — kommt gleich wieder," lautet die Erwiederung des Dicken, der den Platz neben sich gerne frei behalten wollte. — Der Andere steigt trotzdem ein, setzt sich und sagt: „Ich werde den Platz wieder räumen, sobald Ihr Freund erscheint." — Das Signal zur Abfahrt ertönt. „Ihr Freund thäte gut, sich zu beeilen," sagt der Herr, „der Zug setzt sich in Bewegung" — „Ihr Freund hat den Zug verpaßt," fährt er im Tone des Bedauerns fort, „aber sein Gepäck soll er wenigstens nicht einbüßen." Und damit schleudert er die schwarze Reisetasche zum Fenster hinaus. Der dicke Herr springt entsetzt auf, er kann eben noch die Tasche — seine Reisetasche natürlich — auf den Perron kollern sehen. v. P.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

